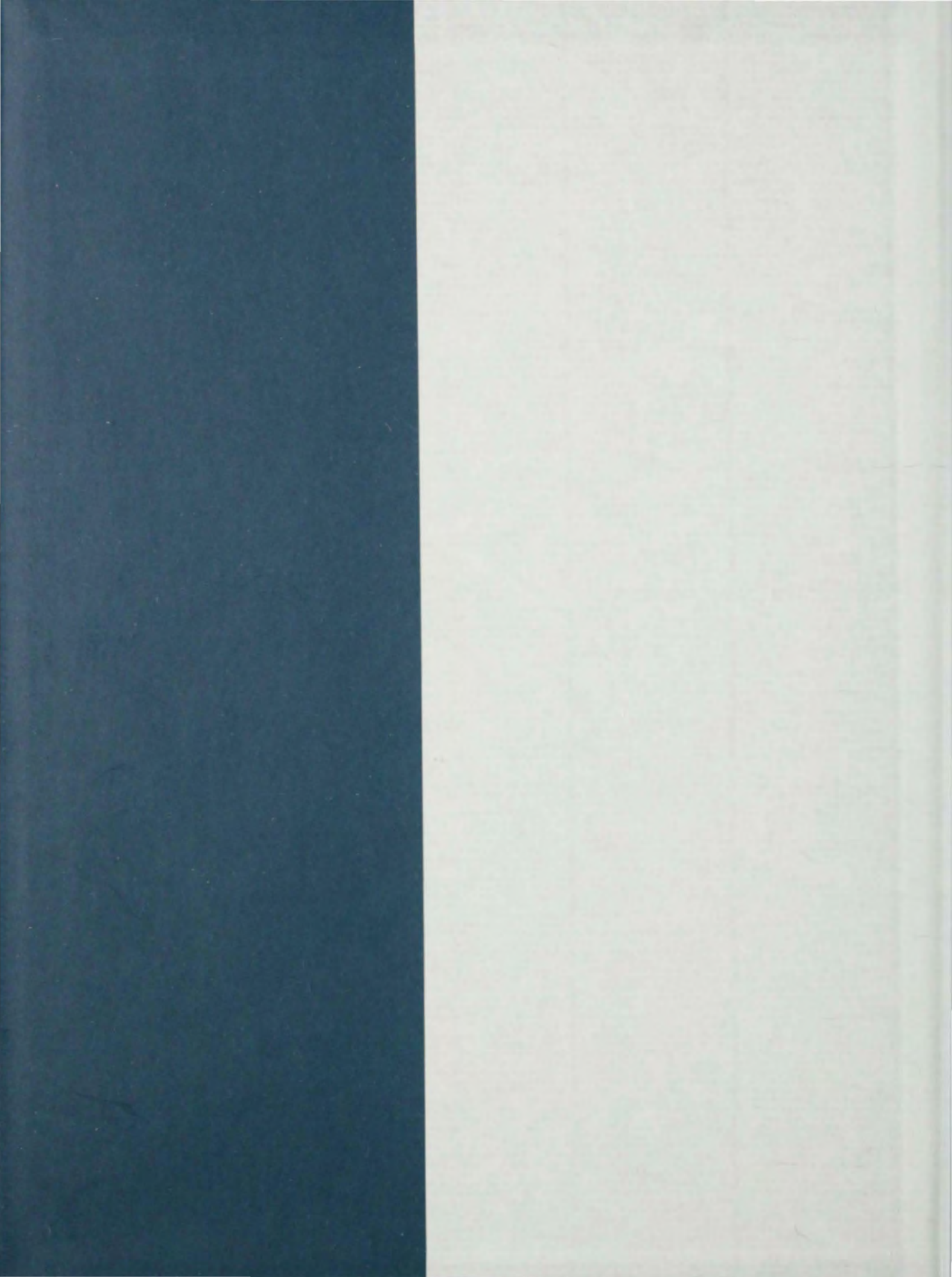


Anton Amann/Gerhard Majce (Hg.)

**Soziologie**  
in interdisziplinären  
**Netzwerken**

böhlau



15/10/20



Anton Amann / Gerhard Majce (Hrsg.)

# Soziologie

in interdisziplinären Netzwerken

Leopold Rosenmayr gewidmet

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

Gedruckt mit Unterstützung  
durch den Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Wien.  
Wissenschaftliche Vorarbeiten wurden gefördert von  
der Wissenschafts- und Forschungsförderung der Stadt Wien, MA 7  
und dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Wien.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-205-77280-6

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte,  
insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen,  
der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege  
und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben,  
auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2005 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H. & Co. KG, Wien · Köln · Weimar  
<http://www.boehlau.at>  
<http://www.boehlau.de>

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

Druck: Ferdinand Berger & Söhne, 3580 Horn, Österreich

## Vorwort

Dass die Soziologie ihre Zukunft nicht in umfassenden Theoriekonstruktionen im Sinne der Grand Theory finden wird, die möglichst alle wesentlichen Fragen über Mensch und Gesellschaft beantworten können sollen, ist eine ebenso weit geteilte Auffassung wie jene, dass die separatistische Einzelthemenforschung den theoretischen Fortschritt wenig befruchte. So leicht sich die an der Diskussion Beteiligten auch unter diesen Vorbehalten zusammenfinden, überzeugende Gegenentwürfe lassen sich trotzdem kaum finden.

In rein gedanklichen Konstruktionen sind solche Probleme wohl auch nicht zu lösen. Wir gehen eher davon aus, dass sich Perspektiven erfolgreicher Weiterentwicklung in der praktischen wissenschaftlichen Zusammenarbeit aufbauen. „Zusammenarbeit“ ist hier in weitem Verständnis zu fassen. Mindestens hätte sie aber folgende Bedingungen zu erfüllen: Sie müsste die systematische Verständigung über gemeinsame Forschungsfragen zwischen den Disziplinen betreffen, die Annäherung – und wo dies möglich ist: die Integration – unterschiedlicher Methodologien, die Überwindung nationaler Begrenzungen, und schließlich Neufassungen der Verhältnisse zwischen Wissenschaft, Politik und gesellschaftlicher Praxis.

Strenge Interdisziplinarität in der Forschung, wie sie in den Natur- und Computerwissenschaften sich etabliert hat, konnte in der Soziologie nie durchgesetzt werden. Mit der Vorstellung von mehr Interdisziplinarität wird aber doch die Hoffnung auf eine weniger beengte und damit zugleich weltoffenere Perspektive einer Wissenschaft verbunden. In diesem Buch wird nun nicht den üblichen Kritiken nachgegangen, sondern im materiellen Sinn einem anderen Konzept gefolgt. Es gründet auf drei Perspektiven: Interdisziplinarität als wissenschaftliche Haltung dafür, dass in konsequenzenreicher Weise in verschiedenen Disziplinen in verschiedenen Sprachen über Probleme derselben Welt gesprochen wird; Interdisziplinarität als theoretisch-methodische Öffnung von Einzeldisziplinen, verbunden mit der Notwendigkeit inter- oder transkultureller Öffnung; Interdisziplinarität als besondere Form der Expertise im Verhältnis zwischen Forschung und Gesellschaft.

In insgesamt 15 Beiträgen werden diese Perspektiven empirisch und theoretisch in nationalen und transnationalen Analysen eröffnet. Sie stammen aus verschiedenen Disziplinen wie: Soziologie, Ethnologie und Medizin, und aus verschiedenen Forschungsprogrammen wie: Altersforschung, internationale Entwicklungsforschung oder Epidemiologie. Mit dieser Sammlung ist das Konzept einer anderen Interdisziplinarität freilich noch nicht eingelöst, sie gibt aber Hinweise darauf, wie es aussehen könnte.

Zum 75. Geburtstag Leopold Rosenmayrs wurde im November 2000 in Wien, mit Unterstützung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kunst, ein zweitägiges Symposium abgehalten, das auf solche eben genannten Fragen ausgerichtet war. „Soziologie in interdisziplinären Netzwerken“ sollte als Tagungsthema auf diese Absicht hinweisen. Die Referentinnen und Referenten aus verschiedenen europäischen Ländern und aus verschiedenen Disziplinen zu gewinnen, diente als weiterer Schritt, sich dem gesteckten Ziel anzunähern. Unser ausdrücklicher Dank aber gilt Frau Gerda Geyer für ihre in verschiedenster Hinsicht wertvolle Mitarbeit.

Der vorliegende Band ist aus diesem Symposium entstanden, er gibt allerdings nur einen Teil des Spektrums getreu wieder. Auf der einen Seite hatten nicht alle, die Vorträge hielten, auch die Möglichkeit, für den Druck bestimmte Texte zu verfassen, andere waren an der Teilnahme verhindert, lieferten aber Manuskripte, die ursprünglich für einen Vortrag geplant worden waren. Reibungsverluste dieser Art sind nun einmal Teil der akademischen Routine, bedauerlich, aber unvermeidlich. Dazu zählt auch, dass sich durch eine Reihe technischer Probleme die Veröffentlichung stark verzögert hat. Wir danken jedenfalls allen, die in der einen oder anderen Form durch ihr Engagement zum Gelingen beigetragen haben. In den meisten Beiträgen werden die intellektuelle Anregung und ihre theoretische Wegweisung sichtbar, die von Leopold Rosenmayr über Jahre hinweg ausgegangen sind.

*Anton Amann*

*Gerhard Majce*



## Inhalt

Vorwort .....	5
---------------	---

Anton Amann, Gerhard Majce

Einleitung .....	13
1. Interdisziplinärer Perspektivenwandel .....	13
2. Babylon oder Herrmann von Helmholtz? .....	14
2.1 Konzept- und Empiriedefizite – am Beispiel der Soziologie und Gerontologie .....	16
2.2 Transkultureller Perspektivenwechsel .....	21
2.3 Wissenschaft und Gesellschaft und der Wandel des Expertenwissens .....	25

### Teil I: Wissenschaft und Politik als Kräfte gesellschaftlicher Veränderung

Leopold Rosenmayr

Frühe Erfahrungen – späte Einsichten .....	31
1. Die Soziologie in Österreich und die Bedürfnisse der Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg .....	34
2. Wiederaufbau und Sozialforschung .....	36
3. Anfänge der auf Stichproben gestützten Sozialforschung in Österreich im Jahre 1954 .....	38
4. Verbindungen zu Geschichte und Demografie .....	41
5. Sozialpsychiatrische „Andockung“ der Sozialforschung .....	42
6. Untersuchungen der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle an der Universität Wien .....	44
7. Internationalisierung der Nachkriegs-Soziologie in Österreich .....	48
8. Praxisbezüge und Verstehen im Anwendungsbezug der Forschung .....	53
9. Dorfstudien und Fallgeschichten in Afrika .....	55
10. Ohne Methodenpluralismus keine Erneuerung der Soziologie .....	57
11. Entwicklungsforschung zum Verständnis von Globalisierung .....	61
12. Fragen stellen – damit etwas berichtet werden kann .....	63

13. Rückblick .....	64
14. Rückkehr zur Philosophie .....	71

## Ulrich Beck

Die kosmopolitische Gesellschaft und ihre Feinde .....	77
1. Was ist eine kosmopolitische Soziologie? .....	77
2. Was ist eine kosmopolitische Gesellschaft? .....	87
2.1 Raum-Zeit .....	91
2.2 Identität .....	93
2.3 Produktionsparadigma .....	93
2.4 Klasse und Macht .....	94
2.5 Dilemmata des Kosmopolitismus .....	97
3. Wer sind die Feinde kosmopolitischer Gesellschaften? .....	100
3.1 Nationalismus .....	101
3.2 Globalismus .....	102
3.3 Demokratischer Autoritarismus .....	104

## Malcolm Johnson

Alternstheorien und sozialer Wandel .....	107
1. Die Gerontologie: Entwicklung und Fehlentwicklung .....	107
2. Der Theoriestand in der heutigen Gerontologie .....	111
2.1 Das Problem der Theorieentwicklung in der Gerontologie .....	111
2.2 Was Gerontologen zu erklären versuchen .....	112
3. Altern und sozialer Wandel – zwei Arten des Zugangs .....	113
3.1 Die biografische Perspektive .....	113
3.2 Modernisierungstheorie .....	114

## Anton Amann

Praxisbezug in der Soziologie: Außer Kurs geraten? .....	119
1. Einige Einschränkungen .....	119
2. Kurzer Rückblick auf die Verwendungsdebatte .....	121
2.1 Das Grundmuster .....	121
2.2 Frühe Euphorie und Spekulationen .....	121
2.2.1 Entzauberte Zuständigkeiten .....	121
2.2.2 Der alte Traum der Planung .....	123
2.3 Die Ernüchterung .....	124

2.4 Der „Paradigmenwechsel“ .....	125
3. Verwendungsfunktionen .....	127
3.1 Traditionelle Interpretationen .....	127
3.2 Kritische Interpretationen .....	128
4. Gegenwärtige Verwendungsbedingungen .....	129
5. Der Wandel des Expertenwissens .....	132

## Teil II: Nähe und Ferne „benachbarter Disziplinen“

Martin Kohli

Soziologische Theoriebildung und empirische Altersforschung .....	141
1. Theorie und Empirie .....	141
2. Altern als Herausforderung an die Soziologie .....	143
3. Vier Forschungsbeispiele .....	147

Franz Kolland

Globalisierung des Alterns – Fragen der Gerontologie an die Entwicklungssoziologie .....	153
1. Die demografische Situation .....	153
2. Theoretische Erklärungsansätze .....	156
3. Soziale Benachteiligung im Alter und staatliche Sicherungssysteme .....	157
4. Innerfamiliäre Lebensbedingungen: empirische Befunde zu Koresidenz und Hilfetransfers .....	158
4.1 Koresidenz .....	159
4.2 Monetäre Transfers und instrumentelle Hilfeleistungen .....	159
5. Altenmacht und Statusverlust .....	161

Marie-France Chevron

Ethnologie und Soziologie: getrennte Entwicklung, gemeinsame Aufgaben .....	164
1. Zur Identität einer Wissenschaft .....	164
1.1 Zwischen einzelwissenschaftlicher Arbeit und Multi- oder Interdisziplinarität .....	164
1.2 Stellenwert von Gegenstand und Methode .....	166
1.3 Getrennte Entwicklung .....	168

2. Gemeinsame Aufgaben .....	170
2.1 Thematische Gemeinsamkeiten .....	170
2.2 Gemeinsamkeit der Forschungsfelder .....	171
3. Gemeinsames Schicksal, Ausblick .....	173

Josef Hörl

Das neue lange Leben – ein soziologisches Problem .....	177
1. Das Erscheinen des langlebigen Menschen .....	177
2. Gesellschaftliche Reaktionsweisen auf das demografische Altern .....	179
3. Theoretische Ansätze in den Sozialwissenschaften .....	180
4. Das Beispiel von Arbeit, Pension und Ruhestand .....	182
5. Die Zukunft des Alterns .....	186

### Teil III: Generationenverhältnisse und Alternsprozess

Ursula Lehr

„Erfolgreich Altern“ – psychologische Aspekte .....	193
1. Was ist „erfolgreiches Altern“? – Zur Begriffsklärung .....	193
2. Welches sind die Voraussetzungen bzw. die Gründe für ein „erfolgreiches Altern“? .....	195
2.1 Interindividuelle und intraindividuelle Differenzen .....	195
2.1.1 Korrelate des „erfolgreichen Alterns“ im Sinne der Lebenszufriedenheit .....	196
2.1.2 Lebenszufriedenheit, „erfolgreiches Altern“ – ein „Figur-Grund-Problem“? .....	198
2.2 „Erfolgreiches Altern“ im Sinne „objektiver“ Kriterien .....	199
2.2.1 Kompetenzerhaltung .....	199
2.2.2 Langlebigkeit .....	199
3. Zusammenwirken der Einflussfaktoren .....	200

Gerhard Majce

Die Tragfähigkeit herkömmlicher Generationenvorstellungen für die Zukunft .....	203
--	-----

Wolfgang Schulz, Robert Strodl, Gert Lang

Alter und Lebensqualität – eine methodologische Diskussion zum Stellenwert der „Variable“ Alter .....	211
1. Biologisches und soziales Alter .....	211
2. Alter und Lebensqualität .....	212
3. Alter, Krankheit, Partnerschaft und Lebensqualität .....	215
4. Krankheit, Partnerschaft und Lebensqualität .....	221
5. Schlussbemerkung .....	222

Claudine Attias-Donfut

Geschlechtsrollen, Generationen und sozialer Wandel .....	224
1. Was bedeutet Generation? .....	225
2. Der Dreigenerationensurvey .....	227
3. Die Ergebnisse .....	228
3.1 Veränderungen in den Bildungs- und den Beziehungsmustern .....	228
3.2 Wandel in der Großelternschaft .....	233
3.3 Schlussfolgerung .....	235

#### Teil IV: Wissenschaft heißt Brücken schlagen

Christoph Reinprecht

Das Afrika der Individuen – Die malische Jugend zwischen Individualisierung und Marginalisierung .....	241
1. Einleitung .....	241
2. Jugend als gesellschaftlicher Akteur .....	242
3. Zum Konzept der Individualisierung im Kontext afrikanischer Entwicklung .....	243
4. Die widersprüchliche Bedeutung von formaler Bildung im Entwicklungsprozess .....	246
5. Bildung als Motor sozialer Differenzierung und Individualisierung .....	248
6. Wachsender Ambivalenzdruck prägt die Generation der heute Heranwachsenden .....	252

Franz Böhmer

Aufgaben der Prävention in der Gerontologie .....	255
1. Problemstellung .....	255
2. Der geriatrische Patient .....	256
3. Prävention .....	258
3.1 Primärprävention .....	258
3.2 Sekundärprävention .....	259
3.3 Tertiärprävention .....	260
3.4 Prävention von Stürzen .....	261
4. Zusammenfassung .....	262

Heinrich Stemberger

Parasitologische und seroepidemiologische Untersuchungen an einer Dorfpopulation in der Sahelzone von Mali .....	265
---	-----

Leopold Rosenmayr

Nachlese .....	275
1. Die Blickweise wurzelt im Subjekt .....	275
2. Rückholung von Subjekt und Kultur in die Sozialforschung .....	278
3. Orientierungsfigur Wilhelm Dilthey (1833–1911) .....	282
4. „Abrüstung“ von Erwartungen an die „Wirksamkeit“ eigener Forschungen .....	287
5. Notwendige Polarisierung von Philosophie und Wissenschaft .....	290
6. Denken und Meditieren .....	292
7. Das Ich und seine Ungewissheit .....	295
8. Ermutigung zur Kreativität .....	297
9. „Bestrebungen zur Weisheit“ (I. Kant) .....	300
10. Persönliche Erfahrungen inmitten von Wissenschaft .....	303
11. Lebenslange Liebe der Antike .....	308
12. „Morphosis“ – Formgewinnung .....	313
Leopold Rosenmayr. Auswahl aus dem Schriftenverzeichnis .....	317

**Anton Amann, Gerhard Majce**  
**Einleitung**

*1. Interdisziplinärer Perspektivenwandel*

In diesem Übersichtstext soll einerseits eine zu geänderten Sichtweisen einladende Argumentation zum Interdisziplinaritätsthema vorgestellt werden und andererseits die Bedeutung der Einzelbeiträge innerhalb dieser Argumentation zur Geltung kommen. Damit wird der Bezugnahme auf die einzelnen Kapitel mehr als die meist in Sammelbänden übliche kurze Inhaltswiedergabe abverlangt; die Herausgeber haben sich bemüht, deutlich zu machen, dass es im Lichte interdisziplinären Erfahrungsaustausches auch um die Eröffnung von Perspektiven gehen muss, die sich vom „klassischen“, auf die Projektförmigkeit wissenschaftlicher Kooperation zielenden Modell abheben. Der besseren Lesbarkeit willen sind wörtliche Zitate aus den einzelnen Beiträgen kursiv gesetzt und mit dem Autorennamen versehen.

Mit der Vorstellung von Interdisziplinarität ist im Allgemeinen die Hoffnung auf eine weniger beengte und damit zugleich weltoffenere Perspektive einer Wissenschaft verbunden. In der jüngeren Diskussion wird dieser Idee dadurch näher zu kommen versucht, dass über die erwähnte Auffassung von Interdisziplinarität als projektgebundene Kooperationsform zwischen Menschen verschiedener wissenschaftlicher Sozialisation hinausgegangen wird und „Umwelten“ mit einbezogen werden. Neben die Interdisziplinarität in der Forschungspraxis treten jene in der industriellen Praxis, in der Lehre und in der Forschungsförderung sowie zusätzlich die Diskussionen über strukturelle Maßnahmen zur Unterstützung interdisziplinärer Forschung, zur Institutionalisierung dieser Forschung und zur geeigneten Karriereplanung. Ludwig Wittgensteins Diktum, dass da, wo sich wirklich zwei Prinzipien treffen, die sich nicht miteinander aussöhnen können, jeder den anderen für einen Narren und Ketzer erkläre, hat indes auch unter diesen Erweiterungsversuchen seine Geltung noch nicht gänzlich verloren.

Die Forderung nach mehr Interdisziplinarität ist ebenso überstrapaziert wie die Klage über die Schwierigkeiten der faktischen Einlösung. Daher wird hier keinem der beiden Gedanken ausführlicher nachgegangen, sondern versucht, eine vermittelnde Position sichtbar zu machen. Sie lässt sich durch drei Charakteristika umreißen. (1) Um Interdisziplinarität als Perspektive überhaupt zu eröffnen, ist es zuvorderst einmal nötig, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass in konsequenzenreicher Weise in verschiedenen Disziplinen in verschiedenen Sprachen über Probleme derselben Welt gesprochen wird. (2) Eine nächste Eigenheit stellt sich als Folge der raum-zeitlichen

Entgrenzungen in der zweiten Moderne ein: Interdisziplinarität als theoretisch-methodische Öffnung von Einzeldisziplinen verbindet sich zunehmend mit der Notwendigkeit inter- oder transkultureller Öffnung. (3) Schließlich liegt eine dritte Besonderheit in der notwendigen Einbeziehung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, in dem sich die Möglichkeiten der Ausgestaltung dieses Verhältnisses in den letzten Jahren entschieden gewandelt und damit geänderte Facetten der Interdisziplinarität und des Expertenwissens hervorgebracht haben.

### *2. Babylon oder Herrmann von Helmholtz?*

Leicht entsteht der Eindruck babylonischer Sprachverwirrung, wenn z. B. anhand eines sehr aktuellen Themas, der Lebensqualität im Alter, sich einerseits in der Soziologie Kontextanalysen mit ihrer komplexen Verschränkung von objektiven und subjektiven Faktoren und hochaggregierten Modellen zur sozialen Lage und andererseits in der Psychologie zum nämlichen Thema Selbstkonzepte und Kognitionstheorien gegenüberstehen. Gerade fachinternen Spezialisten gelingt hier die Kommunikation nicht immer einfach. Ebenso leicht stellt sich dann das verbreitete Argument ein, dass es zur Entwirrung nötig sei, die Begriffe und Konzepte der einen Disziplin in jene der anderen zu „übersetzen“ oder, im wissenschaftstheoretischen Diskurs, Referenzregeln zu erarbeiten. In der Praxis interdisziplinärer Forschung läuft dies allerdings häufig darauf hinaus, dass sich eine der beteiligten Wissenschaften als „Leitdisziplin“ etabliert, während die anderen mehr oder weniger gezwungen werden, „ihre“ Begrifflichkeiten und ihre Wissenschaftsauffassung anzupassen, und die Leitdisziplin sich eher nach Gutdünken aus der Bibliothek der anderen Wissenschaften mit argumentativem Beiwerk bedient. Dieser Fall scheint geradezu typisch für die Interdisziplinarität zwischen Naturwissenschaften auf der einen Seite und Geistes- und Sozialwissenschaften auf der anderen Seite zu sein, innerhalb des Bereiches der Naturwissenschaften ist diese Kooperation offensichtlich weiter fortgeschritten.

Herrmann von Helmholtz lebte von 1821 bis 1894, er lehrte in Königsberg, Bonn, Heidelberg und Berlin. Auf eine beeindruckende Weise hat er es verstanden, in seinen Untersuchungen zur menschlichen Wahrnehmung Physiologie und Psychologie, Medizin und Musik zu verbinden. Als 28-Jähriger erhielt er eine Professur für Physiologie und Pathologie an der Universität Königsberg. Hier machte er mit zwei Entdeckungen, durch die er in kurzer Zeit bekannt wurde, von sich reden: durch die Messung der Geschwindigkeit, mit der sich Erregungsvorgänge in motorischen Nerven fortpflanzen, und die Erfindung des Augenspiegels. Der Augenspiegel war eine bahnbrechende Erfindung für die Augenheilkunde, eingeführt in die Praxis erstmals durch den Augen-



arzt Albrecht von Graefe, der an der Charité (Berlin) praktizierte und dadurch zum Neubegründer der Ophthalmologie wurde. Helmholtz machte sich auf vielen Forschungsgebieten einen Namen. So gab er dem von Robert Mayer erkannten Gesetz von der Erhaltung und Umwandlung der Energie eine mathematische Begründung und wandte es bei der Untersuchung thermochemischer und elektrochemischer Vorgänge auch auf die Thermodynamik an. Er berechnete die Wirbelbewegung von Flüssigkeiten und förderte auch durch seinen Schüler Heinrich Hertz die Durchsetzung der Faraday-Maxwell'schen Anschauungen. Auf dem Gebiet der Physiologie erforschte Helmholtz besonders die Leitungsgeschwindigkeit der Nerven, das Farbsehen und den Hörmechanismus. Die physiologische Optik und die Lehre von den Tonempfindungen waren von ihm geförderte Gebiete. Unschwer ist an ihm Ein-Personen-Interdisziplinarität zu erkennen, eine Fähigkeit, die vielfach mit Sonderbegabung oder gar Universalgenie gleichgesetzt wird.

Allerdings ist in einer hoch arbeitsteilig sich entwickelnden Wissenschaftswelt die Art von Genie, die mehrere Disziplinen zu durchdringen vermag, immer weniger zu erwarten. Forschungspolitik und Forschungspraxis lassen sich auf eine solche Voraussetzung nicht gründen. Es hat also den Anschein, dass unweigerlich in ein Dilemma gerät, wer sich zwischen Babylon und Helmholtz wiederfindet und eine Lösung suchen will. Auf der einen Seite türmen sich die Barrieren der Wissenschaftssprachen und der Verständigungsprobleme, auf der anderen Seite herrscht Genieleere. Der Ausweg, der immer schon nahe lag, führt über interdisziplinäre Teamarbeit und lange Lernprozesse (vornehmlich in Forschungsprojekten) – der Weg, von dem oft genug gesagt wurde, dass er steinig sei. Doch dieser Weg hat auch viel von seiner ursprünglichen Überzeugungskraft verloren, weil er für langfristige Projekte mit Zusammenarbeit in einem gleich bleibenden Team konzipiert wurde. Heute ist Forschung an *komplexen Systemen* zum großen Teil interdisziplinäre Forschung. Die Physik, Chemie, Biologie, aber auch die Ingenieurwissenschaften, die Mathematik und die Informatik sind Disziplinen, die sich mit komplexen Phänomenen und deren Beschreibung befassen. Dieser hohe Grad an fachübergreifenden Fragestellungen verlangt Forschungsstrukturen, die von den herkömmlichen abweichen. Statt fester, über lange Zeiträume zusammenarbeitender Wissenschaftlergruppen sind offene Strukturen mit wechselnden Kooperationen und sich immer wieder neu formierenden fachübergreifenden Gruppierungen gefragt. Eine starke internationale Zusammenarbeit ist unerlässlich.

Die internationale Zusammenarbeit kennt allerdings auch andere Bereiche als jenen der Forschungsprojekte. Zu ihnen zählt einer, der in seiner Bedeutung leicht unterschätzt wird: *der transdisziplinäre Ergebnis- und Erfahrungsaustausch zu gleichen Problemstellungen und Forschungsfragen*. Dies hat mit der bereits erwähnten Überlegung zu tun, dass es nötig sei, das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass in konsequenzenrei-

cher Weise in verschiedenen Disziplinen in verschiedenen Sprachen über Probleme derselben Welt gesprochen wird. Die Beiträge, die im vorliegenden Band dem Altersthema gewidmet sind, bieten Anhaltspunkte für ein solches Vorhaben. Unschwer lassen sich folgende Eigenheiten erkennen: Jede Disziplin, jeder methodische Zugang, jede theoretische Konzeption eröffnet ihre eigene Perspektive auf die Dinge und verfolgt eigene Ziele; Aufgaben und Lösungen, die sich an den Überschneidungsbereichen zwischen den Disziplinen ergeben können, müssen geklärt werden; Arbeitsstrukturen wirken sich auf die Zugangsweisen zu Problemen aus. Dabei muss gar nicht immer zutreffen, was ironisierend so formuliert wurde: „Linguisten sind Einzelkämpfer, Ingenieure arbeiten im Team, Informatiker kommunizieren lieber mit Rechnern als mit Menschen“ (Kinds Müller, Baggen, Eyferth 1998). Transdisziplinärer Ergebnis- und Erfahrungsaustausch bedarf aber auch der Hebung und Konsolidierung wissenschaftlicher Standards innerhalb der Disziplinen; vor allem gilt hier für die Gerontologie, dass die theoretische Anstrengung dringend nötig ist.

### *2.1 Konzept- und Empiriedefizite – am Beispiel der Soziologie und Gerontologie*

Transdisziplinäre Erfahrung lässt die Schwächen des eigenen Faches besser erkennen. Nicht neu gewonnen, aber nachdrücklich gefestigt ist diese Erfahrung durch die Erkenntnis, dass viele traditionelle Forschungsfelder in der Soziologie ihren eigenen Beschränkungen unterliegen.

Leopold Rosenmayr plädiert daher für eine „*offene Schwerpunktsoziologie*“, die sich aus ihren methodischen und konzeptuellen Einengungen selbst befreit. Für eine solche Soziologie „*samt den aus der jeweiligen Thematik entwickelten Thesen muss allerdings vorausgesetzt werden, dass sich diese ehemals so benannten ‚speziellen Soziologien‘ interdisziplinär (zu Psychologie, Psychiatrie, Geschichte, Philosophie usw.) öffnen. So könnten sich schließlich auch transdisziplinäre Fragestellungen ergeben. Entwicklungen zu Schwerpunkten, die durch theoretische Eigenfundierung und interdisziplinäre Wechselseitigkeit der seinerzeitigen Ansätze der speziellen Soziologien entstehen, sind gefragt. In der Gerontologie, in der Lebenslaufforschung oder in der Kindheits-, Familien- und Jugendforschung, aber auch anderswo, sind solche Prozesse schon länger im Gange*“ (Leopold Rosenmayr). Davon bleiben allerdings auch methodologische Überlegungen nicht unberührt, wie seine Dorfstudien und Fallgeschichten in Afrika zeigen, bei denen eine Erweiterung des Verstehensbegriffes notwendig wurde.

In eine ähnliche Richtung, allerdings eine der Wiederentdeckung und Befestigung soziologisch-konzeptuellen Denkens, stößt auch Malcolm Johnson vor, wenn er mit Bezug auf John Horgan und Thomas Kuhn an der Gerontologie kritisiert, dass die auf-

regendsten wissenschaftlichen Entdeckungen hinter uns lägen, nicht zuletzt aufgrund unserer mangelnden Fähigkeit oder Bereitschaft, existierendes Wissen zu synthetisieren, anstatt immer noch mehr empirische Details zu erforschen, triviale Rätsel zu lösen und nach der Anwendbarkeit vorhandenen Wissens Ausschau zu halten.

*„In der relativ kurzen Geschichte der Gerontologie als wissenschaftliche Altersforschung (...) veranlassten die Zweifel bezüglich der Bedeutung der Theorie einige Forscher dazu, die Theorie durch empirische Modelle zu ersetzen, während andere sich von der Theorie gänzlich los sagten. Diese Reaktionen führten dazu, dass der theoretische Dialog über Alter und Altern durch empirische Monologe ersetzt wurde“* (Malcolm Johnson).

Gerade für die Gerontologie bedeuten solche Mängelrügen aber auch eine Art der Rückbesinnung auf theoretisch schwierige Probleme wie z. B. die Integration von Altersfragen in umfassendere Konzepte der Entwicklung, die konzeptuell präzisere Fassung von Alter und Zeit und schließlich das Studium des Alters als einer strukturellen Dimension in der gesellschaftlichen Entwicklung (Malcolm Johnson). In einem spezifischen Sinn eröffnet sich bei solchen Überlegungen zudem die Notwendigkeit einer Grenzüberschreitung zwischen der Soziologie und der Gerontologie. Die theoretische Sterilität der Alterssoziologie wurde bereits in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts bemängelt (Martin Kohli). Dass dies auch heute noch als Kritik zutrifft, wird von vielen anerkannt. Die Frage ist allerdings, welche die Gründe dafür sein mögen. Darauf ist zumindest *eine* ziemlich einhellige Antwort folgende, die auch von Malcolm Johnson gegeben wird: Die Alterssoziologie sei im Wesentlichen sowohl institutionell wie kognitiv eine typische angewandte Soziologie geblieben.

*„Eine solche ist nicht nur dadurch charakterisiert, dass sie sich an den praktischen Problemen ihres Feldes orientiert, sondern auch dadurch, dass sie dessen sozial konstruierte Grenzen als selbstverständliche Konturen ihrer eigenen Perspektive übernimmt. Institutionell hat sich die Alterssoziologie stärker mit den entsprechenden Teilen anderer Disziplinen verbunden, die sich auf das (höhere) Alter konzentrieren als mit der Soziologie selber. Ihr kognitives Programm hat sie sich ebenfalls durch den unmittelbaren Problemdruck dieses spezifischen Realitätsausschnitts vorgeben lassen. Ihr Bezug zur allgemeinen soziologischen Diskussion ist deshalb bisher gering“* (Martin Kohli).

So ist z. B. seit einem Vierteljahrhundert in der Soziologie durchaus anerkannt, dass soziale Ungleichheit in einem lebenszeitlichen Bezugsrahmen gesehen werden muss: als Prozess, statt als dauerhafte Struktur; auf die nachberufliche Phase wurde dieses Prinzip in der empirischen Forschung aber kaum angewandt (Martin Kohli). Eine Folge unter mehreren ist eine völlig unbefriedigende theoretische Fassung der nachberuflichen Phase des Lebens angesichts des Wandels in der Erwerbsstruktur und den Systemen der sozialen Sicherheit; zu sehr wurde in den letzten Jahren die Perspektive

sozialpolitischer Handlungsnotwendigkeiten übernommen, zu wenig wurde der Strukturwandel zum Thema einer allgemeinen Theorie der Alternsprozesse gemacht. Als eine problematische Folge stellte sich ein, dass „Arbeit“ und der mit ihr verbundene Wandel für gerontologische Fragestellungen theoretisch zu wenig bearbeitet wurde.

*„Wenn sich ein Lebenslaufmuster herausbildet, dass die in Pension (bzw. vorher schon in Arbeitslosigkeit) verbrachte Zeitspanne bereits an jene Spanne heranreicht, die vollwertig im Berufsleben verbracht wird, dann läuft das auf eine Abschaffung der Erwerbsarbeit als zentrale Lebenstätigkeit im bisherigen Sinn hinaus. Die bisherige Organisation des Lebenslaufs wäre endgültig aufgelöst zugunsten eines nicht näher definierten ‚pluralistischen‘ Modells, das in der gängigen Konstruktion der Lebensverlaufsmuster in der Nachkriegszeit bereits enthalten ist“ (Josef Hörl).*

Solche Veränderungen rühren an Fragen der Lebensplanung und des Sinns des Lebens im Alter. Hier gilt gerade für Österreich, dass Langzeitstudien auf größerer Stichprobenbasis fehlen, um Aussagen darüber treffen zu können, *ob und wann sich für die ‚de-institutionalisierten‘ Menschen im Laufe der nächsten Jahrzehnte Sinnfragen stellen und wie diese beantwortet werden sollen* (Josef Hörl). Empirische Daten, die Zusammenhänge zwischen Gesundheit, Interessenniveau, sozialen Kontakten und selbstgewählten Aktivitäten auf der einen Seite und Zufriedenheit und Wohlbefinden auf der anderen Seite nachweisen, gibt es zuhauf. Schwieriger stellt sich schon der Versuch dar, solche Ergebnisse in kohärenten theoretischen Konzepten zusammenzufassen. Dies wird aus einer Interpretationssequenz bei *Ursula Lehr* recht deutlich. So wurde herausgefunden, *„dass jene 60- bis 75-jährigen Persönlichkeiten, die einen großen Interessenradius hatten, leicht anregbar, geistig rege (höherer IQ) und antriebsstark waren und einen weitreichenden Zukunftsbezug hatten, dann zufriedener waren, wenn sie in den familiären Rollen – als Eltern und Großeltern – weniger Kontakt hatten – also im Sinne der Disengagement-Theorie altern. Jene Männer und Frauen hingegen, die einen eingeschränkten Interessenbereich zeigten, weniger leicht anregbar waren, einen geringeren IQ hatten und eventuell sogar gesundheitlich beeinträchtigt waren und finanzielle Sorgen hatten, waren dann zufriedener, wenn sie intensive familiäre Kontakte hatten – also hier im Sinne der Aktivitätstheorie alterten –, sich aber von außerfamiliären Kontakten zurückziehen konnten“* (Ursula Lehr).

Solche Befunde können persönlichkeitspezifisch, rollenspezifisch, situationsspezifisch und entwicklungsspezifisch gedeutet werden; die dabei entstehende Schwierigkeit liegt in der Tatsache, dass erst ein theoretisch konzises Konzept die Interpretation verbindlich zu machen imstande ist. Dieses aber müsste sowohl psychologisch als auch soziologisch entwickelt werden.

Ähnlichen konzeptuellen Problemen sieht sich auch die Forschung über Lebensqualität im Alter gegenüber. Die lange Tradition der Untersuchung subjektiver und ob-

jektiver Bedingungen der Lebensqualität ist noch immer mit dem Defizit behaftet, dass zwar – anerkanntermaßen – der direkte Einfluss der objektiven Bedingungen auf das subjektive Erleben recht gering ist, wenn dieses in den Dimensionen Zufriedenheit und Wohlbefinden gemessen wird, Konzepte für so genannte intervenierende Einflüsse oder Hintergrundfaktoren aber wenig entwickelt sind.

*„Der niedrige Zusammenhang zwischen objektiven und subjektiven Indikatoren hat die Forschung lange beschäftigt und auch der psychologischen Theorie des subjektiven Anspruchsniveaus neue Aktualität verliehen. Generell gilt, dass zwar objektiv feststellbare Lebensqualitätsindikatoren wie politische Stabilität, soziale Gerechtigkeit, Stellung der Frau etc. sehr wohl Korrelationen mit dem materiellen Wohlstandsniveau aufweisen, für Lebenszufriedenheit und Glück (Happiness) sind sie aber nur in geringem Ausmaß relevant“* (Wolfgang Schulz, Robert Strodl, Gert Lang).

Andererseits haben methodisch verfeinerte Analysen aber immerhin gezeigt, dass z. B. das nur vordergründig plausible kalendarische Alter so gut wie überhaupt keinen Erklärungswert für die subjektiv empfundene Lebensqualität hat, dafür aber die Gesundheit und die sozialen Netzwerke von erheblicher Bedeutung sind (Wolfgang Schulz, Robert Strodl, Gert Lang).

Die Diskussion des Altersstrukturwandels ist eine spezielle Dimension des allgemeineren Themas vom sozialen Wandel. Im Zentrum dieser Diskussion steht in den letzten Jahren neben den demografischen Veränderungen, der Transformation der Lebensverlaufsmuster, der Verschiebung der Altersgrenzen und der Feminisierung des Alters vor allem auch der Wandel der Generationenverhältnisse und Generationenbeziehungen. An ihnen wurden in den letzten zwei Jahrzehnten vermehrt Konflikte und Differenzen zum Thema gemacht – nicht nur von der Boulevardpresse, sondern auch von der Wissenschaft; viele Unsicherheiten in der Beurteilung sind auf eine mangelhafte Untersuchung generationeller Selbst- und Fremdbilder zurückzuführen. Gerhard Majce macht auf diese Frage aufmerksam, indem er den Wandel im Selbstbild der Generationen präzisiert.

*„In Untersuchungen, die wir in Österreich seit über 10 Jahren durchgeführt haben, sahen sich die 60+-Jährigen selbst genauso, wie sie auch von den jüngeren Bevölkerungsgruppen gesehen werden, nämlich als besonders genügsam, bescheiden, traditionalistisch und gewissenhaft, zudem als ruhig, leicht zufrieden zu stellen und eher schwach“* (Gerhard Majce).

Dem Altersstrukturwandel und damit auch dem Wandel der Generationenbeziehungen ist es eigen, dass er auf Familie, Wohlfahrtsstaat, Bildungssystem und Arbeitsmarkt ausgreift. Wenn also sich wandelnde Bilder der Generationen zu erwarten sind, müssen sie auch in diesen Bezügen gesehen werden.

*„Überhaupt werden sich die älteren Menschen der Zukunft, die ‚neuen Alten‘, von der heutigen (herkömmlichen) Altengeneration deutlich unterscheiden. Die bisherige ältere*

*Generation – das sind Menschen, die geradezu als exemplarisch gelten können für eine angepasste und traditionellen Werten verhaftete Gruppe. (...) Die ‚neuen Alten‘ werden anders sein. Ein besonders wichtiger Unterschied zu den ‚herkömmlichen‘ Alten wird vor allem das aus historischen Gründen immer höhere formale Schulbildungsniveau sein, insbesondere der Frauen“ (Gerhard Majce).*

Noch deutlicher wird die Vielschichtigkeit dieser Fragen, wenn Gender-Differenzen im Wandel der Generationenbeziehungen mitbedacht werden, wie dies Claudine Attias-Donfut anhand empirischer Analysen in Frankreich vorführt. Zwar weisen Untersuchungen nach, dass es für Haushaltsverantwortlichkeiten zwischen Frauen und Männern in der jüngeren Generation Annäherungen an eine Gleichverteilung gibt und dass die traditionalistische Form eher dominiert, wenn Kinder vorhanden sind, doch es *„verändern sich die Geschlechterbeziehungen in dieselbe Richtung wie die Generationenbeziehungen: das hierarchische Modell erfährt zunehmend eine Schwächung. (...) Frauen erlangen mehr Gleichberechtigung in den Beziehungen. Einerseits ist diese Entwicklung auf die gestiegene intergenerationelle Solidarität zwischen den Frauen zurückzuführen, andererseits auf die weniger geschlechtsorientierten Bildungssysteme. Zu betonen ist, dass diese Form der ‚Komplizenschaft‘ zwischen verschiedenen Frauengenerationen ein neues Phänomen darstellt“* (Claudine Attias-Donfut).

Wie weit, stellt sich hier die Frage, sind solche Veränderungen in Beziehung zu kohortenspezifischen Differenzen zu setzen, wie sie allenthalben bei den so genannten „neuen Alten“ konstatiert werden, die eine höhere Durchsetzungsfähigkeit, Konfliktfähigkeit und Konfliktbereitschaft bei der Wahrnehmung eigener Interessen zeigen als die ihnen vorangehenden Kohorten? (Gerhard Majce).

Gerontologie, die Wissenschaft vom menschlichen Altern, ist in ihren Konzeptionen über Veränderungen im Lebensverlauf unausweichlich auf Erkenntnisse der Medizin und der Biologie angewiesen. Auch die Entwicklung von Kompetenzen, physischer, kognitiver, psychischer und sozialer Art, kann ohne Rücksicht auf die Transformation physisch-biologischer Gegebenheiten nicht vollständig verstanden werden. Franz Böhmer stellt deshalb auch zu Recht fest, dass niemand am Alter an sich sterbe und dass in diesem Zusammenhang anderen Themen, wie der Pflegebedürftigkeit, erhöhte Aufmerksamkeit zu gelten habe.

*„Wir alle sterben an Krankheiten. Somit ist die Beschäftigung mit Prävention, Diagnostik und Therapie von Krankheiten im höheren Lebensalter von großer Bedeutung. (...) Im letzten Jahrhundert haben wir quantitativ relativ viel an Lebenserwartung gewonnen, aber wir haben diese gewonnenen Jahre qualitativ noch nicht wirklich zu gestalten vermocht. Die Gesundheit kann mit dem immer höher werdenden Alter noch nicht Schritt halten. Daher sind in den Diskussionen über das Alter(n) die Themen Krankheit und Pflegebedürftigkeit zunehmend und massiv präsent“* (Franz Böhmer).

In dieser Entwicklung liegt auch begründet, dass in jüngerer Zeit der „Hochaltrigkeit“ vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil sich Schritt für Schritt klärt, dass diese Lebensphase besondere Charakteristika aufweist, die mit der Endlichkeit der menschlichen Existenz zusammenhängen. Gerade im Bereich der Hochaltrigkeit ist aber die transdisziplinäre Integration empirischer Befunde in umfassendere Konzepte bisher am wenigsten gelungen.

## 2.2 Transkultureller Perspektivenwechsel

Über eine inter- oder transkulturelle Perspektive der Altersforschung nachzudenken, wird in den letzten Jahren zunehmend gefordert und auch praktiziert. Dass dies möglich geworden ist, muss selbst als Ausdruck der sich in den letzten Jahren etablierenden *grundlegenden kulturwissenschaftlichen Perspektivenerweiterung* in den meisten Sozial- und Geisteswissenschaften verstanden werden (Kondratowitz 1999, 106). Diese (neue) Hinwendung zu „Kultur“ hat ihren Niederschlag in einer mannigfachen Vielfalt von Forschungsprojekten, neuen und bisher ungewohnten Kontakten und Vergleichen über die Disziplinen hinweg und schließlich auch in einem stark wachsenden Lehr-, Publikations- und Austauschangebot gefunden. Ausgangsbedingungen für diesen Wandel sind in der außergewöhnlichen Erfahrung zu suchen, dass gesellschaftliche Entwicklungsprozesse in der gegenwärtigen, „zweiten“ Moderne es immer weniger erlauben, von *homogenen* oder als *authentisch* begriffenen Lebenswelten auszugehen. An die Stelle der *zentrischen* Perspektiven ist die Vorstellung von *Differenz- und Diversitätserfahrungen* getreten, aus denen Entscheidendes zu lernen ist. „Zentrisch“ sind vor allem Einengungen der Wahrnehmungsperspektiven, die sowohl disziplinär als auch geografisch determiniert sein können. Indem hingegen das „Fremde“ oder bisher „Unvertraute“ aufgesucht wird, werden nicht nur dessen symbolische Repräsentationen und Artikulationen sichtbar, es lassen sich aus den Vergleichen der unterschiedlichen sozialen Logiken von Fremdem und Eigenem auch qualitativ neue Rückfragen an das bisher Vertraute gewinnen. Aus den Ergebnissen der Vergleiche und der Dynamik der spezifischen Lernprozesse ergeben sich wiederum Dimensionen einer neuen *Ordnung, Bewertung und Verarbeitung* des Wissens, das sich bisher zentrisch und disziplinär etabliert hatte. Gerade diese mehrfachen Spiegelungen sind es, die einerseits die hohe *Attraktivität* der gegenwärtigen Bemühungen, andererseits aber auch die Ambivalenz im wissenschaftlichen Diskurs ausmachen. Eine solche Perspektive nährt erkennbar das ohne Zweifel weithin vorhandene Bedürfnis nach einer reflexiven Neubewertung von Wissensbeständen, aber zugleich auch die Kritik an einer letztlich theoretisch schwach begründeten Position, aus der heraus Beliebigkeit der Materialauswahl und eine zwangsläufig relativistische Kulturbetrachtung gefördert werden.

Geänderte Sichtweisen werden durch Vergleiche nahe gelegt. In der Betrachtung alternder Gesellschaften steht meist die Demografie im Vordergrund. Hier spielt die Entstehung immer größerer Kohorten älterer Menschen, die in den Entwicklungsländern sowohl ökonomisch als auch bei den Verrichtungen des alltäglichen Lebens auf Unterstützung angewiesen sind, eine wesentliche Rolle. Aber:

*„Alt sein in der Dritten Welt bedeutet aus der Sicht der Nord-Süd-Diskussion arm zu sein. Weniger klar ist schon, ob dieses Problem – wie es der mainstream der Forschung sieht – seine Ursachen in der Modernisierung hat, in Industrialisierung und Verstädterung. Entsprechend dieser Vorstellung handelt es sich um ein Übergangsphänomen, welches durch sozialtechnologische Eingriffe entschärft werden kann. Der primäre Ansatz, anhand dessen die Auswirkungen der Industrialisierung und des technologischen Wandels auf die Stellung der Älteren betrachtet werden, ist also die Modernisierungstheorie“* (Franz Kolland).

Diese muss aber durchaus kritisch betrachtet werden, weil ihr in hohem Maße eine industrialisierungs-zentrische Sichtweise eigen ist, die zu erheblichen Fehleinschätzungen der Bedeutung von Phänomenen führen kann, die sowohl im „Norden“ wie im „Süden“ als gesellschaftlich relevant angesehen werden. Als dramatisches Thema hat die internationale Diskussion der letzten Jahre eine Einsicht immer wieder bestätigt, die allen, die ein offenes Auge für die globale Entwicklung haben, längst zur traurigen Gewissheit geworden ist: es geht um Reichtum und Hoffnungslosigkeit. Für die älteren Menschen in den weniger entwickelten Ländern sind Armut und Krankheit die größten Risiken.

Armut wird in diesen Ländern in zwei Weisen sichtbar: Die erste und eindringlichste besteht in der Unmöglichkeit eines großen Teils der Bevölkerung, auch nur die grundlegenden Lebensbedürfnisse erfüllen zu können, wobei die Älteren meist den extremen Fall repräsentieren. Diese Lage wird durch die zweite Weise verstärkt, in der Armut sichtbar wird, nämlich die Unfähigkeit der nationalen Regierungen, in deren Ländern die Armen leben, die notwendigen Ressourcen zu mobilisieren, um die Armut zu bekämpfen oder zumindest die Leiden zu lindern. Obwohl städtische und ländliche Bevölkerung unter Armut leiden, ist das Problem am akutesten in den großen Teilen ländlicher Bevölkerung, die in den meisten dieser Länder dominiert. Da die größten Teile der ländlichen Bevölkerung Bauern und Handwerker sind, die außerhalb des formalen Sektors arbeiten, sind wohlfahrtsstaatliche Konzepte oder die Applikation von Entwicklungskonzepten des „Nordens“ bedeutungslos bis fragwürdig.

Heinrich Stembergers Untersuchungen in Zentralafrika lassen erahnen, wie sehr ein kultursoziologisch wenig versiertes Denken für die Erkenntnis von Problemen hinderlich werden kann, wenn es um Traditionszusammenhänge und Erkrankungen geht. Die Verteilung der positiven Hepatitis B-Seromarker in den verschiedenen Altersgruppen zeigt z. B. einen „deutlichen Durchseuchungsvorsprung“ der über 15-Jährigen



gegenüber den unter 15-Jährigen, wengleich die jüngere Gruppe ihrerseits ebenfalls stark betroffen ist.

*„Die erschreckend hohe Durchseuchung mit Hepatitis B der unter 15-Jährigen von immerhin 62,5% wird allerdings nur zu einem geringen Teil auf sexuellem Weg zustande gekommen sein. Was bleibt, ist die obligate Beschneidung von Knaben und – barbarischerweise – immer noch von Mädchen unter völliger Vernachlässigung der Hygiene. Ein Abgehen von dieser Tradition könnte nicht nur glücklichere und selbstbewusstere Frauengenerationen hervorbringen, sondern auch entscheidend zur Reduktion der Mortalität an Leberzirrhose und Leberkrebs, den beiden gefürchtetsten Komplikationen der chronischen Hepatitis B-Virus Infektion, beitragen“* (Heinrich Stemberger).

Noch deutlicher wird die Notwendigkeit der transkulturellen Perspektive, wenn die Konzepte der Individualisierung und Marginalisierung, die vor dem Hintergrund der westlichen Gesellschaften der zweiten Moderne entwickelt wurden, für die Jugend in der westafrikanischen Republik Mali zur Diskussion stehen (Christoph Reinprecht). Weder die strukturellen noch die individuellen Faktoren fügen sich den theoretischen Verallgemeinerungen.

*„Wie unschwer zu erkennen ist, operiert das Individualisierungskonzept mit Voraussetzungen, die auf die Situation der Gesellschaften Afrikas südlich der Sahara nur bedingt übertragbar sind. Im afrikanischen Kontext vollzieht sich Individualisierung als Entflechtung agrarisch-ständischer Lebensformen unter den Bedingungen geringer Industrialisierung und eines durch Informalisierung geprägten Arbeitsmarktes bei weitgehendem Fehlen eines wohlfahrtsstaatlichen Arrangements“* (Christoph Reinprecht).

Kann hier Individualisierung weder auf die Auflösung klassen- und schichtspezifischer Lagen zurückgeführt werden, die für das Konzept konstitutiv ist, noch auch mit arbeitsmarkt- und wohlfahrtspezifischem Institutionenwandel in Verbindung gebracht werden, so stellt sich die Bedeutung der Bildungsdimension vollends als unvergleichbar heraus. Das postkoloniale Mali ist, wie viele andere Entwicklungsgesellschaften auch, in seiner Bildungspolitik vom modernisierungstheoretischen Paradigma geprägt. Die bildungspolitischen Anstrengungen der Sechzigerjahre zeitigten bei weitem nicht die erhofften Erfolge, und heute ist Bildung ein Motor der sozialen Differenzierung mit massiven Ungleichheitseffekten (Christoph Reinprecht). Zugleich stehen Bildung und die an sie gehefteten Hoffnungen in einem ambivalenten Verhältnis zu anderen kulturellen Mächten. Die jungen Menschen erleben, *„dass die gewonnenen Freiheiten und Aufstiegschancen jenseits der angestammten Bindungen und Hierarchien (...) durch problematische Traditionen blockiert werden: Klientilismus, Korruption oder die Intransparenz der Herrschaftsverhältnisse bestimmen trotz der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Öffnung des Landes den Alltag. Die Kluft zwischen den zunehmend an modernen Inhalten orientierten Lebenszielen und den Schwierigkeiten, diese zu ver-*

wirklichen (...), ist für viele eine entmutigende Erfahrung; Apathie und Fatalismus, aber auch ein defensiver Rückzug in traditionelle Glaubensvorstellungen oder den Islam sind Reaktionsweisen auf diese Situation“ (Christoph Reinprecht).

Mit Blick auf Fragen der Interdisziplinarität als Öffnung transkultureller Perspektiven tritt hier auch das Verhältnis zwischen Soziologie und Ethnologie zutage. Zwar wird der Gemeinsamkeit der Forschungsfelder Rechnung getragen – im Idealfall arbeiten Soziologie und Ethnologie zusammen –, doch diesem Anspruch wird nicht immer Genüge getan, da der Dialog zwischen den beiden Fächern oft nur mangelhaft – zu meist extrem oberflächlich – ausgebildet ist (Marie-France Chevron).

„Eine hier für die Soziologie schwer zu überwindende Hürde ist, dass der/die Wissenschaftler/in im Rahmen der Entwicklungssoziologie Gesellschaften mit anderen kulturellen Eigenheiten erforscht und hierbei Gefahr läuft, Konzepte, welche bei der Untersuchung von Phänomenen in der eigenen Gesellschaft entwickelt wurden, auf andere Kulturen unwillkürlich zu übertragen. (...) In der Entwicklungssoziologie geht es (...) darum, die Bedeutung von Tradition im Sinne lokaler Kultur im Kontext der Entwicklung aufzudecken. Die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen traditionellen, sprich lokalen Wissensformen allgemein und den wissenschaftlichen, sprich den weiteren globalen Wissensformen sind Teil eines Forschungsbereiches, der auch für die in unserer eigenen Gesellschaft stattfindende Entwicklung bedeutsam ist“ (Marie-France Chevron).

Entwicklungsforschung kann geradezu zu einem Mittel des besseren Verständnisses von Globalisierung werden. Anhand des Teufelskreises von ökologischem und ökonomischem Abstieg und seinen Armutsfolgen, dem die Bauern in Mali durch vermehrte Viehhaltung zu begegnen suchen, die ihrerseits zu weiterer ökologischer Zerstörung führt, sucht *Leopold Rosenmayr* deutlich zu machen, dass diese Prozesse die Fähigkeit zur Selbsternährung herabsenken, wodurch die Abhängigkeit dieser Regionen von der landwirtschaftlichen Überproduktion Europas und der USA zunimmt.

„Da aber diese Überschussgüter in den afrikanischen Städten – nicht auf dem Land – zur Verteilung kommen, wird die Flucht aus den bedrohten Landgebieten in die bereits überlasteten und infrastrukturell schwachen Städte noch verstärkt. Slums mit verschiedenen Formen von Kriminalität sind die Folge. Sozialstrukturen, wie solche, die den Alten intergenerativ Hilfe geben können, brechen zusammen“ (Leopold Rosenmayr).

Da in den Ländern der so genannten Dritten Welt soziale Sicherungs- und Unterstützungssysteme nicht bzw. kaum leistbar sind, entstehen chaotische und gesundheitlich bedrohliche Verhältnisse, zumal dann, wenn sich auch noch die Sippenverantwortung lockert oder in den Städten zusammenbricht (Leopold Rosenmayr).

### 2.3 *Wissenschaft und Gesellschaft und der Wandel des Expertenwissens*

Seit der großen Politikberatungsdebatte der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts ist wissenschaftliches Expertentum zu einem fest etablierten Vorstellungskomplex geworden, der sich in dem auf politischer *und* auf wissenschaftlicher Seite fest verankerten Selbstverständnis äußert, dass in der Gegenwartsgesellschaft politische Entscheidungen sich auf rationales, methodisch gesichertes Wissen stützen müssen. Nur zaghaft wird die Vorstellung diskutiert (Bogner, Menz 2002), dass unter den Bedingungen der zweiten Moderne, der „reflexiven Modernisierung“ und der „Risikogesellschaft“ Wissen und Expertise in das Feld geänderter Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Politik geraten sind. In den „Gegenwartsdiagnosen“ der letzten Jahre hat sich die Auffassung eindeutig durchgesetzt, dass die gesellschaftliche Reproduktion mehr von Informationsverarbeitung und Expertensystemen abhängig ist als von allen anderen Faktoren. Dazu gehören auch die Tatsachen, dass in nicht-wissenschaftlichen Bereichen eine eigenständige Wissensproduktion von zentraler Bedeutung ist und dass Expertenwissen als Triebkraft und Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Konflikte um Definitionsvorrang fungiert. Das in den letzten Jahren kritisierte Ideal einer perfekten Steuerung und Kontrolle der Gesellschaft durch Wissen hat der Vorstellung Platz gemacht, dass Wissen ein Moment der gesellschaftlichen Selbstaufklärung werden kann (Beck, Giddens, Lash 1996). Dem ist allerdings die bekannte These entgegenzuhalten, dass Expertenwissen auch als eine Voraussetzung zur Rechtfertigung und Durchsetzung einer politischen Entscheidungsrationale wirken kann. Die beiden Thesen zeigen jedenfalls unmissverständlich, dass Expertenwissen und Expertenstatus kontroversiell gesehen werden können und in ihren Bedeutungsgehalten pluralisiert worden sind. Die gesellschaftlichen Erfahrungen von Risiko und Unsicherheit und die daran gemessenen Rationalitätsdefizite des Expertenwissens haben den Expertenstatus relativiert; in den Vordergrund scheint sich auch ein Verlangen nach „Orientierungswissen“ geschoben zu haben (Evers, Nowotny 1987).

Mit diesem Wandel lässt sich die Vermutung verbinden, dass die nach wie vor wirksame Hierarchie zwischen Experten und Laien nicht mehr durch traditionelle Strukturen gesichert ist bzw. legitimiert werden kann. Experten als die Hüter „formelhafter Wahrheit“ (Anthony Giddens) haben ihren Anerkennungsvorschuss eingebüßt, seit die Wissenschaft ihren Absolutheitsanspruch auf den Besitz objektiver Wahrheit aufgeben musste und Wissen begründungspflichtig bzw. der Forderung nach Diskursfähigkeit ausgesetzt wurde. Letzteres ist wohl am deutlichsten in der Entwicklung der Rolle der Expertisen im Zusammenhang mit ökologischen Konflikten (Betrieb von Atomkraftwerken, Schwermetallbelastung des Wassers etc.) sichtbar geworden. „Unabhängige“ Gutachten werden nicht mehr nur von renommierten Universitätsinstitu-

ten erstellt, es gibt die Gegengutachten und Drittgutachten von außeruniversitären Einrichtungen, die längst anerkannt sind; alle sind darum bemüht, ihre Rationalitätsmodelle im Konflikt um Definitionsmacht durchzusetzen. Damit hat sich eine Situation eingestellt, die die Frage nach den Entscheidungslogiken der Politik auf der Basis solchen Expertenwissens provoziert. Übereinstimmung und Dissens zwischen Experten, also die Pluralität der rationalen Wissensgrundlagen ist eine Voraussetzung politischer Entscheidung geworden, in anderen Worten: sie ist ein Moment der Formalisierung von Entscheidungen. Zahlreiche Beispiele (von der Auseinandersetzung in Deutschland um die Stammzellenforschung bis zum Streit um den „Semmeringtunnel“ in Österreich) machen deutlich, dass die politische Entscheidungslogik durch die Konkurrenzlagen des Expertenwissens umgestaltet wird. Auch in Fällen, in denen es nur Unsicherheit und Zweifel geben kann, in denen also Expertenwissen zwar *notwendig*, aber niemals *hinreichend* ist, lässt sich *Gewissheit* herstellen (Bogner, Menz 2002, 14). Selbst wenn ein Gegengutachten vermutlich nichts Neues bringen wird, darf diesem nicht vorgegriffen werden. Der Faktor Zeit beginnt seine Rolle zu spielen. Entscheidungen können hinausgeschoben werden, die dadurch verlängerte Auseinandersetzung trägt zur Legitimation der künftigen Entscheidung bei – es wurden „alle Aspekte ausführlich bedacht und erörtert“. Dieser Legitimationsgewinn ist deshalb fundamental, weil widersprüchliche Expertisen die Verantwortung für die zu fällende Entscheidung nur wenig in die Verantwortung der Politik zurückverlagern. Damit werden Urteile und Befunde der Experten nicht bedeutungslos – auf ihre Argumentations- und Begründungsinhalte wird trotzdem zurückgegriffen –, aber ebenso klar ist, dass in einer solchen Situation Motive und Werthaltungen, die vorher schon bestanden, vermehrt eine Chance haben, wieder ins Spiel zu kommen.

Die Folge stellt sich für die Logik politischer Entscheidungsstrukturen und deren Verhältnis zum Expertentum folgendermaßen dar. Die politische Mobilisierung pluralisierter Expertenrationalitäten, die immer insinuiert, es würde aufgrund der besseren Argumente entschieden, wird zur Voraussetzung für den Weiterbestand traditioneller politischer Entscheidungslogiken. Entgegen der These von der Rationalität der politischen Entscheidungen auf der Grundlage klaren und begründeten Wissens, zur Verfügung gestellt durch die Wissenschaft, hält sich weiterhin, wenn auch unter geänderten Vorzeichen, der Modus weitgehend wertrationaler Entscheidungen aufgrund von Eliteninteressen und Parteiloyalität. In der gegenwärtigen Diskussion über Wissenschaft und Praxis bleibt dieser letzte Aspekt aber weitgehend ausgeklammert (Anton Amann).

*„Es gilt also festzuhalten, dass der Gedanke der durch Wissenschaft unterstützten Planung, wie er in der Zwischenkriegszeit entstanden war, im Zuge der tatsächlichen Entwicklung aus dem totalitären Zusammenhang entlassen worden war, gleichzeitig aber im*

*theoretischen Diskurs in den Sozialwissenschaften auch den Konnex zu Herrschaft, Macht und geschichtsphilosophischer Reflexion weitgehend verloren hatte. Der größte Teil der Diskutanten in den Sozialwissenschaften der Sechziger- und Siebzigerjahre war selbst von einem technokratischen Selbstverständnis getragen“ (Anton Amann).*

Von jenem technokratischen Verständnis ist man heute weitgehend abgekommen, die Herrschaftsdiskussion aber ist in diesem Zusammenhang schmalbrüstig geblieben. Außerdem müssen der Wissenschaft auch neue Aufgaben angesonnen werden, die im traditionellen Wissenschaft-Praxis-Verhältnis kaum eine Rolle spielten.

*„In einer Bildungs- und Mediengesellschaft liegt die Aufklärungsfunktion von Wissenschaft auch darin, dem individuellen und sozialen Bewusstsein Ergebnisse und Theorien als Material zur ‚Selbstaufklärung‘ vorzulegen. Der neu herausgeforderte Theorie-Praxis-Bezug verlangt als Erweiterung der soziologischen Denkweise neue Formen des Verstehens. Selbstklärung wird zur Theorie-Aufgabe und die letztere wird ohne Selbstklärung problematisch“ (Leopold Rosenmayr).*

Die Globalisierungsperspektive unter Bedingungen der reflexiven Modernisierung, indiziert durch die „pluralisation of borders“, wirft aber auch die traditionellen theoretischen Erkenntnisse über das Drinnen und Draußen, über das Wir und die Anderen durcheinander und erzwingt die neuerliche theoretische Beschäftigung mit diesen Verhältnissen, die ihrerseits politisch hochbrisant werden, also wohl auch neue Formen der gesellschaftlichen Praxis bedeuten.

*„Sind kulturelle, politische, wirtschaftliche und juristische Grenzen nicht mehr deckungsgleich, dann brechen Widersprüche zwischen den verschiedenen Prinzipien des Ausschlusses auf. Anders ausgedrückt, erzeugt die innere Globalisierung – verstanden als die Pluralisierung der Grenzen – eine Legitimationskrise der nationalen Ausschlussmoral: Auf welchen Prinzipien beruhen die inneren Hierarchien oder staatlichen Einheiten? Oder Fragen zur Verteilung der globalen Verantwortungen: Warum müssen wir eine besondere moralische Verantwortung anderen Menschen gegenüber anerkennen, nur weil diese zufällig dieselbe Nationalität haben? Warum sollen wir von jeglicher moralischen Sensibilität anderen Menschen gegenüber einzig und alleine deshalb befreit sein, weil diese zufällig jenseits des nationalen Zauns geboren wurden?“ (Ulrich Beck).*

Eine Antwort auf solch weitreichende Fragen versucht Ulrich Beck mit einem Konzept von Kosmopolitisierung zu geben, das allerdings viele der eingefahrenen theoretischen Überlegungen zu Fragen internationaler Beziehungen zu verlassen gezwungen ist. Eine nur auf den ersten Blick „kleine“ Frage ist dabei jene, wie „das Globale“ überhaupt zu untersuchen sei, wenn anerkannt wird, dass „das Globale“ vielleicht doch ein bisschen zu global ist. Immerhin besteht die Gefahr, dass eine Soziologie des Globalen diese Soziologie in Philosophie und Metaphysik, ohne jedwede systematische empiri-

sche Referenz für Falsifikation und damit in eine Deutungsmaschinerie transformiert, die sich von aller Verantwortlichkeit für die Praxis und die Politik entfernt. Es müssen gewissermaßen die Fragen neu gestellt werden.

„Die Grundvorstellung lautet: Eine kosmopolitische Sozialtheorie und Sozialwissenschaft stellt Fragen nach den komplizierten Übereinkünften, Allianzen und kreativen Widersprüchen zwischen dem Nationalstaat und dem mobilen Kapital, zwischen der verborgenen Kosmopolitisierung der Nationalstaatsgesellschaften und Nationalidentitäten, zwischen Kosmopolitismus und Nationalismus“ (Ulrich Beck).

## Literatur

- Beck, U., Giddens, A., Lash, S., Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/Main 1996.
- Bogner, A., Menz, W., Expertenwissen und Forschungspraxis: die modernisierungstheoretische und die methodische Debatte um die Experten, in: Bogner, A., Littig, B., Menz, W. (Hrsg.), Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Opladen 2002, 7–29.
- Evers, A., Nowotny, H. (Hrsg.), Über den Umgang mit Unsicherheit. Die Entdeckung der Gestaltbarkeit von Gesellschaft. Frankfurt/Main 1987.
- Kindsmüller, M. C., Baggen, R., Eyferth, K., Schmid, U., Interdisziplinarität: Luxus oder Zukunft der deutschen Psychologie. Podiumsdiskussion auf dem 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. Technische Universität Dresden, 27. 9. 1998–1. 10. 1998.
- Kondratowitz von, H.-J., Sozialanthropologie, in: Jansen, B., Karl, F., Radebold, H., Schmitz-Scherzer, R. (Hrsg.), Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis. Weinheim, Basel 1999, 106–125.

## Teil I:

### Wissenschaft und Politik als Kräfte gesellschaftlicher Veränderung





## Leopold Rosenmayr Frühe Erfahrungen – späte Einsichten

Hier mischen sich persönliche und berufliche Erfahrungen mit der Soziologie seit etwa einem halben Jahrhundert. Dann folgen grundsätzliche Überlegungen zur Zukunft der Soziologie und zu den Herausforderungen dieses Fachs durch Multidisziplinarität. Rückblick und Vorblick sind durch Beispiele illustriert, wie sie mir zu Beginn des Jahres 2002 zugänglich waren. Die Reflexionen sind von meinen eigenen, teils vor Jahrzehnten gemachten Erfahrungen bestimmt. Die Gedanken zur Zukunft hängen mit meinen gegenwärtigen Grundeinstellungen und mit laufenden Forschungsarbeiten zusammen, an denen ich intensiv beteiligt bin.

Dieser Text ist autobiografisch, nicht fachgeschichtlich orientiert. Das ergibt ein historisches Bild, das stark durch meine Perspektive bestimmt ist. Die Zukunftsgedanken sind allerdings ganz allgemein auf die Wege gerichtet, die zur Weiterentwicklung und vielleicht auch zur Transformation der Soziologie führen.

Um vor auszuschauen, scheint mir der Rückblick nötig. Für meine Arbeit in der Soziologie in Österreich will ich hier mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg beginnen. Es war die Zeit, da meine persönliche Zeugenschaft beginnt, während mein Vorblick sich auf die kommenden Jahrzehnte des 21. Jahrhunderts richtet. Meine Absicht ist es nicht, hier einen Überblick über die Soziologie in Österreich seit 1945 zu bieten. Ich habe dies zu verschiedenen Zeitpunkten andernorts versucht (Rosenmayr 1966; 1969; 1988). Es gibt die kaum kursorisch zu nennenden Ausführungen zu den österreichischen Soziologieentwicklungen ab 1945 von Gerald Mozetič (2001) und Franz Höllinger (2001). Die beiden Autoren handeln soziologische Theorie bzw. empirische Sozialforschung in Österreich von 1945 bis 2001 auf jeweils etwa fünf Druckseiten ab.

Autobiografische Selbstdarstellungen für berufliche Zwecke sind eine prekäre Angelegenheit. Im Rückblick mögen eigene Entwicklungen harmonischer und geglückter erscheinen als der Verfasser sie selber sieht. Der Rahmen für solche Darstellungen verleitet zur Selbstbeschönigung. Ein autobiografischer Abriss ist denkbar, bei dem man darstellt, was nicht gelungen ist und warum. Entkommt man aber dabei einer Schuldzuweisung an die „Verhältnisse“ und an die Zeitläufte? Ich will im Abschnitt 13 versuchen, ein wenig nachzuforschen, wo meine Versäumnisse gelegen haben mögen. Sehr weit bin ich damit nicht gekommen. In gewisser Weise war ich ein „Institution-builder“ wider Willen. Mir ging es um die Erforschung sozialer Verhältnisse und Entwicklungen – nicht um die Errichtung einer Institution.

Nach 1945 zeigte sich in Österreich ein starker Aufbauwille nach den erlittenen Kriegszerstörungen. Das Land war erfüllt mit den Traumen der Frauen besonders im

Osten Österreichs. Es war betroffen von den sozialen Existenzverlusten der Männer, die aus dem Krieg heimkehrten. Manchen Männern waren die Frauen abhanden gekommen, die Scheidungsraten schnellten hinauf. Andere verloren, weil sie Nazis gewesen waren, aus politischen Gründen die Wohnung und den Beruf. Auch die Brüche oder Bekehrungen der ehemaligen Nationalsozialisten machten diesen und ihren Familien zu schaffen. Unrecht während der nationalsozialistischen Ära wurde auf die verschiedenste Art und Weise kompensiert. Firmen und Wohnungen wechselten den Besitzer nach politischen Gesichtspunkten. Auch im Bildungssystem, bis hinein in die Universität, kam es zu einschneidenden Veränderungen. Abwanderung, Emigration und die Todesmühlen der Konzentrationslager hatten gähnende Leerräume zurückgelassen. Die Universität war in Österreich in der Nachkriegszeit geistig verarmt. Obwohl vieles davon bereits durch Studien über Emigranten dokumentiert wurde, ist die erschreckende Erosion der Wissenschaft – und nicht nur dieser, auch der Künste, besonders durch die Austreibung der Juden, aber auch durch die Auswanderung linker und katholischer Intellektueller – in ihrer Gesamtwirkung noch nicht drastisch genug gesehen und berücksichtigt worden. Auch bedeutende Gelehrte wie der Germanist J. Nadler, der Philosoph A. Gehlen und der „Erfinder“ der neuen Sozialgeschichte O. Brunner, die sich, wenn auch nur sehr bedingt, mit dem Nationalsozialismus identifiziert hatten, verschwanden nach 1945 von der Universität.

Aus dem Krieg zurückgekehrt, kam ich mir an dieser Universität in Wien wie ein Fremder vor. Ich gewann das Bild einer Scheinwelt. Am ehesten vermochte mich noch die Philosophie und da wieder die Geschichtsphilosophie, wie sie der „kritische Realist“ A. Dempf vortrug, als Deutung weltgeschichtlicher Ideen-Entwicklungen zu fesseln. Und es war auf diesem ideengeschichtlichen Weg, dass ich C. H. St. Simon und A. Comte – durch A. M. Knoll – und Max Weber und M. Scheler durch A. Dempf kennen lernte. Daraus wuchs später auch meine philosophisch-soziologische Dissertation hervor. Was ich trotzdem nicht denken lernte, war das Verhältnis zwischen Weltdeutung und gelebter sozialer Wirklichkeit. Die Schatten der Völkerfeindschaft, die wechselseitige Verachtung, der Hass in den wechselseitigen Vernichtungsversuchen, wie ich sie zwischen 1938 und 1945 kennen gelernt hatte, waren mir 1947 noch allzu präsent.

Österreich war wirtschaftlich, sozial und geistig von den Kriegsfolgen bis in die Strukturen hinein zerstört bzw. beeinträchtigt. Die persönlichen Verzweiflungen über verlorene Väter, Männer und Söhne, sexuell durch Vergewaltigung missbrauchte Frauen, soziale und psychische Katastrophen prägten die Stimmung. Es gab Hass gegen die ehemaligen Nationalsozialisten, von denen manche geschickt unterzuschlupfen und in neuen Berufen, sogar in der Politik, wieder aufzutauchen verstanden. Latenten Hass gab es auch gegen die Sowjets und ihre kommunistischen Trabanten und Schergen in

Österreich. Man hatte Angst, die Männer würden aus der Kriegsgefangenschaft nicht heimkehren. Und viele kamen nicht wieder. Die Altersgruppen der zwischen 1900 und 1925 geborenen Männer waren dezimiert.

Für die vielen Probleme des Wiederaufbaus – nicht nur der zerstörten Fabriken, Häuser und Wohnungen, sondern auch für die Wiederbesinnung – wurden *neue Orientierungen* nötig. Der Begriff des „Neuen“ gewann für mich in den ersten Jahren nach dem Krieg eine unerhörte Faszination und Ausstrahlung. Ich lernte den Satz, den Schlusssatz von E. Jüngers „*Strahlungen*“ (1947) erst später kennen, aber die Empfindung, die er ausdrückt, hatte ich selber: „*Besiegte Erde schenkt uns die Sterne.*“

Es war nach 1945 eine Phase der Armut, aber auch der großen Hoffnung, wenngleich behindert durch die nachwirkende Ausgeschlossenheit Österreichs von Kultur-Entwicklungen im anderen Europa und in der Welt seit den mittleren Dreißigerjahren. Man konnte sich nach 1945, nach der Isolation von fast einem Viertel Jahrhundert, vorerst nur vorantasten. Nur eine durch Enttäuschungen und Irrwege, aber auch die Beharrlichkeit mancher ihrer Intellektuellen erneuerte katholische Kirche machte nach 1945 eine gewisse Ausnahme. Sie ist mit den Namen von E. Heer, O. Mauer und K. Strobl verbunden. Diesen Menschen verdanke ich viel.

Mein Stipendium in Frankreich 1949–1951 brachte mir die Begegnung mit der klassischen Moderne der bildenden Kunst, mit dem Existenzialismus J. P. Sartres und G. Marceles. Es war ein erster Schritt aus dem österreichischen Provinzialismus heraus. Aber ich fand in der Soziologie in Paris um 1950 nicht Soziologen, die mich faszinierten. Lehrer fand ich unter den Ideenhistorikern wie H. Ch. Puech und H. I. Marrou und dem Religionshistoriker und Theologen J. Daniélou. Es war die Zeit, da man die Texte vom Toten Meer analysierte, da Origenes und die griechischen Kirchenväter neu entdeckt wurden, die frühe Gnosis und die meditativen Komponenten des spätantiken Christentums und der byzantinischen Mystik.

Nach dem Stipendium der französischen Regierung in Paris 1949 bis 1950 und einem zweijährigen Forschungs- und Lehraufenthalt an der Harvard-University und in New York kehrte ich nach einem nur teilweise geglückten Plan, die damals „moderne“ Soziologie kennen zu lernen, nach Österreich zurück. Ich hatte, um Soziologie-Studenten in New York an der Fordham-University zu unterrichten, wofür man mich als Gastprofessor engagiert hatte, in der Tat vieles gelernt, was ich weder in Wien noch in Paris gefunden, geschweige denn aufgenommen hätte. Aber eine „soziologische Überzeugung“ oder theoretische Orientierung gewann ich dadurch nicht.

1954, als vorerst informeller Mitarbeiter A. M. Knolls, wurde ein von mir – nach Wien mit Frau und Kind zurück gekehrt – ausgearbeitetes Forschungsprojekt auf Antrag des Wiener Rektors von der Rockefeller-Foundation New York für die Universität Wien genehmigt. Mit dem Plan, nicht nur für dieses Projekt, sondern auch weiterhin

Forschungen zu unternehmen, gründete ich im selben Jahr mit Befürwortung des meinen Plänen günstig gesinnten Ordinarius A. M. Knoll die „Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle“. Das geschah vorerst im Rahmen seiner Lehrkanzel. Ich war nun in der unangenehmen Situation, etwas bieten zu müssen, wofür ich im Grunde nicht ausgebildet war: Sozialforschung. Ich musste in Windeseile nachlernen.

### 1. Die Soziologie in Österreich und die Bedürfnisse der Menschen nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Sozialforschung in der Soziologie bot sich mir als Mittel zur *Überwindung der früheren ideologischen Kämpfe österreichischer Politik vor 1938* an. Gerade diese innere Zerrissenheit samt den einander bekämpfenden Milizen „Schutzbund“ und „Heimwehr“ hatte ja vor 1938 zur Hoffnungslosigkeit im Lande, zur fehlenden Widerstandsfähigkeit nach außen, zur Unfähigkeit, an die eigene Identität zu glauben, entscheidend beigetragen. Als Kind hatte ich Momente des Bürgerkriegs in Favoriten, dem Wiener Gemeindebezirk, in dem ich aufwuchs und die Volksschule besuchte, selbst erlebt. Ich lernte auch proletarische Armut, Arbeitslosigkeit und die Tuberkulose in den Mietskasernen kennen. E. K. Winter, Ideenhistoriker, Politologe und Soziologe, der mit einer großen Familie 1938 in die USA emigriert war, vermittelte mir wie ein Vermächtnis noch in den USA seine Ideen der Versöhnung zwischen Christlichsozialen und Sozialisten. Als Linkskatholik war er nach 1934 Vizebürgermeister von Wien gewesen und hatte – erfolglos – E. Dollfuß, seinen ehemaligen Regiments-Kameraden im Ersten Weltkrieg, zu einer anderen Politik zu beeinflussen gesucht.

Soziologie sollte nun, so dachte ich, nach dem Zweiten Krieg, auf dem Umweg der Objektivierung dank Aufweis von Sachverhalten, der gesellschaftlichen und der politischen Rekonstruktion des Landes dienen. Das war meine Erwartung. Ich hielt Soziologie für ein Konstruktionsmittel in dürftiger Zeit, nicht für Ideologie-Ersatz. Ich erblickte in der Soziologie ein neues Instrument einer, gegenüber bloßer Spekulation und Systemkonstruktion, auf die Menschen und ihre Bedürfnisse durch wissenschaftliche Analyse-Verfahren eingehenden Wissenschaft. Dabei wollte ich die Umfragen, wie ich sie in den USA kennen gelernt hatte, grundsätzlich verändern. So sollte durch Beobachtungsverfahren, z. B. der Wohnkultur, und durch sozialhistorische Perspektiven der Forschungsprozess an Komplexität gewinnen. Manches gelang. Das meiste dieses methodenpluralistischen Ansatzes einer Kulturosoziologie blieb vorerst allerdings Programm.

Schon in den Fünfzigerjahren bildete sich für mich eine Kooperation mit der Zweiten Wiener Schule der Tiefenpsychologie und einer neuen Sozialpsychiatrie (H. Strotzka)

heraus. Die Tiefenpsychologie wurde für die schon in den Fünfzigerjahren aufgeworfenen Fragen der Jugend-, Familien- und Altersforschung für mich zu einer wichtigen Erweiterung der auf die Soziologie beschränkten Denkansätze. So kam ich wenigstens über das bloß verhaltensbezogene Abfragen von Lebensgewohnheiten, Einstellungen und Sozialbeziehungen hinaus. Um dieser Art Forschung willen stellte ich meine „Jugendlieben“ Literatur und Philosophie zurück. Die Forderungen des Lebens, betont auch durch eine frühe Heirat und den Wunsch, mehrere Kinder zu haben, begannen ihre Wirkung auszuüben.

Anrainend an den als Bedrohung empfundenen, durch den Warschauer Pakt zusammengeschlossenen Ostblock – Ostösterreich war bis 1955 durch die Sowjetunion besetzt –, schien der Weg aus der Ideologie heraus und *hin zu menschlichen Bedürfnissen* (und zu deren wissenschaftlichem Verständnis) ein plausibler Weg zu sein. Dieser Weg war auch für die – samt ihren Traumata – dem Inferno von Rückzug, Gefangenschaft und Besatzungswillkür entkommenen Menschen wie mich eine Herausforderung. Eine solche Art von Forschung schien mir als „soziale Selbstaufklärung“ eine Basis für die Schaffung von Grundlagen für Neuentwicklungen in der österreichischen Gesellschaft, in die ich mich aus den USA zurückzukehren entschlossen hatte.

Die geistige und soziale Not schien so groß, dass die Philosophie, bei aller Faszination, die sie auf mich ausübte, schließlich für mich nicht überzeugend genug oder ausreichend erschien, als innere Stützung oder Mittel der Orientierung zu wirken. Die Selbstrelativierung der Philosophie, die mein Lehrer A. Dempf durch historisch-soziologische Typenbildung von philosophischen Denkansätzen versuchte, die er eine „*Selbstkritik der Philosophie*“ (Dempf 1947) nannte, hatte mich ideen-historisch denken gelehrt. Aber es war ein ganz und gar „ungeerdetes“, weder auf die erlebten Katastrophen des Zusammenbruchs noch auf die zu lösenden Fragen politischer Klärung und Versöhnung oder gesellschaftliche Neu-Entwürfe beziehbares Denken. Als Alternative zu A. Dempf wurde in Wien nur ein eher unbeweglicher Positivismus gelehrt, dem ich mich aber nicht anzuvertrauen vermochte. Die Wissenssoziologie M. Schelers und K. Mannheims ließen mich schließlich mehr und mehr zur Soziologie hinüber-rücken (Rosenmayr 1966). Die Soziologie erschien mir als Erbin wichtiger Bereiche der Philosophie. Und sie war dem beobachtbaren Leben zugewandt und konnte diesem Einsichten und Begriffe abgewinnen, wie es die Philosophie, so schien es mir, nicht vermochte. Ich hatte zwar einmal einen Vortrag M. Heideggers in Wien gehört, seine Konzentration und der Ernst seiner Sprachführung beeindruckten mich, aber das Gedachte schien so weit weg vom Erlebten und Erlittenen der Kriegsjahre, und vor allem von den Zukunftsaufgaben, die mich bewegten.

## 2. Wiederaufbau und Sozialforschung

Aufgrund meiner hier skizzierten Suche in der Nachkriegssoziologie blieb ein großes Problem auf der Strecke: die soziologische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Man kann aus heutiger Sicht argumentieren, dass dies unverzeihlich war. Man kann aber auch verständlich machen, dass meine Generation, die mit zwanzig, fünf- und zwanzig oder dreißig Jahren aus dem Krieg heimgekehrt war, ob früh im Leben mit dem Nationalsozialismus identifiziert oder in innerer Opposition zu ihm, zu einer Auseinandersetzung mit der durch den Nationalsozialismus verursachten Menschheitskatastrophe vorerst gar nicht imstande war. Konnte man von uns, die als Opfer und Täter, als zu den Waffen gezwungene Soldaten – Begeisterung für den Krieg gab es in Österreich spätestens seit dem Fall von Stalingrad, Anfang 1943, keine mehr – verstrickt gewesen waren, 1950 die Fähigkeit zu trauern verlangen? Nur Menschen, denen die Erlebnisse des Krieges im Wesentlichen erspart geblieben waren, ahnten nichts – und manche sind bis heute ahnungslos geblieben – von den Traumatisierungen, den Todesmühlen und dem erzwungenen, grausigen Landsknechtum. Gewiss, es gab unter den Soldaten und Offizieren der deutschen Wehrmacht Minderheiten, darunter auch Österreicher, die verblendet bis fast zum Schluss an einen „Endsieg“ glaubten. Und es gab, diese Schande erscheint schwer abwaschbar, im Frühjahr 1945 neben den Österreichern, die aus dem KZ Mauthausen ausgebrochene Häftlinge (russische Offiziere) versteckten, auch solche, die mit der SS-Lagerwache auf die durch Nacht und Kälte Irrenden gemeinsam Hatz machten. Die große Mehrheit der aus Österreich in die deutsche Wehrmacht einberufenen Soldaten waren aber gegen ihren Willen gezwungene Kämpfer. Nach der Schlacht um Stalingrad waren es verzweifelte Menschen, die um ihr Leben und um ihre Heimkehr bangten und nur endlich um so gut wie jeden Preis Frieden wollten. Immer mehr stürzte das Gebäude des Nationalsozialismus zusammen, bis es nur mehr ein Trümmerhaufen war. So ist es vielleicht verständlich, dass Soziologie für mich ab 1950 eine Disziplin der Orientierung war. Diese, auf gesellschaftliche Neuentwürfe gerichtete wissenschaftsfundierte Erkenntnisweise wurde in den ersten 10–15 Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg auch dadurch begünstigt, dass laut dem Alliiertenbeschluss von Jalta 1943 Österreich nicht als besiegtes, sondern als befreites Land zu gelten hatte. Die österreichische Nachkriegspolitik machte sich dies natürlich zunutze, mit dem Ziel, die Besatzungen loszuwerden. Dies gelang 1955, weil der Abzug der Besatzung gegenüber den Sowjets durch den Neutralitätsstatus Österreichs erkaufte worden war, wie dies der österreichische Historiker G. Stourzh sehr klar dokumentieren konnte (Stourzh 1998).

Sozialforschung, zu der ich über den Vermittlungsschritt der Befassung mit der Wissenssoziologie gelangt war, schien für mich der Weg einer kritischen Bewusst-

seinsbildung, individuell und gesellschaftlich. Mit Hilfe der durch Tiefenpsychologie erweiterten Sozialforschung sollten *Hintergründe*, unerkannte Faktoren der Motivation für das Handeln und der sozialen Strukturbildung aufgedeckt werden.

Die Soziologie als weitgespanntes Instrument der Erfassung sozialer und kultureller Lebensbedingungen erschien mir ab den frühen Fünfzigerjahren als komplementärer Faktor zur psychoanalytischen Bewusstseinsbildung. Ich entwickelte diese in Nachbarschaft zu den wissenschaftstheoretischen, kultur- und religionssoziologischen Reflexionen, wie A. M. Knoll und E. Topitsch sie boten. A. M. Knolls innere Kritik an Religion und Kirche, die auch von W. Daim und besonders von F. Heer (Rosenmayr 1985) vorgetragen wurde, setzte traditioneller Naturrechts-Philosophie, unkritischem Konservatismus und einem einseitigen Klerikalismus zu. Angesichts der internen Stagnationserscheinungen in der Kirche heute verdienten diese Texte von F. Heer, A. M. Knoll und W. Daim neu herausgegeben und kommentiert zu werden. Trotzdem entsprachen diese Analysen nicht meiner Vorstellung von Soziologie, weil sich die letztere zu konkreten systematischen Beobachtungen, zur Empirie von Erhebung und Befragung hin entwickeln sollte. Auf dieser empirischen Basis sollten ein breit dargelegtes, methodisch gesichertes *Bild und Teilbilder* der Gesellschaft, ihrer Bestrebungen und Blockaden entstehen.

Die Sozialforschung war in den Fünfziger- und Sechzigerjahren deswegen für mich spannend, weil ich sie, abseits vom amerikanischen Mainstream, von dem ich mehrere Beispiele kennen gelernt hatte, als *Beitrag zur umfassenden Schilderung gesellschaftlicher Prozesse und Zustände* auffasste. Dies galt für eine Zeit, da die Umfrageforschung noch als Handwerk, nicht als ständig laufende Maschinerie von Großinstitutionen betrieben wurde. Die Interviewer und Interviewerinnen versuchte ich in dieser Phase nicht nur einzuführen, sondern geradezu einzuweihen. Sie sollten ein persönliches Verhältnis zum Thema gewinnen.

Ich machte mir die falsche Hoffnung, dass sich die Sozialforschung in Zukunft als wichtiges Element einer *Epik des modernen Zustandes* würde entwickeln und verfeinern lassen. Ich sah von Anfang an die Grenzen zu wenig, die den testähnlichen Verfahren und den Befragungen gezogen waren. Statt mit der Literatur sich zu verbünden, wurde die Soziologie allerdings mehr und mehr technokratisch. Die Sozialgeschichte ließ sich doch nicht so integrieren, wie ich es erhofft hatte, die Tiefenpsychologie wurde eher interpretativ als operational in der soziologischen Forschung wirksam. Man konnte mit ihrer Hilfe Ergebnisse der Sozialforschung auslegen.

Ich begann in den Fünfzigerjahren mit dem Versuch einer sektoriellen, durch Umfrageforschung empirisch fundierten Gegenwartsdeutung. Auf den Gebieten Stadtentwicklung, Wohnen, Jugend, Familie, Alter suchte ich Gegenwartsbefunde der empirischen Soziologie mit themenrelevanten historischen Verhältnissen der europäischen

Neuzeit zu vergleichen, die ich durch den Sozialhistoriker O. Brunner (Brunner 1956) kennen gelernt hatte. In gewisser Weise war die Soziologie für mich auch eine Geschichte der Gegenwart. Dies wirkte sich für die Soziologie in Österreich im Sinne von Realisierungsschritten begrenzter und anschaulicher Programme der Forschung zu Familien- und Jugendthemen konkretisierend aus. Ich suchte diese Schritte mit immer neuen Gruppen von interessierten Studenten zu unternehmen. Der zwar nicht operational integrierte, aber nach Leistung der Ergebniserhebung interpretative Bezug auf die Sozialgeschichte, besonders durch den Vergleich mit historischen Strukturen z. B. der Familie, gab der Soziologie mehr Substanz als jene, die sie bloß aus Umfragen beziehen konnte. Aus der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte war für die Soziologie Strukturdenken zu gewinnen, besonders für mich, der ich durch die „Geistesgeschichte“ und ihre Versuche, Epochen und Phasen aufzufinden, zur Soziologie gekommen war. Die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte brauchte ihrerseits aber auch Hilfen für die Eröffnung von Gegenwartsbezügen durch die Soziologie. Ich konnte selber sehen und erleben, wie sehr die Sozialgeschichte z. B. von M. Mitterauer und seinen Mitarbeitern sich auf die Soziologie zu beziehen und zu stützen begann.

### *3. Anfänge der auf Stichproben gestützten Sozialforschung in Österreich im Jahre 1954*

Meine ersten Projekte plante ich ab 1953 ganz allein. Erst ab den Sechzigerjahren eignete ich mir, nachdem ich mich freigeschwommen hatte, komplexere Auswertungstechniken von P. Neurath an. Ich hatte ihn durch R. König kennen gelernt und gewann ihn erst für Gastvorträge, dann für Fulbright-Gast-Semester in Wien. Auch von der Statistikerin E. Köckeis, die ich nach langem Kampf mit der Wiener Juridischen Fakultät, weil sie Kommunistin war, schließlich doch zur Assistentin nehmen konnte, lernte ich einiges. (Während der sowjetischen Besatzungszeit bestand wegen ihres Einflusses auf den Polizeiapparat auch auf der Uni Misstrauen gegen Kommunisten.)

Als 1954 der Fragebogen für die erste Stichproben-Untersuchung nach dem Pretest fertig war, begab ich mich zu O. Pollak, dem damaligen Chefredakteur der sozialdemokratischen Arbeiter-Zeitung, der mich genau über meine Ziele befragte. Dann aber veranlasste er, dem Sozialforschung aus seiner Zeit in der englischen Emigration bekannt war, einen erklärenden und befürwortenden Beitrag in der Arbeiter-Zeitung. Dieser sollte bewirken, dass die Befragung von der Bevölkerung nicht als Spionage für eine Besatzungsmacht, sondern als Forschung im Dienst der Universität und der Wissenschaft aufgefasst würde. Und dafür hatte der gebildete Sozialdemokrat Verständnis. Von der russischen Ortskommandatur holte ich mir sodann eine Art Unbedenklich-



keitsbescheid für die Durchführung der Befragung in den von ihr kontrollierten Sektoren von Wien.

Meine Studie war als Versuch eines Einblicks in die Privatkultur der *Wiener Nachkriegsgesellschaft* gedacht. Familienleben und Wohnen standen im Zentrum. Die Untersuchung hatte zum Ziel, in Wien Elemente dessen zu erforschen, was ich damals als Werte und Lebensformen in Familie und Nachbarschaft ansah und so benannte. Der von E. Husserl entlehnte und später mehrfach transformierte Begriff der „Lebenswelt“ war noch nicht in die Soziologie eingewandert. Meine Vorstellung von „Privatkultur“ sollte den Gegenpol zu Beruf und Öffentlichkeit bedeuten.

In den Fünfzigerjahren war die österreichische, besonders aber die Wiener Geburtenrate drastisch abgesackt. Die Menschen gaben gegenüber dem Wunsch, Kinder aufzuziehen, der materiellen Lebensverbesserung den Vorrang. Bedrückungen der Nachkriegszeit wollte man vergessen und rasch zu genießen beginnen. Dies und nicht innere Auseinandersetzung mit erlittenen Situationen von Krieg und Nachkrieg stand im Vordergrund. Besonders die rasche Versorgung mit Motorrollern, später auch mit Kleinwagen, sollte den Menschen eine – im Unterschied zum Krieg – selbstbestimmte Mobilität sichern. Die Verbesserung des Wohnens und die Lust zum Kind hinkten diesem Expansionsdrang deutlich nach. Das bedeutete für mich Anzeichen dessen, was ich besonders in Wien als „sozialen Negativismus“ zu beschreiben suchte.

In den USA hatte ich nach dem Krieg eine reiche soziale Nachbarschaftskultur und den Babyboom kennen gelernt. Kinderreichtum verband sich in den USA der Fünfzigerjahre mit einem Denken und Fühlen einer, wenn auch manchmal sektenhaft, geschlossenen „Community“. Da gab es in den ökologischen Kontexten der Nachbarschaft und der Siedlungsgemeinden in den Satellitenstädten und „Suburbs“ amerikanischer Städte eine sozialoptimistische Aufbruchstimmung. Wechselseitige Hilfen und Kooperationen zwischen den jungen Familien konstituierten sich, wie ich es z. B. in New Jersey beobachten konnte, oft unter dem Dach einer kirchlichen Gemeinde christlichen Bekenntnisses. Es waren starke Ansätze eines bestimmten kommunitären Typus von Bürgergesellschaft. Ich war von diesem Phänomen so sehr beeindruckt, dass ich an der Fordham University, die mich für das Jahr 1952/53 als Soziologie-Professor engagierte, eine Lehrveranstaltung abhielt, zu der ich mir historische, empirische und theoretische Grundlagen zum Thema „Community“ erarbeitete. So erhielt ich auch Einblicke in die amerikanische Geschichte und ihr Entfaltungspotenzial im 20. Jahrhundert.

Dieser in Amerika gewonnene Einblick war auch eine Ermutigung, nach jenen Idealen zu leben, welche ich in der Katholischen Studentenbewegung, die sich als Alternative zum CV in Österreich nach 1945 aus der Neuland-Bewegung heraus entwickelt hatte, wie ich sie gemeinsam mit meiner ersten Frau kennen lernte. Diese Ideale

ließen in mir den Wunsch nach einer großen Familie entstehen. Unsere vier Kinder wurden zwischen 1953 und 1958 geboren. Mein thematisches Interesse an Wohnen, Familie, Frauenrolle und Jugend war vom eigenen Entwicklungsweg sicher nicht unbeeinflusst. Ich fand dabei große Unterstützung von meiner Frau Dr. Hilde.

In Wien gab es wenig Gemeinschaftsorientierung, die der amerikanischen typologisch nur irgendwie in die Nähe gekommen wäre. Vielleicht war es auch naiv von mir, in einer durch Krieg und Nachkriegsrevanche, Besatzung, Spitzeltum und von wechselseitigem politischen Misstrauen erfüllten Stadt so etwas zu erwarten. Es war eine starre und öde Sozillandschaft, um 1953 in Wien. Sie strotzte von Misstrauen und Ressentiments. Weder die Volkspartei noch die Sozialisten unternahmen große Anstrengungen, ihnen politisch nahestehende Emigranten aus den USA zurückzuholen. Man wollte keine innere Konkurrenz. Und diese Emigranten hatten ihrerseits auch keine große Lust zurück zu kommen, da sie in den USA gut verdienten und sich dort inzwischen verwurzelt hatten.

In Zusammenarbeit mit dem Psychiater H. Strotzka, dem Stadtplaner und Architekten H. Schimka und dem Statistiker G. Krall führte ich über Auftrag der Stadtplanung 1954–1955 ein multidisziplinäres Projekt über Wohnverhältnisse, Wohnwünsche und Sozialbeziehungen in Wien durch. 1956 wurde es in der Zeitschrift „Der Aufbau“ als Monografie 8 des Wiener Stadtbauamtes als sozialwissenschaftliche Studie veröffentlicht. Es war dies meines Wissens überhaupt seit mehr als einem halben Jahrhundert die erste auf der Basis einer breiten Auswahl (3.623 befragte Personen) durchgeführte, mit Hilfe mathematisch-statistischer Verfahren ausgewertete sozialwissenschaftliche Studie in Österreich. Sie enthielt explizite soziologische Fragestellungen und gliederte die Ergebnisse nach sozioökonomischen und ökologischen Variablen bzw. war nach diesen auch insgesamt orientiert. Die Marienthal-Untersuchung 1932 von M. Jahoda, P. F. Lazarsfeld und H. Zeisel, so sehr sie auch als Paradigma wirkte, folgte einem sozialpsychologischen Design und war eine Fallstudie ohne Anspruch auf Repräsentativität (Jahoda, Lazarsfeld, Zeisel [1933] 1978).

Ende des 19. Jahrhunderts hatte es in Österreich eindringliche sozialwissenschaftliche Schilderungen der Lebensverhältnisse von sozial benachteiligten Schichten und Gruppen gegeben (Philippovich 1900). In der langen Periode seit den sozialen Enqueten der österreichisch-ungarischen Monarchie war keine auf statistischen Sample-Kriterien für eine größere Population beruhende sozialwissenschaftliche Studie entstanden, wie ich sie nun durchführte. Ausgehend von Fragestellungen des „Katholischen Instituts für Kirchliche Sozialforschung“ und mit Unterstützung der Kirche, beschritt E. Bodzenta, der sich auf Erfahrungen des Holländers L. Grond stützen konnte, ähnliche Wege in Richtung auf eine empirische, in seinem Fall pastoral-soziologische Grundlagenforschung (über Kirchenbesuch und innere Beteiligung an der Kirche) auf

der Basis repräsentativer Samples. Bei meinen stadtsoziologischen Studien zeigte sich eine starke statistische Beziehung zwischen sozialökonomischen Voraussetzungen, Wohnungsgröße und -qualität einerseits und den dadurch gegebenen enormen Beschränkungen und Einengungen einer Privatkultur. In solchen benachteiligten Verhältnissen waren weder die kulturellen, noch die räumlichen Voraussetzungen für eine Entfaltung gegeben. Wir fanden eine Klassengesellschaft ohne starken Aufstiegs- und Expansionswillen sowie wohnmäßige Immobilität – z. B. wenig Trends zum Stadtrand.

Die Zielsetzung meiner Untersuchungen 1954–55 in Wien war es, objektiv beobachtbare Verhältnisse wie Wohnungsgröße, Wohnausstattung im Zusammenhang mit Einstellungen und Wünschen in der Bevölkerung und den sozialen Beziehungen in Familie und Nachbarschaft zu studieren. Vor allem erlaubte die Studie, quantitative und qualitative Defizite des Wohnens in der vom Krieg beschädigten Stadt regional differenziert aufzuzeigen. Wir konnten daraus wohnbaupolitische Hinweise für die Stadtplanung ableiten. Deutlich wurde auch, dass die Herstellung persönlicher Identität in den Fünfzigerjahren eher über ökonomischen Aufstieg zur Verbesserung des Lebensstandards als über die Anhebung der Privatkultur angestrebt wurde. „*Die Zeit der Kollektivisierung war vorbei, man konnte und wollte nun – aus vielen Gründen – das individuelle Selbstgefühl stärken*“, schrieb ich in der Studie „*Wohnverhältnisse und Nachbarschaftsbeziehungen*“ (Rosenmayr 1956, 67). Das Wohnen erwies sich in den Fünfzigerjahren in Wien keineswegs als Weg zum Selbstgefühl. Mobilität durch Motorisierung stand im Vordergrund. Andererseits aber zeigten sich nach Schichten sehr verschiedene Wohnstile bzw. Bedürfnisse der Selbstpräsentation.

#### 4. Verbindungen zu Geschichte und Demografie

Während des Ringens mit den im Selfteaching-Verfahren erlernten Methoden der Sozialforschung entdeckte ich für mich um 1955, wie man soziologische Einsichten auch aus Analysen von Einstellungen und Verhaltensweisen der Geschichte gewinnen kann. Die Interpretation der Gegenwartsanalysen sollte nach meiner Sicht nicht ohne Rückgriff darauf erfolgen, was in langen *geschichtlichen Prozessen zu sozialen Strukturen* geführt hatte. So begann ich mich mit der Stadt- und Sozialgeschichte Wiens zu befassen. Diese Geschichte und Gegenwart verbindende Sicht verstärkte und erweiterte sich mir später beim Aufbau der Jugendsoziologie und beim Entwurf der sozialen Gerontologie in den Fünfzigerjahren und der Lebenslaufforschung ab etwa 1970. Meine auf Öffnung zur Sozial- und Kulturgeschichte gerichtete Sicht hatte Rückwirkungen auf meine soziologischen Fragestellungen und Methoden. Dieser multidisziplinäre Zugang trug auch dazu bei, dass die Soziologie, wie ich sie ab 1955 betrieb, sich mehr und

mehr in Teilgebieten so genannter „spezieller Soziologien“ gegenüber der systemorientierten „allgemeinen Soziologie“ entwickelte. Denn konkrete Historisierung einerseits und „Empirisierung“ andererseits lassen sich allemal eher von den sektoriellen Fragen, wie z. B. jenen nach Haushalts- und Familienstrukturen, themenentsprechend valide herbeiführen als vom „gesamtgesellschaftlichen“ Panorama her. Das Letztere kommt ja nie über einen großzügigen Konstruktcharakter und damit im Wesentlichen über begriffliche Orientierung hinaus.

Zur Entfaltung meines Ansatzes der Nachkriegssoziologie in Österreich unter Zuhilfenahme der Sozialforschung suchte ich auch „Außenstützung“ durch demografische, von der offiziellen Statistik gesammelte themenrelevante Strukturdaten. Der damalige Wiener Ordinarius für Statistik, W. Winkler (Pinwinkler 2001), bestätigte mich in dieser Auffassung. Soziologie, so fand ich, bedürfe nicht nur der Beziehung zu verschiedenen Perspektiven und Theorien, z. B. der Geschichte und der Tiefenpsychologie, sondern immer auch der Ankoppelung an Demografie und Sozialstatistik: Diese Maxime nahm ich mir zur Richtlinie, der ich auch heute noch folge. Für manche Themen ließ ich – bei nicht geringen Kosten, lange bevor es in Österreich Mikrozensus gab – Sonderauszählungen der Bevölkerungs-, Haushalts- und Wohnungsstatistiken auf Stichprobenbasis durchführen. Demografie bildete für mich bereits um 1955 eine Art Netzwerk von Voraussetzungen für die Interpretation eigener, auf Stichproben gestützter Sozialforschung. Solche multidisziplinären Vorstellungen ergaben sich mir aus der Arbeit an den Problemen selber, z. B. Geburtenverhalten, Familienentwicklung usw. Diese Fragen waren in den Fünfzigerjahren in Österreich im Zusammenhang mit der Neukonstituierung der Gesellschaft wichtig. Die Perspektive war neu.

### 5. Sozialpsychiatrische „Andockung“ der Sozialforschung

Aus der Zusammenarbeit mit H. Strotzka, der als Psychoanalytiker sowohl die Psychiatrie als auch die Psychotherapie zum Sozialen hin öffnete (Strotzka 1965), ergab sich mehr und mehr eine persönliche Freundschaft, die sich zu einer tragenden Achse der Zusammenarbeit entwickelte. Die tiefenpsychologische Einsicht in Spannung und Dynamik in der Persönlichkeit, in frühe Identifizierungen und – in der Jugend – Konstitution von Identität, erlaubten es mir, die Bedeutung von kulturellen Traditionen in Familien, Gruppen, sozialen Schichten und Strukturen besser zu erforschen und zu verstehen. Ich begann mehr und mehr einzusehen, dass *die Ressourcen und Entwicklungskapazitäten der Persönlichkeit* in einem wechselwirksamen Austausch, in Prozessen von einerseits Förderung und andererseits Verhinderung durch *soziale und kulturelle Strukturen erklärbar* werden. Ich wurde darin auch von dem kulturell und

historisch umfassend gebildeten Psychiater A. M. Becker gefördert. So erweiterte ich meinen Forschungsansatz zum Studium eines Wert- und Beeinflussungskreislaufs zwischen Kultur und Persönlichkeit. Es war eine *kulturwissenschaftliche Perspektive innerhalb der Soziologie*, gekoppelt mit Sozialforschung, die ich suchte. Wahrscheinlich war das meine Art von Rückkehr oder zumindest Bezugnahme auf „geisteswissenschaftliche Grundlagen“, wie ich sie in meinem Philosophie-Studium erworben hatte.

Als *Aufgabe der Soziologie* sah ich, worin ich mich später auch mit dem hochgeschätzten und durch seinen Tod viel zu früh verlorenen Kollegen am Institut für Soziologie an der Universität Wien, R. Reichardt, einig wusste, eine tragende Rolle in der *fächerübergreifenden Zusammenarbeit* von mehreren Disziplinen. Geschichte einerseits und Demografie andererseits sollten als Rahmen für Einzelbeobachtungen oder Stichproben-Erhebungen dienen. Zusammen mit tiefenpsychologischen Perspektiven sollten sie zum Verständnis des Beziehungsgeflechts zwischen Subjekt und Kultur führen. Von dorthier wollte ich auch erklären, wie die Beziehung zwischen Subjekt und Kultur durch die gesellschaftlichen Chancen, durch „opportunities“, begrenzt oder erweitert wird. Gesellschaftliche Komponenten erschienen mir als zwischen Subjekt und Kultur tretende Variable. Der Mensch wächst durch Angebote und Herausforderungen.

Für die Stärkung und Erweiterung der Soziologie war ich sehr bestrebt, Emigranten nach Wien zurückzuholen. An der Rückkehr E. K. Winters, der mich menschlich und auch als Polyhistor während meines zweiten Jahres in den USA 1952–53 sehr beeindruckt hatte, konnte ich erfolgreich mitwirken. Nach Österreich zurückgekehrt, verfasste bzw. edierte er sein vielschichtiges Spätwerk als eine Sammlung von Aufsätzen (Winter 1956), ehe er leider bald darauf in Wien verstarb.

P. F. Lazarsfeld war ich schon 1953 in den USA bestrebt gewesen kennen zu lernen. Ich hatte aber zu ihm nicht vorzudringen vermocht. Einmal wartete ich sehr lange vergeblich in seinem „*Bureau of Applied Social Research*“ in New York auf ein Gespräch mit ihm. Der viel beschäftigte Mann fand für den unbekanntenen Graduate Student aus Österreich keine Zeit. 1957 suchte mich P. F. Lazarsfeld allerdings in Wien auf. Es waren ihm einige meiner Untersuchungen bekannt geworden, und so warb er um meine Unterstützung bei der Gründung eines „*Instituts für Höhere Studien*“ in Wien. Ich schlug ihm, der als Vertreter der Ford Foundation nach Wien kam, den Ordinarius für Statistik S. Sagoroff als Direktor des neu zu begründenden Institutes für Höhere Studien (IHS) vor und befürwortete die Wahl einer Frau zur Generalsekretärin, die eine Zeit lang meine Vorlesungen besucht hatte und mir durch ihre aktive Teilnahme in Seminaren aufgefallen war: F. Meißner-Blau. Sie wurde in der Tat zur erfolgreichen Mitgestalterin in der Gründungsphase des IHS und später auch zu der zentralen Begründungsfigur der „Grünen“ in Österreich. Ich gab praktisch und politisch die verschiedensten für mich zeitaufwendigen Hilfen bei der Gründung des Ford-Instituts.

Aber mein Interesse galt ganz gezielt und konzentriert der Entwicklung eigener Forschungsprojekte der empirischen Soziologie an der Wiener Universität im Rahmen der von mir begründeten „Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle“. Das Hemd war mir näher als der Rock. Ich hatte mich um die Soziologie zu kümmern.

Im Unterschied zu P. Neurath (Rosenmayr 2001), bei dem meine Bemühung um Rückholung aus der Emigration erfolgreich war, und dem ich viel fachliche Ratschläge und geduldige Nachhilfe in Statistik verdanke, lehnte P. F. Lazarsfeld eine Rückkehr grundlegend ab. Auch H. Zeisel und M. Jahoda und alle übrigen, die ich ebenfalls zur Rückkehr zu bewegen suchte, lehnten die Remigration ab. Weil es ins Schema passt, wird die zögerliche Heimkehr von Soziologen nach Österreich Konkurrenz-Ängsten derer zugeschrieben, die hier bereits Fuß gefasst hatten. Die Wirklichkeit war hierin, wie in so manchen Verallgemeinerungen, eine andere. Auch P. F. Lazarsfeld dachte nicht an eine Rückkehr, ich gewann ihn allerdings bis in die späten Sechzigerjahre immer wieder zu Gastvorlesungen in Wien, und über meinen Antrag wurde ihm das Ehrendoktorat der Wiener Universität verliehen.

### 6. Untersuchungen der von mir gegründeten Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle an der Universität Wien

Als Themen mit besonderer gesellschaftlicher und kultureller Relevanz wurden von mir im Rahmen der von mir gegründeten Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle Fragen der Jugend aufgegriffen. Die Halbstarcken-Krawalle der Fünfzigerjahre und die von H. Schelsky in Westdeutschland diagnostizierte Ohne-uns-Haltung, der politische Absentismus der Jugend, veranlassten den damaligen Unterrichts- und Hochschulminister H. Drimmel zu einem Forschungsauftrag an mich. Jugendprobleme sollten auch im Hinblick auf außerschulische Bildungs- und Erziehungschancen untersucht werden. Jugend zeigte sich mir als schichtmäßig sehr verschieden. Eine *Vielfalt von Typen* und Differenzierungen nach Entwicklungsphasen trat empirisch zutage. Meine Jugendforschung entstand unter Voraussetzungen einer selbstgeschaffenen Methodologie mit Hilfe von Klumpen-Stichproben. An das Denken des Psychoanalytikers und Sozialpädagogen S. Bernfeld angelehnt, entwarf ich ein Gegenbild zu H. Schelskys „*Skeptischer Generation*“ ([1957] 1963). Das war paradox, denn H. Schelsky war es gewesen, der nach Erscheinen seiner Jugenduntersuchung in Westdeutschland dem österreichischen Unterrichtsminister H. Drimmel auf dessen Anfrage mich für die von H. Drimmel gewünschten Jugendstudien in Österreich vorgeschlagen hatte. Aus diesen empirischen Jugend-Studien entstanden neben international publizierten Aufsätzen zwei Bücher, eines 1963 über „*Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten*

*jugendlicher Arbeiter*“, ein zweites, gemeinsam verfasst mit E. Köckeis und H. Kreutz, über „*Kulturelle Interessen von Jugendlichen*“ verschiedener sozialer Schichten und Regionen in Österreich (1966). Beiden Büchern gab ich Abschnitte über „praktische Folgerungen“ bei. Verschiedene Formen des Aufbegehrens der Jungen und Erziehungsschwierigkeiten der Eltern und der Schulen hatten Politiker willens gemacht, solche auf umfangreichen Stichproben beruhende Studien zu beauftragen. Man konnte nun, aufgrund der Ergebnisse, besser abschätzen, wie man z. B. die Lesefreudigkeit positiv zu beeinflussen vermochte und wo Schwächen des Bildungssystems, z. B. in der Sprachentwicklung der Jugend, lagen. Die Untersuchungen konnten zeigen, dass es dringend wurde, die höheren Schulen in den ländlichen Regionen auszubauen und zu vermehren, wollte man die dramatische Benachteiligung der ländlichen Jugend im Zugang zu höherer Bildung abbauen, was dann auch geschah.

Was haben die 1963 bzw. 1968 veröffentlichten, mit vielen Details von Einstellungen und Verhalten ausgearbeiteten, auf der Basis großer Samples (einmal 800, dann 2.500 Einzelbefragungen) gewonnenen Studien erbracht? Fundamentale Unterschiede in Einstellungen, Verhalten, aber auch sozialen Chancen zwischen einer durch lange schulische Ausbildung hingezogenen *begünstigten* Pubertät der Mittel- und Oberschichtjugend und der mit 14 Jahren in den Beruf eintretenden Arbeiterjugend mit *verkürzter* Pubertät traten zutage. Es gab also nicht *eine* Jugend, sondern zur gleichen historischen Zeit mehrere in kultureller und sozialer Hinsicht sehr verschiedene Großgruppen und Typen von Jugend. Das Bild differenzierte sich weiter nach regionalen und ökologischen Variablen. Familiensoziologisch löste sich die begünstigte Ober- und Mittelschichtjugend von den Eltern viel später ab als die Arbeiterjugend. Gemeinsam war allerdings beiden „Jugenden“ die zentrale Stellung der Mutter als emotionale Bezugsperson im Hinblick auf Vertrauen, Stützung bei Krisen usw. Vor 40 Jahren waren in Österreich beide Gruppen von Jugend weit mehr familiär gesteuert und bedingt als heute, und die Vorbildwirkung für die Jungen entstand in überschaubaren räumlich abgrenzbaren Milieus mit realen Kontakten. Das Fernsehen kam gerade auf, die Jungen waren nur wenig motorisiert, von Fernreisen war keine Rede, und die virtuelle Welt, wie sie heute jeden Volksschüler beeinflusst, gab es noch nicht. Man kann diese Studien heute schon als Dokumentation der Sozialgeschichte lesen. Zu Beginn der Sechzigerjahre fanden wir eine sehr ungleiche soziale Chancenverteilung. Etwa ein Jahrzehnt später wurde, besonders ausgedrückt in meinem gemeinsam mit K. Allerbeck 1971 veröffentlichten Buch „*Aufstand der Jugend*“, die Bildungsjugend, zumindest sofern sie an die Hochschule gelangte, in ideologisch inspirierten Gruppen zu gesellschaftlichen Akteuren. Diese Vorstellungen konnten dann auch in international vergleichendem Kontext und unter besonderer Bezugnahme auf das politische Handeln ausgebaut werden, wie die Zusammenarbeit mit M. Kaase und S. Barnes in dem Werk „*Political Action*“ (1979) es erlaubte.

Es waren gerade meine Jugendstudien, die Th. W. Adorno zu dem Versuch veranlassen, die Verbindung zwischen Kritischer Theorie und empirischer Sozialforschung zu erneuern, wie sie in den späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts zwischen Frankfurt und Wien zustande gekommen war. Er wollte mich deshalb im Rahmen des Ausbaus der Soziologie in Frankfurt für einen dort neu zu besetzenden Lehrstuhl gewinnen. Das war zwar eine große Herausforderung für mich, und mein Leben wäre durch die Annahme eines Rufes nach Frankfurt anders verlaufen. Ich wollte aber die Soziologie in Wien fortführen, entsprechend dem Aufbau-Plan, dem ich mich verpflichtet fühlte. Überdies hatte ich vier Kinder im Schulalter. Das war auch die Zeit, in der mir, in der Spätphase seines politischen Wirkens, L. Figl, der erste gewählte Kanzler nach 1945 und dann Landeshauptmann von Niederösterreich, für die Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle Aufträge erteilte. Es wäre mir schwer gefallen, das wiedergefundene Österreich trotz all seiner mir sichtbaren Schwächen zu verlassen. Ich blieb in Wien und wurde 1963 im Sinne einer so genannten „Berufungsabwehr“ zum außerordentlichen Professor ernannt.

Ganz anders als bei den Jugendfragen waren die Anregungen, die schon in den Fünfzigerjahren als Herausforderungen für die soziologische *Altersforschung* auf mich wirkten. Sie kamen einerseits vom Gründer der medizinischen Altersforschung in Österreich, W. Doberauer, selber Leiter eines Altersheimes, und dem Psychiater H. Hoff, Chef der damals noch verbundenen Universitätsklinik für Neurologie und Psychiatrie in Wien, andererseits von Stadtplanern und Architekten, so von R. Rainer. 1958 entstand, beruhend auf Untersuchungen in Wien, meine Schrift *„Alte Menschen in der Gesellschaft“*. Als Ergebnis von empirisch erfassten intergenerativen und ökologischen Verhaltensweisen, Beziehungen und Wünschen, ging die auf die Generationen in der Familie gemünzte Formel *„Intimität auf Abstand“* hervor (Rosenmayr, Köckeis 1965). Später differenzierte und erweiterte ich die Formel *„Intimität auf Abstand“* zur Kennzeichnung von Voraussetzungen, unter denen die Verarbeitung und Teilüberwindung von Ambivalenz im interpersonellen Verhältnis zu gelingen vermag. Ich entwickelte die These von der Notwendigkeit von zumindest phasenweiser und situationsbedingter *„Überbalancierung“* im Rahmen einer Austauschtheorie zwischen den Generationen. Es muss phasenweise im Lebenszyklus immer eine Seite im Generationenverhältnis mehr geben als empfangen, damit durch eine solche Überbalancierung die prinzipielle Minimal-Homöostase des Austauschsystems zwischen Alt und Jung erhalten bleibt. Gedrängt von der empirischen Schwäche und der Theorielosigkeit der Sozialgerontologie, entstand ein auf eigene Studien in Österreich gestütztes kooperatives Werk, an dem neben meiner Frau H. Rosenmayr, A. Amann, J. Hörl und G. Majce mitwirkten (Rosenmayr, Rosenmayr 1978). Elemente sowohl einer Austauschtheorie als auch Formeln wie die von G. Majce und mir entwickelte von der *„kumulativen Be-*



*nachteiligung*“ im Alter wurden erarbeitet. Wir konnten zeigen, dass es so etwas wie einen Domino-Effekt bei schwer zu beseitigenden Benachteiligungen im Alter, seien sie gesundheitlicher oder finanzieller Art, gibt. *Eine* Schwäche zieht die *andere* nach sich. Wichtig auch für die spätere Generationenforschung wurde die empirisch massiv belegte Konzeption von der Weiterexistenz der, wenn auch wohnmäßig getrennten, Mehrgenerationenfamilie (bei allerdings getrennten Haushalten) im Unterschied bzw. in Falsifikation der Theorie der Nuklearisierung, d. h. der Reduktion der Familie auf die nur aus Eltern und Kindern bestehende Kernfamilie.

Ab 1966 gewann ich M. Szinovácz, jetzt Professorin für Soziologie in den USA, und M. Haller, heute Ordinarius für Soziologie in Graz, zu gemeinsamen Studien über die Lebenssituation junger, berufstätiger, verheirateter Frauen. Die Untersuchungen wurden in Betrieben und in Arbeitsplatznähe durchgeführt und verschiedentlich veröffentlicht (Rosenmayr 1969; Rosenmayr, Haller, Szinovácz 1973). Sie fanden in den ersten Frauenbericht der Bundesregierung Eingang bzw. boten sie dessen Hauptmaterial. Der von außen, weder durch den Kindergarten, noch durch die Großmutter gestützte weibliche Drei-Rollen-Set: Frau (und Mutter), Führerin des Haushalts und im Beruf Arbeiterin oder Angestellte, prägte sich in einigen Gruppen der jungen Frauen nachdrücklich als krankmachend aus. Wir konnten Schlaflosigkeit und sehr hohen Konsum von Beruhigungsmitteln bei den 20- bis 30-jährigen Frauen schon in den 60er Jahren nachweisen. Auch zeichnete sich Spracharmut in der jungen Familie als großer Mangel in der Konfliktbewältigung ab. Frauen-Berufstätigkeit als solche erwies sich allerdings, besonders bei innerer Bindung an den Beruf, im Verhältnis zu den eigenen Kindern als eher förderlich. Wenig, aber intensiv und steuernd den Kindern gewidmete Zeit der berufstätigen Frauen erschien erzieherisch wirksamer als viel Zeit von Frauen mit wenig eigenen Zielsetzungen.

Die anwendungsbezogenen Folgerungen aus diesen empirischen Studien über Jugend, Frauen und Alter verstärkten in Österreich das Vertrauen in die Sozialforschung. Misstrauen war anfänglich sowohl von Juristen als auch von Politikern gekommen, deren Rhetorik bzw. Pläne von nachweisbaren Ergebnissen der Forschung durchkreuzt wurden. Aber auch Wissenschaftler, die entweder rein experimentell oder rein hermeneutisch orientiert waren, wollten Zwischenformen, wie sie in der Sozialforschung vorkommen, nicht gelten lassen. Eine erste Bilanz einer fünfzehnjährigen Tätigkeit legte ich gemeinsam mit S. Höllinger, dem heutigen (2002) Sektionschef des Hochschulwesens in Österreich, in dem Band „Soziologie, Forschung in Österreich“ (1969) vor, den P. F. Lazarsfeld einleitete.

## 7. Versuch der Internationalisierung der Nachkriegs-Soziologie in Österreich

Die in der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle von meinen Mitarbeitern und mir gewonnenen Ergebnisse und Theorie-Ansätze in den Fünfziger- und frühen Sechzigerjahren wurden von Fachkollegen in Deutschland, England, Frankreich und vor allem in den USA sehr bald wahrgenommen. Dies kam daher, dass ich mich einerseits an internationalen Arbeitsgruppen beteiligte und andererseits in den USA publizierte. Eine bedeutende Hilfestellung beim Ausbrechen aus der österreichischen Provinzialität gab mir R. König, der damalige Kölner Ordinarius für Soziologie und eigentliche Pionier der Sozialforschung in Westdeutschland seit 1950. Hilfen gab R. König als kosmopolitische Persönlichkeit und Koordinator in der internationalen Soziologie auch dadurch, dass er mich als einen seiner Autoren für das von ihm herausgegebene Handbuch der empirischen Sozialforschung heranzog. Diese Handbuchbeiträge im Umfang z. T. eigener Bände (1976) machten die österreichische Jugend- und Altersforschung weithin bekannt. R. König gewann mich auch für Steuerungs- und Planungsaufgaben in der Internationalen Gesellschaft für Soziologie, denen ich mich zu widmen begann. Er war es, der mich als seinen Nachfolger in Köln vorschlug. Ich entschied mich trotz der erfolgten Berufung an die Universität Köln schließlich in Wien zu bleiben.

Noch vor der Studentenrevolte 1968 ergab sich in Europa ein enges Netzwerk von Kooperationen und kulturvergleichenden, politologischen und soziologischen Studien. Die bewegten Siebzigerjahre führten schließlich auch zu einer Untersuchung in fünf westlichen Demokratien unter dem Titel „*Political Action*“ (Barnes, Kaase 1979). In diese Studie brachte ich meine hiezu erhobenen österreichischen Daten und Thesen zu einem Mehrebenen-Konzept soziokulturellen Wandels ein (Allerbeck, Jennings, Rosenmayr 1979; Jennings, Allerbeck, Rosenmayr 1979). Nach den Ergebnissen dieser Untersuchungen wurden die in der Studentenrevolte virulenten Gruppen der Bildungsjugend nicht als *Ideenproduzenten*, sondern als diejenigen Kräfte deutlich, die Innovationen als erste, als „early adopters“, *verwendeten*. Die Uninteressiertheit der Arbeiterjugend an der durch (studentische) Aktivisten vorangetragenen „Kulturrevolution“ ließ sich ebenso nachweisen wie die Stufen der Gewalthaftigkeit von Angriffen der Protestjugend erst gegen Sachen, dann gegen Menschen (Rosenmayr 1980). Jedenfalls ließ sich aufgrund unserer Studien beschreiben, wie sehr andere als familienbedingte Sozialisationswirkungen, nämlich die der studentischen Peergruppen, unter Bedingungen von Ideologisierung und spezifischer agitatorischer Propaganda zuerst für die Jugend, dann für die Gesellschaft gestaltend wurden. Sozialer Wandel ging *nicht* von der Familie aus, aber Eltern behielten Stützungsfunktionen (a. a. O., 10). Die entscheidenden handlungsauslösenden „Reize“ kamen aus der Ideologisierung, die, grup-

pengestützt, eine soziale Bewegung, wenn auch nur sektoriell, z. B. auf die Hochschule bezogen, auslöste. Der Protest und die agitatorisch revoltenhaften Aktivitäten richteten sich gegen die *Kultur*, in welcher die Eltern lebten und welche von den Eltern hervorgebracht oder tradiert worden war, *nicht aber gegen die Eltern* als Personen. Viele der Anführer und selbst der gewalttätig gewordenen Protagonisten der „Brigate rosse“ oder der „Roten Armee Fraktion“ kamen aus liberalen Elternhäusern oder reformistisch katholischen, wie in Italien, und blieben in diesen in einem gewissen Sinn geborgen.

Eine vieljährige Befassung mit Forschungen über Jugend einerseits und Alter andererseits führten mich schließlich zum Plan einer multidisziplinär instrumentierten Vergegenwärtigung von Lebensphasen und zum eigenen Entwurf einer soziologisch-kulturanthropologischen *Lebenslaufkonzeption* (Rosenmayr 1978). Die *biologische Plastizität der Lebensphasen* beim Menschen und die enormen Spielräume in der historischen Gestaltbarkeit und Verschiebbarkeit von Kindheit und Jugend, von Phasen des Erwachsenenalters und des späten Lebens, ließen mich nach den die Lebens-Abschnitte und die Zäsuren des Lebenslaufs bestimmenden Faktoren fragen. Ich glaubte sie in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und in den Vergrößerungen „arbeitsfreier“ Lebensphasen zu sehen. Gerade durch Einblicke einerseits in die Biologie und andererseits in die Sozial- und Kulturgeschichte, in die Medizin wie auch in die Ethnologie, wurde mir die *Gestaltungsbreite* der kultur- und zeitgebundenen Institutionalisierung von Lebensläufen und des Artefakts des menschlichen Alters deutlich. Wie sehr auch mit der Natur, den biologischen Reifungs- und Alternsphasen im Menschen verbunden, setzen wirtschaftliche und *kulturelle Dynamik* menschheitsgeschichtlich die *Rahmen für Lebensphasen*. Nicht die Natur als solche, sondern der Mensch selber macht durch seine Arbeit und seine jeweilige Kultur für sich die Welt auch die Lebensphasen, die sozialen Altersordnungen und die Generationenverhältnisse zurecht. Alter und Phasen des Lebenslaufs sind gesellschaftlich generiert und konstruiert. Das „Natürliche“ *folgt* vielfach dem Kulturellen, nicht umgekehrt. Beginn und Ende der weiblichen Fruchtbarkeit, Menarche und Menopause, sind in ihrer historischen und gesellschaftlichen Variabilität ein Beispiel für die kulturelle Steuerung der biologischen Grundlagen im Menschen. Sie werden sozial produziert.

Forschungsreisen nach Südostasien und Japan ließen in mir das Bedürfnis nach Einsicht in die Wertgebungen und Gestaltungen des Lebenslaufs in *außereuropäischen Kulturen* entstehen. Als sich mir diesbezüglich Gelegenheiten zur Forschung zuerst in Ostafrika, dann in Westafrika boten, griff ich zu. Daraus entstand ein grundsätzlich neuer Abschnitt meines wissenschaftlichen Arbeitens. Von den frühen Sechzigerjahren bis etwa 1975 war ich in Österreich mit einem geradezu missionarischen Eifer für die Anerkennung und teils auch für die Ausbreitung der Soziologie und in und mit ihr der empirischen Sozialforschung eingetreten. Ich fühlte mich als deren Apostel, immer un-

ter dem Motto: Wissen für Entscheidungen und Handeln zu generieren. Ich tat dies zum einen als ein vom damaligen Unterrichtsminister Th. Piffll-Perčević berufenes Mitglied des Rates für Hochschulfragen und zum anderen als Angehöriger der verschiedensten Kommissionen und Beratergremien zur Vorbereitung der Gründung sowohl der Linzer als später auch der Salzburger Universität. Ich kämpfte in den Gründungskommissionen zur Planung der neuen Universitäten für die Sozialforschung als einen unverzichtbaren Teil der Soziologie, trotz der in mir bereits anwachsenden Einwände gegen verschiedene von mir wahrgenommene Schwächen eben dieser Sozialforschung. Und das war dann auch die Zeit, in der die Protagonisten der Studentenbewegung in Wien zunehmend Anklagen gegen eben diese empirische Soziologie erhoben. Sie galt ihnen als Instrument der Verfestigung der Macht des Establishments durch positivistische „Verdoppelung der Wirklichkeit“. Ein räumlich abgelegener Teil des Soziologischen Instituts in Wien wurde von den revoltierenden Studenten besetzt. Ich verlagerte, weil ich deren Plünderung fürchten musste, Forschungsmaterialien in meine Privatwohnung, nachdem nicht nur in die Vorlesungen, sondern auch in mein Arbeitszimmer gestiefelte Demonstranten der 68er-Bewegung einmarschierten. Meine damalige, außerordentlich kompetente, gebildete und engagierte Mitarbeiterin I. Halpern, eine keineswegs konservativ gesinnte Person, erlitt einen Schock, weil sie, die sich als Tochter eines jüdischen Vaters während des Krieges jahrelang versteckt gehalten hatte, durch die studentischen Invasoren wie von der SS bedroht fühlte. Selbst J. Habermas sprach damals von linken Faschisten, die schließlich auch noch am offenen Grab von Th. W. Adorno demonstrierten.

Ich war zwar vom Lerneifer und den von den Studenten selber initiierten „Projekten“ und der von ihnen entwickelten Gruppenkooperation positiv beeindruckt und sah darin auch Alternativen zum eingefahrenen akademischen Betrieb. Aber das agitatorische Moment dieser Gruppen machte deutlich, dass es „um die Sachen“, die Themen und die Einsichten, auch insofern ging, als sie bzw. deren Studium den Gruppen der linken Studenten in ihrem auf ganz bestimmte Ziele gerichteten *Machtkampf* nützlich sein konnten. Aufklärung wurde durch sie instrumentalisiert. Emanzipation kam in den Dienst des beabsichtigten Machtwechsels in den Institutionen, natürlich vorwiegend und zuerst in der Universität, mit dem Ziel der Drittelparität (Professoren, Assistenten, Studenten) in allem und jedem.

Trotz meiner eigenen Sympathie für Texte vor allem des jungen Karl Marx, über die ich lange vor 1968 an der Universität Wien Seminare abhielt, und für die Psychoanalyse, deren Perspektiven ich für die Soziologie und Sozialforschung ausführlich studierte und zu integrieren suchte, konnte ich mich für die in der Studentenbewegung populäre agitatorisch-politische Mischung aus Karl Marx und Sigmund Freud nicht begeistern. Sie wurde auch für die unmittelbare gesellschaftspolitische Indienstnahme

propagiert. Obwohl es opportun gewesen wäre, vermochte ich es nicht, mich mit den linken Gruppen der Studenten zu solidarisieren. Eine besondere Schwelle, die mich von einer solchen Solidarisierung abhielt, bildete meine Erfahrung mit dem realen Sozialismus schon während des Krieges, dann in der sowjetischen Besatzungszone und durch relativ viele Reisen zwischen 1955 und 1965 in die DDR und in den Ostblock. In gewisser Weise war ich dadurch immunisiert worden.

Als bei einem von den linken Studenten „besetzten“ Teil des damaligen soziologischen Instituts die Fahne mit der Aufschrift „volkseigener Betrieb“ gehisst wurde, rief mich die Ministerin Herta Firnberg an und verlangte von mir, ich solle „die Polizei holen“. Ich tat das nicht, weil mir Polizei auf Hochschulboden ein Gräuelfeld war. Aber die Differenz zu meinen Anliegen und jenen der revoltierenden Studenten war klar geworden – im Denken wie im Handeln. Mit Kräften, die unter dem Pretext der „Herrschaftsfreiheit“ auf DDR-ähnliche Verhältnisse zielten, wollte ich nichts zu tun haben.

Nach 1970 kam es in Österreich zu einer überstürzten Hochschulerweiterung des Fachs Soziologie bei reduzierten Qualitätskriterien. Auch das bewirkte für mich eine Abnahme des Interesses am Gesamtfach Soziologie. Durch die radikalisierten Studenten war Soziologie „politisch“ geworden, aber in einer anderen Weise als jener, für die ich inner- und außeruniversitär gekämpft hatte. Soziologie sollte nach meinen Vorstellungen eine *rationale und nach Kriterien der Beweisbarkeit geführte Analyse von Zuständen und Entwicklungen in der Gesellschaft* (mit objektivierenden Forschungsverfahren) sein, zwecks Sichtbarmachung von „dahinter“ liegenden Strukturen und Prozessen. Der Blick „dahinter“ war einerseits Selbstzweck zur Schärfung und Erweiterung individuellen und sozialen Bewusstseins und andererseits Ausgangspunkt für Kritik und Vorschläge zur Änderung gesellschaftlicher Praktiken durch Politik. Theorie und Kritik sollten nach- und nebeneinander, polarisiert, aber miteinander *verbunden* sein, im Unterschied zur „Kritischen Theorie“, wie sie Max Horkheimer programmatisch formuliert hatte. Soziologie sah ich als *Aufdeckungsarbeit zwecks individueller und gesellschaftlicher Bewusstseinsbildung* und als *Grundlage für gesellschaftsverändernde Initiativen und Aktionen bzw. Politiken*, nicht aber als direkten, unmittelbar anzuwendenden Hebel der Veränderung, wie das Pierre Bourdieu noch in seinem Spätwerk propagierte. Aber natürlich war Soziologie immer wieder eine Kraft, die zu den großen philosophischen Traditionen und Strömungen hinführte. So brachte ich in meinen Vorlesungen über die Jahrzehnte hinweg philosophisch-soziologische Theoriegeschichte, teils anstelle „soziologischer Theorien“.

Durch die Erfahrungen mit der 68er-Bewegung und die von mir so erlebte *Unterhöhlung des Aufklärungsprojekts Soziologie* und der Versuche zu deren Umfunktionalisierung zu Materialien politischer Agitation, verstärkten sich in mir die schon seit meiner Pariser Zeit um 1950 und später bei T. Parsons in Harvard gehegten Zweifel an der

wissenschaftlichen Legitimität *umfassender* Gesellschaftstheorien mit Systemcharakter. Dies trug dazu bei, mein ohnehin schon vorhandenes Interesse an interdisziplinär gerichteten *sektoriellen Forschungsbereichen* wie Jugend, Familie oder Alter zu verstärken. 1980 gründete ich über Anregung der damaligen Wissenschaftsministerin Herta Firnberg das Institut für Sozialgerontologie und Lebenslaufforschung im Rahmen der Ludwig Boltzmann Gesellschaft. Herta Firnberg, eine bewundernswert kenntnisreiche und trotz der Härte des Politikerlebens eine menschlich einfühlend und anteilnehmend gebliebene Persönlichkeit, hatte schon vor ihrer Zeit als Ministerin auch auf gerontologischem Gebiet einige Initiativen gesetzt, um die anwendungsbezogene Altersforschung zu fördern (Rosenmayr 1994).

Es folgten in meiner Arbeit Phasen der Politik-Beratung. Besonders eindrücklich erlebte ich dies als Mitglied der Kommission zur Aufklärung der Hintergründe bei der Tötung von hochbetagten Patienten im Lainzer Krankenhaus, in die mich der damalige Wiener Bürgermeister Helmut Zilk berufen hatte. Später arbeitete ich auf Einladung des Stadtrates für das Gesundheitswesen S. Rieder in der Kommission des Wiener Gemeinderates „*Hilfe im hohen Alter*“. Diese Arbeit führte schließlich auch zu Gemeinderatsbeschlüssen, für die ich in der Kommission Vorschläge erstattet hatte. Die beratenden und politisch konzeptiven Tätigkeiten schoben sich immer wieder in meine Forschungstätigkeit ein. Ich lernte aber dadurch Probleme sowohl auf die Chancen ihrer Lösbarkeit hin als auch mit den Augen der politischen Entscheidungsträger zu sehen.

Im Hinblick auf diese wissenschaftlichen und beratenden Aktivitäten bekenne ich mich zu Max Webers Begriff der „*Unbefangenheit*“. Diese und nicht die „*Wertfreiheit*“ dürfte den Kern seines Anliegens, das Verhältnis von Wissenschaft und Politik betreffend, ausmachen. Gegenüber der Zeit der unmittelbaren Wirksamkeit Max Webers zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben wir es heute, ein Jahrhundert später, mit starken Erweiterungen, aber auch der zunehmenden Praxisrelevanz von konkreten und spezialisierten Forschungsfeldern in der Soziologie zu tun. So ergeben sich neue Fragen über das Verhältnis zwischen Forschung, Theoriebildung und Anwendung auf die gesellschaftliche Praxis in Planung, Politik und Verwaltung. Die seinerzeit von Max Weber vorgestellte „*Wertfreiheit*“ wissenschaftlichen Forschens kann man aus der politischen Konstellation seiner Zeit verstehen. Als generelle Regel kann sie unter veränderten Bedingungen heute nicht mehr festgeschrieben werden. Allerdings ist auch weiterhin „*Unbefangenheit*“ zu fordern und je nach der inneren Kraft des Forschers zu leben.

Man muss die neuen Verkettungen von Wissenschaft und Politik in einer Welt der „*Sekundärverwissenschaftlichung*“ ernst nehmen (U. Beck). Das bedeutet kritisches Bewusstsein eigener Wertungen, Unbeirrbarkeit, Unbestechlichkeit in der Wahrheits-

suche und Darstellungsmut von Ergebnissen auch *entgegen* den Erwartungen verschiedener Mächte in Politik und Medien. Das schließt aber die explizite Positionnahme des Wissenschaftlers hinsichtlich politischer Vorschläge, Maßnahmen und Werte nicht aus. Eine solche Positionnahme setzt sich aus Sachargumenten und Eigenüberzeugungen zusammen (Rosenmayr 1994).

Die Vermittlung von Wissenschaft an die Gesellschaft war mir schon in den Fünfzigerjahren selber zu einer zentralen Herausforderung geworden. Ich habe mir diese spezielle Art von „Pragmatismus“ bis heute bewahrt. Was aus einer vorerst unbewussten Verpflichtung entstand, das eigene Überleben in den Gräueln des Krieges sich gleichsam nachträglich durch Beiträge zur Gesellschaftsgestaltung zu verdienen, wurde später durch die Herausforderung verstärkt, durch Informationsgewinnung und Bewusstseinsbildung gesellschaftlich wirksam zu werden.

### 8. Praxisbezüge und Verstehen im Anwendungsbezug der Forschung

In der Soziologie operieren wir vorwiegend mit symbolischer, historischer und sozialer Relativität von Syndromen des Verhaltens, der Beziehungen und Einstellungen. Auch bei der durch die Globalisierung, ihre Wirtschaft und Technologie geradezu erzwungenen Gleichschaltung bleibt Vielgestaltigkeit in vielen Bereichen kulturell erhalten. Die Welt ist immer noch um vieles bunter als es den Anschein hat. Die neuen geschichtlichen Epochen zeigen außerdem immer neue gesellschaftliche und kulturelle Ausprägungen, Konturen bzw. Umrisse und Mischungsverhältnisse. Die Globalisierung erfasst Teilgebiete des Verhaltens, aber regionale Kulturen werden nicht global aufgehoben. Daher ist die Annahme von *Ceteris-paribus*-Bedingungen und eine Ableitung allgemeiner, langfristig gültiger Konsequenzen und Sozialtechnologien aus der soziologischen Forschung, im Sinne einer „Finalisierung“, nach G. Boehme, W. Van den Daele und W. Krohn nicht möglich (Rosenmayr 1994, 185). Man kann z. B. von Verhaltensweisen und Einstellungen einer bestimmten Kohorte oder Generation nur sehr begrenzt Schlussfolgerungen auf eine andere ziehen, selbst wenn man Schicht- bzw. Bildungsvariable konstant hält. Was als Lösungsmuster für soziale und ethische Probleme für *eine* Generation empfehlenswert erschien, mag es für die *nächste* schon nicht mehr sein. Das macht soziologische Prognosen schwer. Die Geschichte wiederholt sich nicht. Sie treibt immer neue Gestaltungen und Gestaltungsmöglichkeiten, gegenwärtig z. B. gerade die deutliche Verlagerung von Information und Kommunikation ins elektronische Netzwerk, hervor. So sind die Koppelung von Globalisierung und Terrorismus oder die starke Abspaltung der Sexualität von der Erotik historisch neu.

Hier setzt nun mein Vorschlag an, nämlich aus der Not fehlender Ceteris-paribus-Bedingungen und allumfassender Generalisierung bzw. „Finalisierung“ in den Sozialwissenschaften eine Tugend zu machen. Es gibt viele Wege zwischen Theorie und Praxis in der Soziologie am Beginn des 21. Jahrhunderts. Das Prinzip der von mir vorgeschlagenen *Kompensation des Finalisierungsdefizits* in der soziologischen Forschung liegt in der Praxisrelevanz und der Orientierung auf die Praktiker und die Demokratie. An Stelle entsprechender schrittweiser Überführung von Theorie in Anwendung nach der Finalisierungskonzeption, sollte in der Soziologie ein stärkeres Miteinander von Theorie und Praxis treten. Dies kann durch verschiedene Arten von reflektierter Einbindung von Praktikern sowohl in verschiedene Phasen des Forschungsprozesses als auch bei der Bewertung, Erprobung und Verwendung der Ergebnisse und darauf aufbauender Urteile geschehen. In Fortführung dieses Zusammenhangs kann man die Praxisrelevanz dann neu definieren, bei allem Ärger mit „Praktikern“.

In einer Bildungs- und Mediengesellschaft liegt die Aufklärungsfunktion von Wissenschaft auch darin, dem individuellen und sozialen Bewusstsein Ergebnisse und Theorien als Material zur *Selbstklärung* vorzulegen. Der neu herausgeforderte Theorie-Praxis-Bezug verlangt als Erweiterung der soziologischen Denkweise neue Formen des *Verstehens*. Selbstklärung wird zur Theorie-Aufgabe und die letztere wird ohne Selbstklärung problematisch.

„*Verstehen*“ wurde von W. Dilthey als Schlüsselbegriff der von ihm so benannten „*geisteswissenschaftlichen*“ Denkweise und Methodologie eingeführt (Dilthey [1910] 1927). Auch Max Weber hat am Begriff des Verstehens festgehalten und dieses zur *Erweiterung des Erklärens* in die Grundbegriffe seiner Soziologie eingeführt (Weber [1921] 1925, 1). Ich möchte dieses Verstehen als eine Form von Interpretationsbemühung in der Soziologie im Allgemeinen und für die Theorie-Praxis-Beziehung im Besonderen beanspruchen.

Methodenpluralismus bedarf in besonderer Weise des Verstehens neben der Verwendung von Tests, wissenschaftlich nach Programmen strukturierten Beobachtungen, Erhebungen und Befragungen. „Verstehen“ heißt keineswegs nur Ergänzung von Erklären, z. B. zur Entschlüsselung der Aussagen von Einzelpersonen in Tiefeninterviews. In einem solchen Sinn handelt es sich beim Verstehen um eine Vorarbeit oder eine nachgehende Klärung, d. h. die Aufdeckung der inneren Logik (oder Unlogik) des menschlichen Verhaltens, also der Auffindung des *Sinns* dieses Verhaltens.

Ich will dem Begriff des Verstehens jedoch eine darüber hinausgehende soziologische Bedeutung geben. Ich tue dies, indem ich mich auf eigene, aus der Untersuchungssituation entwickelte methodologische Neuerungen wie die Verwendung von „observing participation“ – im Unterschied zu „participant observation“ – beziehe. Dabei greife ich auf die ursprüngliche, meist außer Acht gelassene Absicht W. Diltheys bei



der Entwicklung seines Begriffs des Verstehens zurück. Es handelt sich bei W. Dilthey als Kern seines Konzepts des Verstehens um den Begriff des „*reflexiven Urteils*“. Um diese anspruchsvolle, philosophisch aus der Tradition des Kant'schen Denkens gewonnene Urteilsvorstellung W. Diltheys anschaulich zu machen, will ich sie mit einem Beispiel aus der eigenen Forschungspraxis, und zwar auf dem afrikanischen Kontinent, illustrieren.

### 9. Dorfstudien und Fallgeschichten in Afrika

Ich muss hier jedoch noch die Erklärung voranstellen, warum mir der Einstieg in die Afrikaforschung wichtig wurde. Es war einerseits das bei einer Fact-finding-Mission erlebte tiefe Erschrecken über die von mir als völlige Andersartigkeit registrierte Lebenshaltung und Weltdeutung in den afrikanischen Stammesgesellschaften. Zuerst hatte ich in abgelegenen Regionen Ostasiens, im Norden von Burma und Thailand Stammesgesellschaften kennen gelernt. Daran fügten sich Fact-finding-Fahrten in Tansania, Supervisionsarbeiten von Forschungen in Zentralafrika, im Tropenwald des Mount Cameroon, und beim Stamm der Beti in Kamerun, schließlich in der Casamance im Senegal. Dabei strebte ich nach Mitteln und Möglichkeiten, in den Prozessen der Forschung den verschiedenen *Menschen*, die ich verstehen wollte, durch unmittelbare Präsenz, Dialog und Beobachtung *persönlich* nahe zu kommen. Die *Fremdheit* der Kultur zwang mich zu einer bis dahin in der Wissenschaft von mir weder erfahrenen noch praktizierten *Nähe*. Schließlich unternahm ich Erkundungsfahrten zu den Dogon in der Republik Mali in Westafrika. Daraus entwickelten sich Forschungsvorhaben zum Verständnis der Position der Alten in der traditionellen Stammesgesellschaft. Bei diesen Studien in Afrika trug meine damalige, pädagogisch gebildete Frau Heide durch ihre Teilnahme an den Expeditionen in den unzugänglichen Busch zu den Bambara und Peulh westlich von Ségou entscheidend bei. Ihre Studien über stammesgesellschaftliche *Kindheit* und Schritte der Sozialisation klärten Voraussetzungen zum Verständnis der allumfassend wirksamen Seniorität. Letztere wiederum fundiert die Position der Alten als Prestige- und Entscheidungsträger. Heide Rosenmayr konnte die intensive frühe Mutterbindung der Kinder und die Kindergruppe als solidaritätsstiftend aufweisen und damit deren Relevanz für die Stützung der Senioritätshierarchie zeigen. So entstand mit ihrer wirksamen praktischen Hilfe und Organisationsfähigkeit eine Kette von Untersuchungen, darunter auch solche der beobachtenden Teilnahme, wie ich sie in meinem Buch „*Baobab, Geschichten aus Afrika*“ (1996) beschreibe. In dem Band „*Die Schürze vom Himmel*“ (1992) hatte ich empirische und kulturtheoretische Grundlagen zu meinen über viele Jahre sich erstrecken-

den ethno-soziologischen Forschungen in Afrika geliefert und Untersuchungsberichte vorgelegt.

Die Studien bei den Bambara in Mali zeigten mir, dass tief verwurzelte *kulturelle* Symbole aus afrikanischen Traditionen wie Elemente des Fetischglaubens, im Kulturwandel umgewertet werden. Soziale Bindungs- und Verpflichtungsmuster wie z. B. die Seniorität, blieben weniger zählebig erhalten. Unterschiede zwischen einerseits *sozialen* und andererseits *kulturellen* Wandlungsprozessen konnten empirisch nachgewiesen werden. Kulturformen halten sich wider Erwarten im oft sehr veränderten sozialen Strukturgefüge. Kulturelemente leben neu eingebettet und dadurch modifiziert unter neuen sozioökonomischen Lebensbedingungen und Vergesellschaftungsformen weiter. Der Soziologe muss in immer neuen Versuchen das sich jeweils neu ausprägende Verhältnis von Kultur und Gesellschaft untersuchen. Ein durchgängiges Modell für dieses Nachsehverhältnis ist trügerisch.

Gerade die afrikanischen Feldforschungs-Erfahrungen der Neunzigerjahre, bei denen sich in mir Forschungsergebnisse und persönliche Erlebnisse verbanden, erlaubten es mir, wie schon bei der Befassung mit der „Späten Freiheit“ im Alter (1983), in einer neuen Weise zur Philosophie zurückzukehren. Das geschah auch durch das Studium des Weisheitsbegriffs und der Weisheitspraxis in der Stammesgesellschaft. Die Vergleiche des stammesgesellschaftlichen Weisheitsbegriffs mit hochkulturell-historischen Weisheitskonzeptionen in europäischen und asiatischen Ausprägungen, führten mich in Richtung Kulturosoziologie und Philosophie. Ich begriff die Notwendigkeit der Entwicklung gesellschaftsspezifischer Weisheitstypen, die als Reflexions- und Steuerungsmomente sehr verschiedene historisch-soziologische Ausprägungen zeigen.

Die afrikanischen Untersuchungen ermöglichten mir allerdings auch, zur Frage der Anwendung der Forschung im Zusammenhang mit dem, wie oben geschildert, erweiterten Verstehensbegriff neue Einsichten zu gewinnen. Es wurde mir bewusst, dass theoretisch-philosophische Einsichten die Anwendungsbeziehung einer Forschung fördern können. Der Anwendungsbezug schließt nicht die Einsicht in philosophische Implikationen aus, im Gegenteil, er erweitert sie.

Aus unseren Studien zu den Generationenbeziehungen im stammeskulturellen Kontext im westafrikanischen Sahel lassen sich viele Beispiele zum Verstehen als „*reflexivem Urteil*“ im Sinne W. Diltheys erbringen. So arbeiteten wir z. B. in der Stadt mit Hilfe von Umfragen auf der Basis von Quoten mit mehreren hundert Personen. Auf dem Land stellten wir Dorfuntersuchungen an, wobei eine Vielzahl von Methoden eingesetzt wurde. Bei den Dorfuntersuchungen ließen wir z. B. – unter besonderer Bedachtnahme auf Vertraulichkeit und Anonymität – zu verschiedenen Themen Alt und Jung im Dorf einander wechselseitig charakterisieren und kritisieren. Die „Gegenseite“ war naturgemäß jeweils nicht anwesend. Schließlich brachten wir die so

erworbenen Ergebnisse bei den in der Tradition der Stammesgesellschaft üblichen öffentlichen Sitzungen des Dorfrates zur Sprache. Bei solchen Zusammenkünften treten die Ältesten als Vertreter der einzelnen Clans auf, der Häuptling als Repräsentant des ganzen Dorfes. Der Rest des Dorfes hört zu. Sprechen dürfen nur die offiziellen Machttäger. Da konnten wir die Beschwerden der Jungen vor die Dorföffentlichkeit bringen. Dabei registrierten wir auch das nonverbale Verhalten der durch die Tradition zum Schweigen verurteilten Gruppen der Jungen und der Frauen. Von der beredten Mimik der Schweigenden hoben sich die floskelreichen und sehr kontrollierten („poker face“) Verbaläußerungen der Sippenältesten ab. Sie nahmen auf unsere Ergebnisse explizit Bezug. Diese von Alt und Jung verschiedenartigen Reaktionen auf unsere Forschungsergebnisse wurden zu einem bedeutsamen Element unseres Verstehens. Sie halfen uns, ein „*reflexives Urteil*“ zu gewinnen.

Die „*Rückmeldung*“ von *Forschungsergebnissen an die Betroffenen*, an die Menschen, von denen – oder aus deren Mitte – sie gewonnen wurden, stellt ein nicht nur moralisch, sondern auch methodisch wertvolles Vorgehen dar. Es hebt den Forschungsbe- fund auf eine höhere Stufe. Die Interpretationen eigener Ergebnisse durch andere Menschen, nämlich durch die, über die geforscht wurde, und die erneute eigene Reflexion auf die Fremd-Interpretationen der eigenen Forschung, krönen den Ver- stehensbegriff. „*Rückmeldung*“ der Forschungsergebnisse ist also nicht nur für die un- mittelbar Betroffenen wertvoll. Es können daraus sowohl die Wissenschaftler als auch politische oder administrative Vertreter sowie die Entscheidungsträger, die diese Reak- tion erhalten, und dadurch zu einer Metaebene des Wissens aufsteigen, aus der „*Inter- pretation der Interpretationen*“ Gewinn ziehen.

### 10. Ohne Methodenpluralismus keine Erneuerung der Soziologie

Was lässt sich aus all dem für die Soziologie heute und morgen folgern? Für eine nach meiner Sicht dringende Umorientierung könnte sich die Umfrageforschung mit ver- schiedenen neu zu entwickelnden Methoden verbinden. Das bedeutet mehr Direkt- beobachtung und „*Verstehen*“ im eben beschriebenen Sinn, verlangt aber auch die ge- naue, sei es historische, ökologische oder ethnologische Ermittlung des kulturellen Kontexts. Wie dieser Kontext aus Gesprächen des Forschungsprozesses zu rekonstru- ieren wäre, ohne sich wie in P. Bourdieus „*Feinen Unterschieden*“ durch Anhäufung selber zu ersticken, wäre eine besondere Aufgabe. Sodann käme noch die Entwicklung einer Theorie der Affektivität zum Verständnis von Dynamik und Struktur in Be- ziehung, Bindung und Verbindlichkeit hinzu.

In den letzten Jahrzehnten hat die Soziologie nach wie vor sehr stark auf die Karte

der Umfrageforschung und deren statistisch-methodologische Verfeinerung gesetzt. Daneben zeigte sich die Virulenz von Biografieforschung und der in diesem Zusammenhang durchgeführten so genannten qualitativen Studien. Energie floss vorwiegend in die Bemühungen um methodisches Raffinement der quantitativen Studien der Umfragen. Es geht jedoch bei den quantitativen und den ihnen gegenübergestellten qualitativen Methoden nicht um ein Entweder-Oder, sondern um besonders ausgeklügelte Verbindungen. Es wird außerdem notwendig werden, in verstärktem Maß Mikrosituationen und kleinste Einheiten wie einzelne Familien, Betriebe, Labors, Schulen, Clubs, Pfarren usw. intensiv zu beschreiben. Dies ist nötig, um gesellschaftliche Veränderungen und Neubildungen *exemplarisch* darzustellen. Dies könnte und sollte in Vorbereitung von Umfragen oder als Interpretationshilfe nach Beendigung der quantitativen Projekte geschehen. In dem Maße, in dem die Gesellschaft sich durch Pluralismus, Regionalismus (und durch Einflussverlust großer Institutionen) kleinräumig differenziert, erweisen sich jene Ergebnisse als fragwürdig, die *nur* auf der Basis von Großstichproben erhoben werden. Durch aggregierend eingesetzte Maßzahlen kommt es dann zur Beschreibung von gesellschaftlichen Kategorien. Aufgezeigt werden einerseits die Bedingungsverhältnisse zwischen diesen Kategorien und andererseits den Einstellungen und Verhaltensweisen der Menschen, die diesen Kategorien zugeordnet werden. Dabei laufen aber die *Einzelchicksale* Gefahr, völlig zu verschwinden. Extremfälle durch Extremgruppen werden verdeckt, und es leidet überhaupt das *persönliche* Verständnis, wie es z. B. beim Arzt vorhanden sein muss.

Gerade die „Konzentration aufs Kleine“ könnte zunehmend einer soziologischen Theorie der Affektivität des Menschen dienen, gestützt auf Tiefenpsychologie, zum Teil auch auf Lerntheorie. Ohne neue Konzepte der *Affektivität* werden sich zureichende Ansätze in den Untersuchungen von Berufs-, Partner-, Familien- und vielen anderen Beziehungen nicht finden lassen. Eine Theorie der Affektivität setzt aber beträchtliche Sensibilisierungen und neue Kompetenzen beim Forscher voraus. Wo sie fehlen, verarmt die Soziologie oder sie verkommt zur Technik von Befragungen. Da helfen dann auch darübergestülpt oder parallel dazu Systemkonzepte wenig.

Befragung ist meist ambivalenz-intolerant. Sie legt Menschen zu den ihnen gestellten Fragen auf jeweils nur *eine* Meinung fest und bildet das Schwanken und die inneren Spaltungen, Spannungen und Inkonsistenzen in den Einstellungen und Werten der Antwortenden nicht genügend ab. Es fehlt an qualifizierter interner soziologisch-methodischer Kritik der auf verbalen Äußerungen zu vorgegebenen Stimuli beruhenden Datenmengen. F. Tenbruck hatte einen wichtigen, aber von der Profession nicht aufgenommenen, geschweige denn verarbeiteten Anstoß zu dieser Kritik der empirischen Sozialforschung schon vor zwanzig Jahren gegeben (Tenbruck 1984). Unklar bleibt nämlich, was die Daten, die auf verbale Stimuli (Befragungs-Fragen) hin ge-

wonnen werden, überhaupt abbilden. Werden diese Stimuli von den verschiedenen Individuen, von denen sie gewonnen wurden, tatsächlich in der *gleichen* Weise perzipiert und interpretiert, wie es von den Forschern beabsichtigt wird? Wo bleiben da sprachphilosophische Hinterfragungen? Sollten nicht mehr und mehr Erkenntnisse über die Sprachwelten der „Respondenten“ in den Kommunikationsprozess der Forschung Eingang finden und die Interpretation der Ergebnisse beeinflussen?

Eine andere zentrale Problematik ist, wie weit die von den Befragten berichteten *Einstellungen* in der Tat für diese Personen selber *Handlungsrelevanz* besitzen. Die Bedingungen, unter denen erforschte Einstellungen zu Verhalten werden bzw. werden können, bleiben oft ganz unbearbeitet. So gibt es Überraschungen, nicht nur in der politik- bzw. wählerorientierten Demoskopie, die für Wahlergebnisse oft enttäuschend schlecht prognosefähig ist. Realisierungswege von Meinungen zu Handlungen, mit all ihrem Zickzack von Motiv- und inneren Einstellungskonflikten, wären daher aufzuzeigen. Das würde auch der Wählerforschung gut tun.

Zur Schwäche der Ambivalenzintoleranz im Mainstream der Techniken der Sozialforschung kommt eine weitere. Sie liegt in der methodologischen Atomisierung des Subjekts durch weitgehende Missachtung des sozialen Kontextes und der Wirkung der Bezugsgruppen auf dieses Subjekt. Sinn-Einheiten und kulturelle Profile, die für die Lebensdeutung und Selbstausslegung von Gruppen, Betrieben und Verbänden, Familien und Gemeinden *überindividuell* wirken, spielen in der durchschnittlichen Sozialforschung kaum eine Rolle. Es fehlt weitgehend die Erfassung und Einbeziehung der „collective properties“ in den Forschungs- und Erklärungsprozess. Das Individuum wird isoliert und als abstrakte Befragungseinheit angesehen. Dann beginnt die Aufsummierung. Den sozialen Gruppierungen und Kooperationen müssten *gemeinsame* oder sogar *gemeinschaftliche* Profile zugeordnet werden. Dafür wären forschungstechnisch entsprechende Variable zu finden, über Lifestyle-Konzepte hinaus, die ihrerseits ja auch nur aus Aufsummierungen hervorgehen. *Sprachliche* Schemata müssten in ihrer Koppelung mit *sozialen* aufgedeckt werden – und umgekehrt. Es lässt sich gut über Sprechakte theoretisieren, sie zu erforschen und in empirischen Typen zu erfassen, wäre eine dringende Notwendigkeit. Und über die Sprechakte hinaus sind soziale Sprechweisen, auch Diskurse und politische Rhetorik relevant, die bis in die Entwicklungsabschnitte der Subjekte im Lebenslauf Bedeutung haben.

Wenn man bisher gewonnene, auf Themenbereiche zentrierte Ergebnisse der Umfrageforschung in Datenbanken lagert, wird es möglich, durch Kohorten- und Periodenvergleiche gesellschaftlich-kulturelle Wandlungen, Zerfallsprozesse und Neukonstituierungen besser zu diagnostizieren. Diesem Gedanken hatte mein in gemeinsamen Projekten verbundener Kollege A. Amann schon Anfang der 80er Jahre durch Gründung des „*Wiener Instituts für sozialwissenschaftliche Dokumentation und Methodik*“

Rechnung getragen. Dabei ist der Rückbezug auf die demografische Forschung und auf die Ergebnismassen der amtlichen Zählungen und Indikatorenforschung wichtig. Allerdings dürfen die Gefahren in der ideenschwachen, problemverdünnenden und theoretisch sowie thematisch schwachen Replikation der Wiederbefragung nach gleichem Muster nicht übersehen werden. Es liegen fatale Zwänge im Vorhandensein des nun einmal datenmäßig Generierten und seiner Aufforderung zu mechanischer Replikation ohne theoretische Vergleichsrahmen. Trotz all dieser Einschränkungen, die bei raschem sozialen Wandel umso mehr beachtet werden sollten, sind Longitudinalstudien, die ich in Österreich für die Lebenslauf- und Altersforschung mehrfach forderte, aber nicht erreichen konnte, eine wichtige Institutionalisierung, an der zu arbeiten sein wird.

Erstickung droht allerdings immer mehr durch das erhobene Material. Beobachtbar ist die Flucht vor der Ausarbeitung von Ideen und Fragestellungen in die Verbesserung der Methodik. Es ist offenbar leichter am *Wie* zu arbeiten als am *Was*. Mechanische Forschung um ihrer selbst oder der eigenen Karriere willen, erstickt oft *creative Neugier*, die sich ihre bestimmten Methoden für das jeweilige Forschungsziel erst mühsam selber suchen muss.

Durch die in der „Gründerzeit“ des vergangenen 20. Jahrhunderts in der Phase nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich von mir mit viel persönlichem Einsatz entwickelte empirische Grundrichtung in der Soziologie und durch ihre Verbindung zu anderen Disziplinen, woran mir gleichfalls lag, konnten thematische Konzentrationen vieler Art entstehen. Dazu zählen die Stadtforschung, Politsoziologie und Wählerforschung, Familienforschung, Jugend- und Frauenforschung sowie die Lebenslauforschung und die Sozialgerontologie. Die Soziologie war da in verschiedenen Rollen Anregerin oder auch hauptsächliche Trägerin des Forschungsprozesses. Solche Schwerpunkte, auf thematische Konzentration gerichtet, werden sich auf die Dauer vermutlich als theoretisch reichhaltiger und stärker praxisrelevant erweisen als die klassischen *allgemeinen* Soziologievorstellungen samt ihren Supertheorien, mögen sich diese nun aus den Begriffen wie System, Kommunikation, Ungleichheit usw. zu entfalten trachten. Mich überzeugt das „Entlehnungsdenken“ nicht, wonach aus den generellen soziologischen Theorien bestimmte Konzept-Konstruktionen oder gar inhaltliche (Hypo-)Thesen rasch entschlossen abgeleitet werden sollen, um bestimmte Fragestellungen der Forschung zu strukturieren. Ich halte demgegenüber die empirische multidisziplinäre Wechselseitigkeit theoretischer Fundierung im Themenbereich für wichtig. Ich bin zurückhaltend bis skeptisch gegenüber einem quasi-automatischen Transfer aus Stücken der „Allgemeinen Soziologie“ in die Schwerpunkte und thematischen Bereiche.

Für eine solche „offene Schwerpunktsoziologie“ samt den aus der jeweiligen Thematik entwickelten Thesen muss allerdings vorausgesetzt werden, dass sich diese ehemals so benannten „speziellen Soziologien“ *interdisziplinär* (zu *Psychologie, Psychiatrie,*

*Geschichte, Philosophie usw.) öffnen. So könnten sich schließlich auch transdisziplinäre Fragestellungen ergeben. Entwicklungen zu Schwerpunkten, die durch theoretische Eigenfundierung und interdisziplinäre Wechselseitigkeit der seinerzeitigen Ansätze der speziellen Soziologien entstehen, sind gefragt. In der Gerontologie, in der Lebenslauf-forschung oder in der Kindheits-, Familien- und Jugendforschung, aber auch anders-wo, sind solche Prozesse schon länger im Gange.*

Eine angeblich „eigene Realität“ Gesellschaft wurde in Umsetzung von Rahmen-konzepten von G. W. F. Hegel bis E. Durkheim und schließlich bis zu T. Parsons und N. Luhmann zu einer bestimmten Variablen-Auswahl nach eigenen Selektionskriterien konstituiert. So wurde durch die multivariate Umfrage-Forschung im Prozess der Zu-ordnung von Einstellungen zu gesellschaftlich definierten Gliederungsmerkmalen ein Kurzschluss-Kreislauf zum Schaden der Soziologie immer wieder „bestätigt“. *Das Soziale* wurde verdinglicht. Die weder mit Ökologie, noch mit Ökonomie, und nur dürftig mit Kultur sich berührenden Systemkonzepte „des Sozialen“ hatten – und haben sie noch? – Konjunktur. Oder es kam zu den sehr generellen schematischen Gegenüberstellun-gen von Subsystemen, Aktor-, Sozial- und Kultur-, „Systemen“ wie bei T. Parsons. Durch diese konzeptuellen Abstraktionen konnte sich die Forschung auch gegenüber jenen Vorstellungen immunisieren, die auf die Verwurzelung in der Natur, auf biologische Grundlagen des Menschen verweisen. Findet man aber den Weg zu den exemplarisch herausgehobenen kleineren Einheiten, erhält das übergreifende, Biologie und Ökologie einbeziehende Denken eine Chance, sich durchzusetzen. Auch die Sozio-Ökologie – oder Öko-Soziologie – lässt sich dann in verschiedenen Perspektiven entfalten. Durch diese integrierenden Vorstellungen kann man Individuen, Gruppen und Organisatio-nen im Spannungsfeld ihrer Ökologie agieren sehen. Gerade die durch Hunger, klima-tische Ungunst und vorhergegangenen Raubbau in ihren natürlichen Existenzgrund-lagen schwerst beeinträchtigten ärmsten Bevölkerungen der Dritten Welt werden durch eine Sozio-Ökologie und eine Öko-Soziologie besser verstehbar. Ich hätte jedenfalls ohne anfängliche Hilfe der Ethnologen, der afrikanischen Agrarfachleute und der erfah-renen Tropenmediziner wie Prof. H. Stemberger, Leiter des Instituts für Sonnen- und Tropenmedizin, keine zureichende Sicherheit in der Interpretation von Daten über Kindheits- und Jugendentwicklung und Alternsprozesse in Sippen, Dörfern und städti-scher Umwelt gewinnen können.

### 11. Entwicklungsforschung zum Verständnis von Globalisierung

Zur Illustration sei als Beispiel der folgende Zusammenhang aufgezeigt: Die ökologi-sche Unfähigkeit des missbrauchten Bodens, Regen aufzunehmen, wird in gefährdeten

Regionen der Welt, z. B. im Sahel, wo ich sie genauer kennen lernte, durch eine verdichtete Tierhaltung und eine Weidewirtschaft mit wenig Selbstkontrolle weiter beeinträchtigt. Die Tiere zertrampeln den Boden, fressen den Pflanzenbewuchs bis zu dessen Zerstörung ab. Der Anbau von Feldfrüchten wird problematisch. Auf jeden Fall werden Erträge an Agrarprodukten reduziert. Der Boden wird fest und hart wie eine Rinde. Das Regenwasser kann nicht wohlverteilt eindringen, sondern rinnt in Tümpel ab.

Die Notwendigkeit entsteht für die Ackerbauern, Lebensmittel für den täglichen Gebrauch in den Trockenzeiten nach schlechten Hirse-, Erdnuss- oder Maisernten zuzukaufen. Und dies lässt die Bauern wieder ihren Viehbestand unbedacht vergrößern. So verstärkt sich das zerstörerische Streuen einer größeren Anzahl von Tieren (Rindern, Schafen, Ziegen) in der ökologisch ohnehin schon bedrohten Busch- und Baumsavanne. Wird in schlechten Erntejahren viel (wegen der Trockenheit schlecht ernährtes) Vieh verkauft, so sinken auch die Fleischpreise für die Verkäufer. Die Bauern suchen daher noch mehr, die Stückzahlen ihrer Herde zu erhöhen und den Viehbestand weiter aufzustocken, was den fatalen ökologischen Kreislauf zum „Teufelskreis“ werden lässt.

Die ökologische Verödung und die zunehmende Verarmung führen zur Verstärkung der Abwanderung der besten Arbeitskräfte, vor allem unter der männlichen Bevölkerung. Es bleiben dann mehrheitlich meist verheiratete, aber oft langfristig allein bleibende und allein wirtschaftende Frauen mit ihren Kindern in den Dörfern zurück. Sie müssen dort die beschwerliche, die letzten Kräfte verschleißende Arbeit leisten. Solche Überlastungen treiben bei mangelhafter Ernährung der Frauen deren Fehlgeburtenraten auf 30 % bis 50 % hinauf. Bei dem starken kulturellen und sozialen Druck, den Nachwuchs zahlenmäßig hoch zu halten, steigt die Anzahl der menschlich und medizinisch prekären Schwangerschaften.

Dem ökologischen und ökonomischen Abstieg folgt die bevölkerungsmäßige Reduktion der ländlichen Arbeitskräfte durch Abwanderung in die Stadt. Die Hilflosigkeit der sozial Schwachen, der Kinder und Alten, die zurückbleiben, ergibt sich aus diesem Bevölkerungsrückgang der „besten Jahrgänge“ überall dort, wo die Restabilisierung mit eigenen Kräften nicht gelingen kann. Formen sozialer Desorganisation und Desintegration der sozial Schwachen sind die Folge. Dies führt erneut zu massenhafter *Stadtwanderung* aller zu solcher Mobilität fähiger Gruppen. Daraus entsteht wieder die gigantische Ansammlung beschäftigungsloser Massen in den Slums der überbordenden afrikanischen Großstädte. Sie wachsen sich mehr und mehr zu Megalopoliden aus. Dort fehlt es dann an entsprechender Hygiene, an ärztlicher Versorgung, Schutz vor Aids, sauberem Trinkwasser, etc. Ähnliche, viele Millionen von Menschen betreffende Prozesse sind auch in Lateinamerika und in Indien festzustellen.

Die Fähigkeit zur Selbsternährung nimmt in den bedrohten Regionen ab. Die An-



gewiesenheit auf die in Europa und den USA hervorgetriebene agrarische Überproduktion steigt. Da aber diese Überschussgüter in den afrikanischen Städten – nicht auf dem Land – zur Verteilung kommen, wird die Flucht aus den bedrohten Landgebieten in die bereits überlasteten und infrastrukturell schwachen Städte noch verstärkt. Slums mit verschiedenen Formen von Kriminalität sind die Folge. Sozialstrukturen, wie solche, die den Alten intergenerativ Hilfe geben können, brechen zusammen. In der armen Dritten Welt sind staatliche soziale Stützungs-Systeme für Kranke und Alte ökonomisch nicht leistbar. Lockert sich dann auch noch die Sippenverantwortung, reduziert sie sich oder bricht sie in der Stadt zusammen, so entstehen sozial chaotische und medizinisch – siehe Aids – bedrohliche Verhältnisse.

Studien in Dörfern oder Stadtvierteln der Dritten Welt sind als „exemplarische Dokumentation“ viel eher geeignet, Phänomene, wie ich sie eben beschrieben habe, aufzufinden, interdisziplinär zu verknüpfen und zu interpretieren, als es Umfragetechniken allein je leisten könnten. Die Zukunft sehe ich daher zunehmend in *disziplinverbindender, methodenpluralistischer Forschung*, jedoch nicht nur im Kontext von Armuts- und Kulturumbruch der Dritten Welt, sondern auch in den so genannten hochentwickelten Gesellschaften. Diese Forschung müsste von thematischen Brennpunkten ausgehen. Ob auf die Dauer ein solches Wissenschaftssyndrom den Namen Soziologie tragen wird, ist heute schwer vorauszusagen. Soziologie hatte von Anbeginn an, seit ihrer Begründung in A. Comtes „Cours de philosophie positive“ (1830) *Multidisziplinarität* in ihrem Programm. Soziologie verstand sich als *Integrationskraft*, nicht als Spezialdisziplin. In einem neuen Sinn hat sie heute als eine auf Multidisziplinarität gerichtete Integrationskraft Zukunft, wenn sie sich nicht zur verhängnisvollen Selbstlegitimation auf eine künstliche und letztlich nicht mehr brauchbare „Klassiker“-Basis allgemeiner, fachfundierender Theorien glauben zu müssen. Den Klassikern wie E. Durkheim, auch den Neo-Klassikern wie T. Parsons, haftet ja die Tendenz der akademischen Durchsetzung oder Machtverstärkung der Soziologie an.

## 12. Fragen stellen – damit etwas berichtet werden kann

Das zentrale Geschäft des Sozialforschers oder des Soziologen ist in Hinkunft vermutlich weder das Systembauen noch die reine Beschreibung. Beschreibung ist allerdings notwendig und liegt bei den Soziologen oft sprachlich schwer danieder. Aufgabe der Soziologie ist heute die Entwicklung von Fragen und Vorstellungen, aufgrund derer überhaupt etwas gesehen und „erzählt“ werden kann (Rorty 1993, 9). Das aber bedeutet mehr als ein von irgendwoher bezogenes Theoriestück als Ausgangspunkt. Es verlangt Fragestellungen als Vorstufe für das Forschungsdesign des jeweiligen Projekts.

Beim Epiker, im Roman, liegt die Erklärung im Duktus der Erzählung, beim Wissenschaftler zerfällt diese Einheit in den Bericht der Ergebnisse einerseits und in Explikation und Deutung dieser Ergebnisse andererseits. Reine Abbildung als Beschreibung ohne „Zwischenkonstrukt“ von Erklärung ist immer schlechte Forschung. Die Qualität des Zwischenkonstrukts wird durch die potenzielle Anwendungsrelevanz von Forschung nicht geschmälert, sondern wird durch sie oft konkretisiert und gefördert. Praxisbezug als Chance für die Forschung vermag vielmehr deren Zuschnitt und die Fragestellung zu präzisieren. Ich will aber das Leid nicht verschweigen, sich mit verständnislosen und gleichzeitig fordernden Beamten als Vertreter der Auftraggeber abplagen zu müssen.

Der Mainstream der Forschung absentierte sich immer wieder durch kruden Positivismus entweder überhaupt von aller Grundlagen-Reflexion oder aber er folgt einem patenten, aber abschottenden Konzept einer Gesellschaft als einer „Realität eigener Art“. Dadurch aber vereinzelt sich die Soziologie als Disziplin, die sich bei ihrer Begründung durch die Spätaufklärer M. J. Condorcet, C. H. St. Simon und A. Comte (in der Sprache der Zeit) als *soziale Physik* verstand. Soziologie als „soziale Physik“ bedeutete für A. Comte und auch für die aufgeklärten, im 19. Jahrhundert nach Gesellschaftsanalysen Ausschau haltenden Zeitgenossen eine soziale Superwissenschaft historisch-enzyklopädischer Art. Durch eine bornierte Vereinzelung löste sich aber die Soziologie aus dem Prozess eines schon bei ihrem Ursprung im 19. Jahrhundert intendierten interdisziplinären Ansatzes heraus. Soziologie war im Sinne von C. H. St. Simon und A. Comte als die multidisziplinäre Wissenschaft par excellence begründet worden. E. Durkheim aber ging es zwecks Anerkennung der Soziologie als eigene Disziplin um eine fachliche Besonderung. Allerdings wächst in einer auf „Verfachlichung“ bedachten Soziologie das Anwendbarkeitsdefizit. Denn Interdisziplinarität und Anwendbarkeit sind eng miteinander verbunden. Es ist wahrscheinlich, dass es in der Interdisziplinarität, die sich aus den disziplinären Traditionen heraus entwickelt, entscheidende Verständigungsprobleme und Sprachschwierigkeiten auch weiterhin geben wird. Ich wollte und will kein idyllisches Bild der Integration und des fächerübergreifenden Denkens und Forschens entwickeln. Eine Soziologie der Zukunft wird jedoch eine sein müssen, die alles andere sein will, denn „nichts anderes als Soziologie“.

### 13. Rückblick mit Selbstkritik

Wenn ich rückblickend sagen soll, wo ich selber gewisse Versäumnisse in meiner Arbeit wahrnehme, so vermag ich Aspekte davon, wie von außen gesehen, zu benennen. Ich bin aber nicht sicher, ob ich diese Versäumnisse selber befriedigend erklären oder

gar bewerten kann. Paradox ist, dass ich von Anfang an am Aufstörenden, am Prinzipiellen und am Stellen von letztlich unbeantwortbaren Fragen der Philosophie Gefallen fand. Trotzdem publizierte ich über Philosophie immer wieder nur fallweise, so über M. Scheler, K. Mannheim und die Sozialphilosophie von M. Heidegger. Beruflich führte ich weitgehend das Leben eines Sozialforschers. Die Liebe zur Philosophie kam aus einem frühen, schon in der Pubertät empfundenen Bedürfnis, Orientierung zu finden. Der Hang zur Philosophie wurde durch die Kriegserlebnisse verstärkt. Es gelang mir erst spät, sie für meine wissenschaftliche Arbeit, und da besonders durch die Befassung mit den Prozessen des Alterns, fruchtbar zu machen. Erst durch mein Buch „*Die späte Freiheit*“ (1983) gelang mir 25 Jahre nach meinen ersten empirischen Forschungen in der sozialen Gerontologie die massive Einbeziehung von Philosophie und Literatur als Explikations- und Deutungsmittel von empirischen Befunden. Die Notwendigkeit, mit Änderungen in der subjektiven Selbstdefinition auf das Altern zu antworten bzw. es existenziell zu modifizieren und – wenn auch spät – Freiheit zu gewinnen, ließen mich z. B. zu Meister Eckhart als Erneuerungs-Theoretiker und zu M. Heidegger und seinen Ideen zur „*Geworfenheit*“ ins Leben und einer darauf antwortenden „*Entschlossenheit*“ zurückkehren.

Die philosophische Vorliebe hatte sich nach dem Studium in meiner postdoktoralen Ausbildung erneut gemeldet. Ich erhielt 1949 ein Stipendium der französischen Regierung, um in Paris jene internationale Soziologie kennen zu lernen, die von Wien aus – wir lebten vor einem halben Jahrhundert unter völlig anderen Kommunikationsbedingungen als heute – nicht zugänglich war. Aber was mich in Paris schließlich interessierte, das war nicht die Soziologie, sondern es waren die Schriften von J. P. Sartre, die Malerei der klassischen Moderne, Besuche in den Ateliers der großen Künstler wie bei J. Arp, F. Léger, C. Brancusi, H. Laurens und anderer. Dazu kamen viele Gespräche mit P. Celan und Dichtern und Literaten in Paris.

Mehr und mehr gewann ich Interesse an der Herausbildung der europäischen Kultur in der Spätantike. Der Reform-Katholizismus suchte in seiner Bewegung der Selbsterneuerung die eigenen Kirchenväter vom 2. bis zum 6. Jahrhundert neu zu lesen. Für die theologische Aktualität der Nachkriegs-Ära wurden diese Autoren von Origenes bis zu Gregor von Nyssa, von Irenäus von Lyon bis zu Augustinus und Benedict als Ideengeber herangezogen. Den Beschäftigungen mit diesen Autoren und deren Problemen gegenüber, scheiterten mehrere meiner Anläufe, mich mit der um 1950 in Paris angebotenen Soziologie zu beschäftigen. Vieles fand ich interessanter als das. Ich schrammte an der Soziologie vorbei. Die Frühgeschichte des Christentums in Europa interessierte mich mehr. Da ging es um die Erlösung des Menschen. Das Denken war metaphorisch, der Ausdruck oft poetisch.

Ein Rockefeller-Stipendium für Harvard erhielt ich ein Jahr nach der Pariser Phase,

um mich schließlich doch mit dem, was als neueste Theorie in der Soziologie galt, nämlich dem System von T. Parsons, an der Universität Harvard auseinander zu setzen. Und wieder passierte es. Ich war nicht zielstrebig genug. Ich hörte Vorlesungen von W. Jaeger über Aristoteles, die er in einem Sprachkauerwelsch aus Deutsch, Englisch und Griechisch hielt. Sie gehören zu meinen kostbarsten Erinnerungen über Text-Auslegungen in Philosophie und Kulturgeschichte, so als wandere man in der Sprach- und Begriffswelt der Antike nach allen Seiten. Es beeindruckten mich die ethnologischen Forschungen von C. Kluckhohn. Durch sein mit Hilfe seiner eigenen empirischen *Felduntersuchungen* erworbenes Anschauungsmaterial begann ich zu verstehen, wie Symbole und Riten eindringlich auf Menschen in Stammesgesellschaften wirken und wie diese ihr soziales Verhalten steuern. Ich griff später in meiner Forschung über Jugendkultur auf C. Kluckhohn zurück, da man bei ihm die Relevanz seiner Theorie für sein Datenverständnis geradezu spüren konnte. Und angesichts der Fetische, Riten und Tänze im afrikanischen Busch begriff ich die Macht von Kultur, Leben zu steuern.

T. Parsons' „*Arm-chair*“-Gesellschafts- und Kulturtypologie war gelenkt von einem geradezu unerträglich naiven amerikanischen Überlegenheitsgefühl und von intellektuellem Hegemonie-Denken. Dies stieß mich so ab, dass ich seine Vorlesungen und Seminare, um deretwillen ich nach Harvard gekommen war, nur sporadisch besuchte. Ich freundete mich mit einem belgischen Benediktinerpater an, der viele Jahre in China gelebt und im Krieg gegen Japan den Rang eines Obersten in der chinesischen Armee erreicht hatte. Er war in Gefangenschaft geraten und von den Japanern gefoltert worden. Seine Konzentrations- und Meditationstechniken retteten ihm das Leben. Er schrieb in Harvard 1951/52 an einer Dissertation über gesellschaftlich wirksam gebliebene Familienregeln des Konfuzianismus in China. Ein anderer Freund, T. F. O'Dea, Sohn einer eingewanderten, armen irischen Wäscherin, später namhafter amerikanischer Religionssoziologe, war als amerikanischer Soldat des Bodenpersonals der Luftwaffe Zeuge des Aufstiegs jener Staffel gewesen, welche die Atombombe auf Hiroshima warf. Das war für sein Denken und Fühlen sehr wichtig geworden. Er arbeitete in Harvard an einer religionssoziologischen Dissertation. Wir diskutierten nächtelang – in der Tat immer bis zum Sonnenaufgang – über den Zweiten Weltkrieg, über Platon, über S. Kierkegaard und über Max Weber und waren uns einig in der Ablehnung von T. Parsons' System. Die Freundschaft beruhte auf Erlebnismgemeinschaften als Soldaten in wenn auch sehr verschiedenen Kriegsschauplätzen. Eine Auseinandersetzung mit T. Parsons kam nicht zustande.

Meine erste Begegnung mit einer mir einleuchtenden gesellschaftsanalytischen Soziologie fand statt, als ich, vom Graduate Student zum Gastprofessor gemausert, an der Fordham University in New York City für das Jahr 1952/53 angeheuert wurde, mit der Chance, dort für länger oder lange zu verbleiben. Das Lehrbuch von Wilson und

Kolb „*Sociological Analysis*“, New York 1949, bewahre ich heute noch als zerlesene Kopie wie eine Reliquie auf. Darin befinden sich Texte z. B. von R. Linton, J. Piaget, K. Horney, R. Redfield, P. F. Drucker, E. W. Burgess und R. K. Merton. Dieser Lektüre verdanke ich sowohl Elemente einer ersten eigenen Grundausbildung in Soziologie als auch den „Lehrstoff“ für meine damaligen amerikanischen Studenten. Ich lernte etwas von der Soziologie, weil ich sie unterrichten musste. Die „*Arbeitslosen von Marienthal*“ hatte ich zum ersten Mal in der Widener Library der Harvard Universität gelesen. Ich war vorher, weder in Wien noch in Paris, darauf aufmerksam gemacht worden. Bei den soziologischen Texten aus Wilson und Kolb waren es nicht nur Einzelstudien, sondern Perspektiven, Analyseweisen und Interpretationsformen, die ich rezipierte, keine „allgemeine Theorie“, mit Ausnahme der späthegelianischen ideenreichen Geschichtsphilosophie des Enzyklopädisten P. A. Sorokin. Diese zugleich analytische wie auch einblicksreiche intellektuelle Welt einer sich entwickelnden Soziologie hätte mir Lust gemacht, in Amerika zu verbleiben. Als allerdings 1953 unsere erste Tochter geboren wurde, fiel dann doch die Entscheidung für die Rückkehr nach Österreich. Um die Voraussetzungen für die Entgegennahme von Forschungsprojekten zu erfüllen, welche die Rockefeller Foundation für die Wiener Universität zu finanzieren sich bereit erklärte, suchte ich nun so rasch als möglich meine Habilitationsschrift über die Wissenssoziologie von M. Scheler und K. Mannheim (und anderen) abzuschließen. Ich hatte danach die Absicht, die Wissenssoziologie von der theoretischen Spekulation zur empirischen Forschungsmethodologie weiterzuführen. Ein wirklicher Brückenschlag gelang mir in diesem Vorhaben jedoch nicht.

Ich stürzte mich dann fast wie mit der Wut des Enttäuschten in die empirische Soziologie, auf Themen der Familie, des Wohnens, der Stadtentwicklung und in einer zweiten Welle seit den Fünfzigerjahren auf die Jugendforschung und die Alterssoziologie. Ich beteiligte mich nicht am Positivismusstreit. Ich sah mich weder als Positivisten noch als einen an K. Marx orientierten Dialektiker. Beim Positivismusstreit stand bei den Dialektikern Ideologie hinter der Szene, im Grunde auch das Bemühen, aus der Kritischen Theorie umfassendere wissenschaftstheoretische und letztlich auch politische Positionen abzuleiten. Angesichts dieses Streits erschien es mir wichtiger, die entsprechenden Methoden und schließlich die Daten zu finden, um mich konkreten Sozialproblemen zuzuwenden. Forschung wurde für mich zum *Abenteuer*, wenn auch, wie alle echten Abenteuer, gesteuert und gelenkt von Grundabsichten. Das wollte ich mir vom Positivismus-Streit nicht zerstören lassen.

Eines dieser Sozialprobleme sah ich in den enormen Belastungen, welche die in Beruf, Haushalt und Familie in vieler Hinsicht benachteiligte Frau in den frühen Sechzigerjahren zu tragen hatte. Natürlich war ich an den sozialen Bedingungen für diese überlastete Dreifachrolle der Frau interessiert und an dem Phänomen der „Vereinsamung

mitten im Leben“, welches durch die Sprachlosigkeit der Frauen vor allem im Arbeitermilieu um 1960 noch verstärkt wurde. Während von den sozialen Belastungen der Frau vieles erhalten geblieben ist, hat sich durch den Wandel der Berufsstruktur und die Anhebung von Ausbildung und Qualifikation und auch durch die Emanzipationsbewegung seither vieles geändert.

Warum ich schließlich eine gewisse intellektuelle Heimat in der Lebenslauf- und Altersforschung finden konnte und die allgemeine Soziologie in meinen Interessen mehr und mehr zurückstufte, war verschiedentlich begründet. In der soziologischen Gerontologie war eine Verknüpfung mit philosophischen Theorien und Deutungen möglich, wie ich sie z. B. in der „Späten Freiheit“ (1983) versuchte. Dem Altern muss innere Änderung als Innovation, also eine „gesteuerte Negentropie“ entgegengesetzt werden, sollen Entwicklungschancen im späten Leben sich entfalten können.

Die von mir vertretene Position besteht nun im Wesentlichen darin, dass jeweils *aus dem die einzelnen Fächer übergreifenden Forschungsprozess* die angemessene Theoretisierung erfolgen soll. Aus dem Zusammenfluss von Forschungen auf bestimmten konkreten Gebieten und aus bestimmten Fragestellungen der Forschung soll eine autochthone Theoretisierung erfolgen. Die kann durchaus disziplinübergreifend sein. Dies erscheint mir auch heute zielführender als die Übernahme verallgemeinerter Konzepte von Systembauten der allgemeinen Soziologie, Konzepte, die vermutlich aus anderen Motivationen entsprangen und – wenn überhaupt – auf andere konkrete Inhalte bezogen waren.

Es ist sinnvoller, von Fragestellungen auszugehen, die über die künstlichen Grenzen der Bindestrich-Soziologien hinausgehen und eine eigene, wenn auch nicht automatische Wachstumsdynamik entfalten. So muss man Jugendsoziologie und Alterssoziologie z. B. zur Lebensphasen- und Generationenforschung bzw. für Konzepte der Lebenslaufforschung zusammenführen. Es ist weiters klar, dass Familiensoziologie und Generationenforschung sich überschneiden.

Zur Multidisziplinarität ist aber auch die „Extradisziplinarität“ gefragt. P. Feyerabend hat sie wissenschaftlich „hoffähig“ und R. Rorty nun zum weithin akzeptierten Allgemeingut theoretischer Reflexion gemacht. Ideen und Thesen solle man hernehmen, wo man sie findet, auch aus Mythos und Dichtung. Es war schon das Verdienst M. Schelers gewesen, außerwissenschaftliche Formen der Selbstvergegenwärtigung und -deutung des Menschen dargestellt und im Bezug und zur Ergänzung bzw. Relativierung von Wissenschaft legitimiert zu haben.

Das Bleibende ist wohl die von M. Scheler klar vertretene Ansicht der gegenüber der Wissenschaft sich abzeichnenden Selbstständigkeit von Kunst, Philosophie und Religion als Lebensmacht. Außerwissenschaftliche Formen der Selbstvergegenwärtigung unter Einsatz von Symbolik und ästhetisch-kontemplative Formen von Symbolen und Formeln in Kunst, Dichtung und Literatur gewinnen heute an Bedeutung für

wissenschaftliches Verstehen. Symbole aus Mythos und Glauben vermögen grundsätzlich die Gestaltung von Beziehungen und Intimgruppen zu fördern. Sie sind offenbar sozial unersetzbar. Die Geschichte treibt sie in immer neuen Formen hervor, auch wenn sie heute durch die virtuelle Welt von Medien und Internet Strukturwandlungen unterliegen. Religiöse und mythische Symbole und Formeln trugen, sei es zur Stabilisierung, sei es zur Dynamisierung von Sozialverhältnissen bei. So wurden Formen der Daseinsbewältigung, z. B. des Ertragens von Leid, geschaffen. Riten, Symbole und Formeln müssen von der Soziologie in immer neuen Deutungen in deren Wirksamkeit für soziales und individuelles Selbstverständnis erkannt werden.

In den orientierungsgebenden Deutungen, Parabeln und Formeln von moralbegründenden Philosophen und Stifterfiguren liegen in den Weltreligionen Konzentrate von Erfahrungsinhalten aus menschlichen Extremsituationen. Diese „Konzentrate“ in Sprüchen, Visionen, Parabeln, Metaphern und Prophezeiungen besitzen in einem primären Sinn gesellschaftlich orientierenden, teils auch normenbildenden Charakter. Darüber hinaus liegt ihnen oft eine durch die poetische Sprache und Bildhaftigkeit verstärkte Faszination zugrunde. Orientierungen und Lebenshaltungen folgen solchen Imaginationen.

Ich halte eine Beschränkung der handelsleitenden Weltorientierung auf die Wissenschaft für unreal und auch nicht für wünschenswert. Überzeugungen, nach denen gelebt wird, bedürfen tieferer emotionaler Schichten als die Wissenschaft zu erreichen imstande ist. Es scheint mir unvermeidbar, aus den Tendenzen der „Intellektualisierung“ und „Verwissenschaftlichung“ der Lebensbewältigung den Anspruch auf einen Primat der „wissenschaftlichen Weltauffassung“ abzuleiten. Aber kein menschlich-soziales Erfahrungs- und Wissensgebiet wie Mythos, Religion oder Philosophie kann und sollte gegenüber der Wissenschaft, ihrer Kritik und prüfenden Reflexion *abgeschirmt* werden. Was überzeugende Deutungs- und Stützungskraft besitzt, wird sich ohnedies auch von der Wissenschaft nicht auflösen lassen. Andererseits ist allen Überzeugungen ein permanentes Aufklärungsgebot gegenüberzustellen. Irrläufe entstehen dann, wenn die wechselseitigen Durchdringungen von Denken und Glauben einseitig aufgelöst werden. Fundamentalismen zerstören schließlich die Religion selber, ebenso wie diese Fundamentalismen die Aufklärung temporär verhindern können.

Wissenschaftliches Wissen hat in der modernen Gesellschaft eine geradezu dominierende Stellung. Eine Erweiterung und Neukonstituierung der im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts von W. Jerusalem, M. Scheler und K. Mannheim konzipierten Wissenssoziologie könnte als Selbstkritik von Philosophie und Sozialforschung heute erneut wichtig werden. Die kulturtheoretische Aufwertung anderer, außerwissenschaftlicher Formen der Selbstvergegenwärtigung und Lebensdeutung ist gerade in der „Erlebnisgesellschaft“ nötig. So erlangt in der Postmoderne die Philosophie trotz des „Wissenschaftsbooms“ erneut Grundlagenbedeutung.

Die Soziologie ist vermutlich eine Übergangswissenschaft. Sie entstand aus einer enzyklopädisch denkenden französischen Spätaufklärung. Von C. H. St. Simon wurde A. Comte, der Erfinder des Begriffs der Soziologie, als einer übergeordneten historischen und gegenwartsbezogenen Entwicklungstheorie der Gesellschaft beeinflusst. Auch der von Deutschland nach Paris geflüchtete K. Marx wurde in den Bann C. H. St. Simons gezogen. Bei K. Marx diente die Geschichtsphilosophie der Spätaufklärung einem Konzept der revolutionären Gesellschaftsveränderung. A. Comte hingegen beauschte sich an der Übermacht der von ihm szientistisch formulierten Drei-Phasen-Lehre aller Geschichte. Diese Phasentheorie wollte Weltdeutung sein. In der dritten Phase sollte nach A. Comte die Wissenschaft Vorbild einer übergreifend multidisziplinären Wissensorganisation werden und gleichzeitig Lebensorientierung bieten. Das Konzept einer vorrangig agierenden Überwissenschaft (superscience), das A. Comte für die Soziologie geltend machte, wird heute kaum Zukunft haben. Aber die Tendenz zu Multidisziplinarität und Interdisziplinarität hat große Chancen. Sie müsste die universitären Fachgrenzen mehr und mehr durchlässig machen und teilweise abtragen. Den multidisziplinären Forschungsschwerpunkten, nicht den Disziplinen, gehört die Zukunft. Und der Wissenschaft muss die Philosophie reflexiven Widerpart bieten. Wie der Mathematiker B. Pascal durch seine *Pensées* (1670) zu überzeugen suchte, sei der Vernunft „*nichts so sehr angemessen wie das Nichtanerkennen der Vernunft*“ (Nr. 272). Die Wahrheit sei nicht nur durch die Vernunft, „*sondern auch durch das Herz*“ erkennbar (Nr. 282).

Außerdem können sich Wissenschaften zur Zeit noch schlecht zueinander verhalten. Zumindest in den Sozial- und Humanwissenschaften ist dieses Verhältnis unterentwickelt. Aber bei den Fragen nach differenzieller Kindheits- und Jugendentwicklung oder beim Lernverhalten greifen Psychologie, Psychiatrie, Ethnologie, Geschichte und Soziologie ineinander. Ähnliches gilt für die Lebenslaufforschung, für Generationenstudien und für die Gerontologie. Vermutlich werden die von der Soziologie ausgehenden inhaltlichen multidisziplinären Fragestellungen die nach generellen theoretischen Modellen entworfenen zurückdrängen. Systemische Betrachtungen von Prozessen und Strukturen werden als heuristische Hilfen dadurch nicht überflüssig.

Die Entwicklung wird dorthin laufen, dass intensiv durchstrukturierte, umrissene Themenbereiche und Fragestellungen immer wieder aus vorhergegangenen Forschungen schöpfen bzw. sich an ihnen insofern „reiben“, als sie sich durch Falsifizierung hervor-tun, wie K. Popper vorschlug. Oder sie werden sich einfach nach immer wieder neuen „*Forschungsprogrammen*“ orientieren, wie I. Lakatos meinte. Ich vermute, dass globale soziologische „Theorien“, wie sie von den „Klassikern“ (V. Pareto, E. Durkheim, Max Weber) oder von zusammenschmiedeten Paradigmen à la T. Parsons ausgingen, an Bedeutung verlieren werden. Selbst Max Weber wollte ja keine soziologische Theorie



schaffen. Er wollte seine Redeweise begründen, die Begriffe genau gekennzeichnet sehen, die er für seine kulturvergleichenden Analysen verwendete und für sein auf soziales Handeln (der Individuen) aufgebautes Gesellschaftsdenken in differenzierender Absicht benötigte. Max Weber schlug eine explikative Begriffswelt (z. B. Zweckrationalität versus Wertrationalität, Vorstellungen des „sozialen Handelns“ usw.) zur besseren Bemeisterung des Erklärungsbemühens bzw. Verstehens vor.

#### 14. Plädoyer für die Rückkehr zur Philosophie

Aufgrund einer gewissen Theorie-Flaute in der Soziologie der letzten beiden Jahrzehnte – abgesehen von wirkungsvollen Deutungen wie sie von U. Beck kamen, und angesichts eines massenhaften Daten-Anhäufens weltweit, ist eher ein Abbau, schließlich das Absinken der Bedeutung der (bisher so gefeierten) „grand theory“ in der Soziologie zu erwarten. So könnte auch eine neue Begegnung, vielleicht auch Konfrontation der soziologischen Empirie, ihrer Verallgemeinerungen und Thesenbildungen mit der gegenüber ihrer eigenen Moderne stark gewandelten postmodernen Philosophie entstehen.

An Stelle der (ohnehin weitgehend ausbleibenden) „grand theory“ treten, durchaus mit Berechtigung, neuerdings Verbalformeln der Etikettierung von bestimmten Zonen und Punkten des gesellschaftlichen Terrains. Die Philosophie „dekonstruiert“ bzw. destruiert ihre eigenen und die soziologischen Theorien. Mit dieser Absicht der Dekonstruktion des immer weniger plausiblen Generellen vermag sie auf konkrete Themen der Forschung zurückzuverweisen. Die Philosophie, wie sie J. Derrida, R. Rorty oder P. Sloterdijk vertreten, versucht nicht – wie im Sinne der klassischen Aufklärung – diese Themenkerne voll durchzurationalisieren. Darum gehen auch von den – wenngleich voneinander stark verschiedenen neo-theologisierenden Deutungen wie jenen von E. Levinas – wichtige Anstöße aus. Und P. Sloterdijks neue Studien zeigen, dass M. Heideggers „*Gegenläufigkeiten zu tauben und fatalen Routinen*“ auf mögliche Wendepunkte in den Tiefeneinstellungen der postmodernen Menschen hinweisen (Sloterdijk 2001, 81).

Fragen und Konstellationen, in denen Philosophie und Soziologie gesellschaftliche Probleme kooperativ bearbeiten könnten, sind die der schwindenden gesellschaftlichen Solidarität und der unbewältigten Individualisierung. Die wissenschaftlichen Fachfelder werden sich amalgamieren oder jeweils ineinander übergehen müssen, um sich diesen Herausforderungen zu stellen.

In neuer Form wird eine mit dem alten Begriff Philosophie nur mehr teilweise identische Deutungsträgerin an Einfluss gewinnen. Die Bedeutung einer solchen neu

erweckten Philosophie wird zunehmen. Die Philosophie wird stärker in die Soziologie einwandern und die letztere vermehrt in die Philosophie. Paradigmen und Deutungsfiguren für die Gesellschaft und ihre Prozesse sind für die Zukunft wichtig. Die metaphorische Denkweise, die lange geringgeschätzt wurde, kann wieder zu Ehren kommen. Aristoteles hatte der Metaphorik selbst gegenüber seiner „ersten Philosophie“ (später Metaphysik genannt) Eigenständigkeit eingeräumt. Metaphorik kommt der Postmoderne gut entgegen. Metaphorik vermag es sehr gut, im Bereich der Themen von Letztrelevanz wie Alter und Schmerz, Liebe und Tod, zu Aussagen zu kommen, ohne das Enigmatische des Erlebens aufzulösen. Die tiefenpsychologische Analytik ist hiezu allein nicht deutungsstark genug. Sie trägt meist auch nicht zureichend zum Ethik-Diskurs bei, wie anlässlich der genetischen Manipulierbarkeit nötig wird.

In den letzten Jahren habe ich mich deswegen zunehmend mit verschiedenen Zugängen zu einer Philosophie des Alters und Alterns befasst. Das bedeutete einerseits Auseinandersetzungen mit den von L. Boltzmann und E. Schrödinger gedeuteten gegenläufigen Prozessen von Entropie und Negentropie. Andererseits bewegte mich die Frage, welches Gewicht die vom Menschen, seinem Bewusstsein, seinen Antrieben und Motivationen ausgehenden Planungen und Zielsetzungen für seine Daseinsgestaltung und Lebensführung im Altern und im Alter einschließlich seiner Befindlichkeiten und Gesundheit tatsächlich haben. Ich will da für die lebenslauftheoretische Auffassung von der Veränderbarkeit auch im Hinblick auf die älteren Menschen empirische Argumente erbringen. Mir scheint, dass durch Forschung dazu beigetragen werden kann, die eher restringierend-kompensatorischen Konzepte der Alternsbeeinflussung durch die Impulse zur Kreativität zu ergänzen. Dazu aber muss der theoretische Rahmen erweitert bzw. umgebaut werden. Und hiezu können die Philosophie und die Soziologie in der Alternsforschung sehr hilfreich sein. Auch müssten Sinngebungschancen und die Charakterisierung von Sinngehalten auf die verschiedenen Formen von Aktivität und Aktivierung bezogen werden. Je mehr die natur- wie auch die sozialwissenschaftliche und kulturorientierte Forschung vorankommen, desto stärker erweist sich Altern als ein Bündel von Prozessen. Beim Menschen harren sie in ihrer wechselseitigen Beeinflussung noch der Entdeckung.

Was M. Heidegger einer Zuwendung zu einem alles bestimmenden Seinsdenken fast opferte und Th. W. Adorno verspottete, wird vermutlich als erweiterte *philosophische und soziologische Anthropologie* Raum gewinnen. „Das Soziale“ darf als bedingt eigener Erklärungsrahmen, z. B. als *soziales Gedächtnis* gegenüber dem *individuellen*, und zu Zwecken kultur-soziologisch vergleichender Theorie von gesellschaftsbedingt variabler *Weisheit* nicht aufgegeben werden. Aber das Soziale wird eher dort, wo es *nicht* als verdinglicht abgrenzbares Sein auftritt, sondern mit „dem Humanen“ in Wechselwirkung gesehen wird, Erklärungswert erbringen. Die Zukunft gehört empi-

risch-soziologisch nicht den Entflechtungen, sondern den Diagnosen von und durch *Überlappungen* von Perspektiven und Disziplinen. Sie gehört philosophisch den Aporien und Paradoxien. Sie erst erlauben eine nötige, immer mehr differenzierende, nicht vereinheitlichende Sicht von Komplexität, sowohl des Individuums als auch der gesellschaftlichen Perspektiven.

Es geht nicht um einen glatten Zusammenfluss von Philosophie und Sozialwissenschaften. Die Philosophie sollte Widerstand gegen totale wissenschaftliche Welterklärung leisten. Ich sehe gerade in der (philosophischen) Metaphorik für Themenfindung und als Anstöße zur Interpretation eine fruchtbare Denk- und Ausdrucksform. Metaphorik repräsentiert eine *andere Art von Rationalität* als die analytische. Sie führt zu den Quellen von Überzeugungen und Sinnelementen existenzieller Lebensdeutung, zu einem wichtigen philosophisch-intellektuellen Ressourcengebiet. Für Grundprobleme wie Liebe, Leidenschaft und Sexualität, Alter, Endlichkeit, aber auch für innere Erneuerung, ist eine *gestaltfindende* gegenüber einer rein *diskursiven* Rationalität nötig.

Die Soziologie darf das tiefe symbolische Bedürfnis des Menschen, das weit über seine Orientierungsnotwendigkeit in einer von ihm selber mitgestalteten Umwelt hinausgeht, nicht als einen bloßen Spiegelreflex seiner Lebensvollzüge erklären wollen. Sie verstellt sich sonst den Zugang zum Verständnis für die Unbedingtheit von Engagement und Zieldynamik und für die kreativen wie die zerstörerischen Radikalismen. Weder die Schöpferkraft noch die Bedrohtheit der Menschen, der Welt und ihrer Ökologien könnte die Soziologie verstehen, würde sie nicht Sinn-Konstrukte in ihre Forschung und Deutung einbeziehen. Insofern wird man bestrebt sein müssen, Strukturen von Wertigkeiten – nicht einfach „Werte“ – als selegierende Kriterien von Orientierung und Handlungen in den Wahrnehmungen und Beurteilungen von Mensch, Welt und Kultur fühlbar und aussagbar zu machen. Wertigkeiten verhalten sich zu Werten wie Sätze zu Begriffen.

Die großen Religionen der Welt, so erschöpft und menschlich und sozial fragwürdig, entweder ausgelaugt regressiv, blass oder aggressiv fundamentalistisch wie sie heute oft auftreten, werden auf ihre Kernbotschaften hin neu zu befragen sein. Dies sollte allerdings von eigenen, neu gewonnenen Standpunkten suchender Menschen aus geschehen. In der lebendigen Lösungssuche hinsichtlich der großen und aktuellen Probleme von Gewalt und Aggression, Krieg, Tod, Liebe, Hilfe und medizinisch-sozialer Lebensverlängerung, könnten auch die großen Religionen neu erschlossen werden. Das durch die Wissenschaft und aus ihren Befunden und ihrer Kritik geschärfte Bewusstsein müsste dabei eine wichtige Rolle spielen, ohne dass die analytisch-wissenschaftliche Rationalität auf einem Totalanspruch besteht.

Was die Soziologie in Hinkunft besonders brauchen wird, ist „*Entdeckertalent*“ (Schulte 2001, 16). So würde sich auch die Forderung L. Wittgensteins erfüllen las-

sen: „Denk nicht, sondern schau!“ Durch *Hinschauen*, Beobachten und Fragen und durch *Hineinschauen* (hinter die vordergründigen Erscheinungsformen) lässt sich in Gelassenheit zu mehr kommen als zu nackten oder vordergründigen Daten und Befunden, nämlich zu Einsicht und erhöhter, integrierender Nachdenklichkeit.

## Literatur

- Allerbeck, K. R., Jennings, M. K., Rosenmayr, L., Generations and Families: Political Action, in: Barnes, S. H., Kaase, M. (Hrsg.), *Political Action, Mass participation in 5 Western Democracies*. Beverly Hills 1979, 487–522.
- Allerbeck, K. R., Rosenmayr, L. (Hrsg.), *Aufstand der Jugend. Neue Aspekte der Jugendsoziologie*. München 1971.
- Barnes, S. H., Kaase, M. (Hrsg.), *Political Action, Mass participation in 5 Western democracies*. Beverly Hills 1979.
- Brunner, O., *Neue Wege der Sozialgeschichte*. Göttingen 1956.
- Comte, A., *Cours de philosophie positive*. Paris 1830.
- Condorcet, M. J., *Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes* (hrsg. von Wilhelm Alff). Frankfurt/Main 1963.
- Dempf, A., *Selbstkritik der Philosophie*. Wien 1947.
- Dilthey, W., *Plan zur Fortsetzung zum Aufbau der gesellschaftlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7. Leipzig, Berlin 1927, 191–226.
- Feyerabend, P., *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt/Main 1976.
- Fleck, Ch., *Wie Neues nicht entsteht. Die Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien durch Ex-Österreicher und die Ford Foundation*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 11/1 (2000), 129–177.
- Höllinger, F., *Empirische Sozialforschung*, in: Acham, K. (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*. Band 3.1: *Menschliches Verhalten und gesellschaftliche Institutionen: Einstellung, Sozialverhalten, Verhaltensorientierung*. Wien 2001, 385–408.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., Zeisel, H., *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit*. [1933] Frankfurt/Main 2. Auflage 1978.
- Jennings, M. K., Allerbeck, K. R., Rosenmayr, L., *Generations and Families: General Orientations*, in: Barnes, S. H., Kaase, M. (Hrsg.), *Political Action, Mass participation in 5 Western democracies*. Beverly Hills 1979, 449–486.
- Lakatos, I., *Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme*, in: Lakatos, I., Musgrave, A. (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt. Abhandlungen des Internationalen Kolloquiums über die Philosophie der Wissenschaft*. London 1965, Band 4. Braunschweig 1974, 89–190.
- Mozetič, G., *Soziologische Theorie*, in: Acham, K. (Hrsg.), *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*. Band 3.1: *Menschliches Verhalten und gesellschaftliche Institutionen; Einstellung, Sozialverhalten, Verhaltensorientierung*. Wien 2001, 349–384.
- Philippovich, E. v., *Wohnverhältnisse in österreichischen Städten, insbesondere in Wien*, in: *Spezial-Comité für Sozialökonomie, Hygiene und öffentliches Hilfswesen* (Hrsg.), *Sociale Verwaltung in Österreich am Ende des 19. Jahrhunderts*. Aus Anlaß der Weltausstellung Paris 1900. I. Band *Socialökonomie*, VII. Heft. Wien, Leipzig 1900.

- Pinwinkler, A., Wilhelm Winkler (1884–1984) – Eine Biographie. Ein Beitrag zur Geschichte der Statistik und Demographie in Österreich und Deutschland, Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät in Salzburg, Salzburg 2001.
- Rorty, R., Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays. Stuttgart 1993.
- Rosenmayr, L., Wohnverhältnisse und Nachbarschaftsbeziehungen. Eine soziologische Untersuchung städtischen Lebens, in: Stadtbauamt der Stadt Wien (Hrsg.), „Wohnen in Wien“. Der Aufbau, Monografie 8. Wien 1956, 37–91.
- Rosenmayr, L., Der alte Mensch in der sozialen Umwelt von heute. Mit Vorergebnissen einer soziologischen Feldforschung in Wien, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 10/4 (1958), 624–657.
- Rosenmayr, L., Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter. Eine Untersuchung von 800 Lehrlingen in Wien und Niederösterreich. Wien 1963.
- Rosenmayr, L., Max Scheler, Karl Mannheim und die Zukunft der Wissenssoziologie, in: Silbermann, A. (Hrsg.), Militanter Humanismus, Von den Aufgaben der modernen Soziologie. Frankfurt/Main 1966, 200–232.
- Rosenmayr, L., Sociology in Austria. Graz 1966.
- Rosenmayr, L., Die junge Frau in der Industriegesellschaft. Eine soziologische Studie über Arbeiterinnen und Angestellte und ihre Belastung in Beruf und Familie. Wien 1969.
- Rosenmayr, L., Die Institutionalisierung der soziologischen Forschung in Österreich, in: Rosenmayr, L., Höllinger, S. (Hrsg.), Soziologie. Forschung in Österreich. Wien 1969, 47–73.
- Rosenmayr, L., Hauptgebiete der Jugendsoziologie, in: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, II. Band. Stuttgart 1969, 65–171.
- Rosenmayr, L., Soziologie des Alters, in: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, II. Band. Stuttgart 1969, 306–357.
- Rosenmayr, L., Jugend, in: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart 1976, VIII–XVI und 1–374.
- Rosenmayr, L., Schwerpunkte der Soziologie des Alters (Gerosoziologie), in: König, R. (Hrsg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7, 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart 1976, 218–428.
- Rosenmayr, L. (Hrsg.), Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen, München 1978.
- Rosenmayr, L. (Hrsg.), Politische Beteiligung und Wertwandel in Österreich. München 1980.
- Rosenmayr, L., Freiheit durch Kritik, in: Leser, N. (Hrsg.), Heer Schau, Briefe an und über Friedrich Heer. Wien 1985, 90–133.
- Rosenmayr, L., Erlebte Soziologie – Geschichte in Österreich ab 1945, in: Langer, J. (Hrsg.), Österreichische Soziologiegeschichte. Wien 1988, 281–316.
- Rosenmayr, L., Die Schnüre vom Himmel. Forschung und Theorie zum kulturellen Wandel. Wien, Köln, Weimar 1992.
- Rosenmayr, L., Beispiel Hertha Firnberg, in: Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich, Newsletter 10 (1994), S. 3–6.
- Rosenmayr, L., Theorie und Praxis, Bemerkungen aus der Altersforschung, in: Schader Stiftung (Hrsg.), Preis der Schader-Stiftung „Gesellschaftswissenschaften im Praxisbezug“. Berlin 1994, 179–203.
- Rosenmayr, L., Baobab. Geschichten aus Afrika. Opladen 1997.
- Rosenmayr, L., Paul Neurath 1911–2001, in: Der Standard, 7. Oktober 2001, 35.
- Rosenmayr, L., Köckeis, E., Umwelt und Familie alter Menschen. Neuwied am Rhein, Berlin 1965.
- Rosenmayr, L., Köckeis, E., Kreutz, H., Kulturelle Interessen von Jugendlichen. Eine soziologische Untersuchung zu jungen Arbeitern und höheren Schülern. Wien, München 1966.
- Rosenmayr, L., Höllinger, S. (Hrsg.), Soziologie. Forschung in Österreich. Wien, Köln, Graz 1969.
- Rosenmayr, L., Haller, M., Szinovác, M., Barrieren im beruflichen Aufstieg. Studien über die junge Arbeitnehmerin im Spannungsfeld von Beruf, Haushalt und Familie. Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau 2, Wien 1973.

- Rosenmayr, L. u. H., unter Mitarbeit von Amann, A., Hörl, J., Majce, G., *Der alte Mensch in der Gesellschaft*. Reinbeck bei Hamburg 1978.
- Rosenmayr-Reinisch, H., *Armut erzeugt nicht nur Hunger. Frühe Mutter-Kind-Beziehung bei den Bambara, in: Jung und Alt im afrikanischen Kulturwandel – Empirische Studien zum Veränderungspotenzial im Entwicklungsprozess, Teil II, FWF-Projekt P9423-Soz. Wien 1995.*
- Saint-Simon, C. H. de, *La Physiologie sociale. Œuvres choisies*. Paris 1965.
- Schelsky, H., *Die skeptische Generation*. [1957] Düsseldorf, Köln 1963.
- Schulte, J., Vorwort, in: Schulte, J., Wenzel, U. J. (Hrsg.), *Was ist ein „philosophisches“ Problem?* Frankfurt/Main 2001.
- Sloterdijk, P., *Nicht gerettet – Versuche nach Heidegger*. Frankfurt/Main 2001.
- Stourzh, G., *Um Einheit und Freiheit. Staatsvertrag, Neutralität und das Ende der Ost-West Besetzung Österreichs 1945–1955*. Wien 1998.
- Strotzka, H., *Einführung in die Sozialpsychiatrie*. Reinbeck bei Hamburg 1965.
- Tenbruck, E., *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen*. Graz, Wien, Köln 1984.
- Weber, M., *Wirtschaft und Gesellschaft*. [1921] Tübingen 2. Auflage 1925.
- Winter, E. K., *Christentum und Zivilisation*. Wien 1956.

## Die kosmopolitische Gesellschaft und ihre Feinde

In diesem Beitrag möchte ich drei Fragen behandeln: (1) Was ist eine kosmopolitische Soziologie? (2) Was ist eine kosmopolitische Gesellschaft? (3) Wer sind die Feinde kosmopolitischer Gesellschaften?

### 1. Was ist eine kosmopolitische Soziologie?

Ich möchte mit dem Versuch beginnen, einen Pudding an die Wand zu nageln, d. h. die Schlüsselbegriffe „Globalisierung“ und „Kosmopolitisierung“ zu definieren. Die *Conditio humana* kann zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht national oder lokal, sondern nur global verstanden werden. Globalisierung ist ein nichtlinearer, dialektischer Prozess, in dem das Globale und das Lokale nicht als kulturelle Polaritäten, sondern als zusammenhängende und sich gegenseitig beeinflussende Prinzipien vorhanden sind. Diese Prozesse betreffen nicht nur die grenzüberschreitende Vernetzung, sondern verändern auch die soziale und politische Qualität *innerhalb* der Nationalstaatsgesellschaften. Genau das definiere ich als Kosmopolitisierung: Kosmopolitisierung bedeutet *innere* Globalisierung, Globalisierung *aus dem Inneren* der Nationalgesellschaften oder der lokalen Kulturen heraus. Dadurch werden das Alltagsbewusstsein und die Identitäten entscheidend verändert. Themen von globaler Bedeutung werden Teil der Alltagserfahrungen und der „moralischen Lebenswelten“ der Menschen. Sie führen überall auf der Welt zu enormen Konflikten. Diesen tief greifenden ontologischen Wandel als Mythos abzutun, zeugt von einem oberflächlichen und ahistorischen Verständnis von „Globalisierung“ – den Missverständnissen des *neoliberalen Globalismus*. Die Forschung über Globalisierung und Globalität, Kosmopolitisierung und Kosmopolitismus ist eine Revolution in den Sozialwissenschaften (Beck 1997; 2000; 2001 a, b, c; 2002; Therborn 2000; Shaw 2000).

Natürlich wird das neue Interesse am Kosmopolitismus sofort kritisch mit den westlichen elitären Individuen in Verbindung gebracht, die den europäischen bürgerlichen Kapitalismus und die koloniale Machtentfaltung schlechthin verkörpern. Aber wir müssen, wie Paul Rabinow meint, einen (*selbst*)kritischen Kosmopolitismus erarbeiten, der eine Verbindung herstellt zwischen „*an ethos of macro-independencies with an acute consciousness (...) of the inescapabilities and particularities of places, characters, historical trajectories and fate*“ (Rabinow 1996, 56). Die Erforschung der Kosmopolitisierung darf nicht mit einem Wunschdenken verwechselt werden, das sich in erster Linie

um die Projektion kosmopolitischer Absichten des Forschers dreht. Es gibt keine unabdingbare Verbindung zwischen der Erforschung der versteckten Kosmopolitisierung von Nationalstaatsgesellschaften und der Entstehung eines kosmopolitischen Subjekts oder Akteurs, wenngleich einige Kulturtheoretiker offenbar daran glauben.

Für mich ist die „Kosmopolitisierungs-These“ ein methodologisches Konzept, das zur Überwindung des methodologischen Nationalismus und zur Erstellung eines Bezugsrahmens für die Analyse der neuen sozialen Konflikte, Dynamiken und Strukturen der Zweiten Moderne beitragen kann (Beck, Bonß, Lau 2001). Das Hauptdefinitionsmerkmal einer kosmopolitischen Perspektive ist die „*dialogische* Imagination“. Ich meine damit das Aufeinandertreffen von Kulturen und Rationalitäten innerhalb unseres eigenen Lebens, der oder das „*internalisierte* Andere“. Dialogische Imagination meint das gleichzeitige Vorhandensein von konkurrierenden Lebenswegen innerhalb der individuellen Erfahrung, wodurch man unweigerlich mit der Notwendigkeit konfrontiert ist, widersprüchliche Gewissheiten zu vergleichen, zu reflektieren, zu kritisieren, zu verstehen und zu verbinden. Friedrich Nietzsche sprach in diesem Zusammenhang vom „*Zeitalter der Vergleichung*“. Er meinte damit nicht nur, dass das Individuum frei sei, aus konkurrierenden Traditionen und konkurrierendem Erbe zu entnehmen und auszuwählen. Noch wichtiger war ihm, dass sich die verschiedenen Weltkulturen gegenseitig zu durchdringen begannen. Er sah das Andauern dieses Prozesses voraus, bis schließlich die Ideen sämtlicher Kulturen in Kombination, Vergleich, Widerspruch und Konkurrenz an allen Orten und zu allen Zeiten Seite an Seite präsent sein würden.

Die nationale Perspektive ist eine monologische Imagination, welche die Andersheit des Anderen ausschließt. Die kosmopolitische Perspektive ist eine alternative Imagination, eine Imagination der alternativen Lebenswege und Rationalitäten, welche die Andersheit des Anderen einschließt und anerkennt. Sie stellt das Aushandeln widersprüchlicher kultureller Erfahrungen in das Zentrum der politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und sozialen Aktivitäten. „Kosmopolitismus“ bedeutet, Bürger zweier Welten zu sein – „*cosmos*“ und „*polis*“. Es gibt fünf verschiedene Dimensionen, die zwischen einer äußeren und einer inneren Andersheit unterscheiden.

Extern bedeutet Kosmopolitismus:

- (a) Einschluss der Andersheit der *Natur*;
- (b) Einschluss der Andersheit *anderer Zivilisationen und Modernitäten*; und
- (c) Einschluss der Andersheit der *Zukunft*;

intern bedeutet er:

- (d) Einschluss der Andersheit des *Objekts*; und
- (e) Überwindung der (*Staats*)*Herrschaft der (wissenschaftlichen, linearen) Rationalisierung*.



Radikale soziale Änderungen waren zwar in der Moderne und in den Sozialwissenschaften immer mitgedacht, aber der Übergang zu einem methodologischen Kosmopolitismus revolutioniert selbst die Koordinaten, Kategorien und Konzeptionen der Änderung. Eine kosmopolitische Soziologie (oder kosmopolitische Sozialwissenschaften – das ist ein wichtiger Unterschied!) muss eine Reihe von Fragen beantworten: Wie kann man die Natur einschließen? Wie kann man andere Modernen und Zivilisationen einschließen? Wie kann man das Objekt in die Subjektivität und die Intersubjektivität einschließen? Wie kann man die Andersheit der Zukunft einschließen? Wie kann man die staatlich-wissenschaftliche Kontrollrationalität – innerhalb des Rahmens, der Methoden und der Konzeptionen der Sozialwissenschaften – überwinden? Methodologischer Kosmopolitismus verwirft das Entweder-Oder-Prinzip und entwirft das Sowohl-als-auch-Prinzip, etwa „kosmopolitische Patrioten“, Patrioten zweier Welten. Was das „Kosmo-logische“ ausmacht, ist das Denken und Leben in Begriffen der *einschließenden Oppositionen* (die Natur in die Gesellschaft integrieren usw.) und das Zurückweisen der Logik der ausschließenden Oppositionen, die den methodologischen Nationalismus und die Soziologie der Ersten Moderne kennzeichnen. In Bezug auf das Konzept der „Globalität“ (Robertson 1992; Albrow 1995) meint Kosmopolitismus einen *verwurzelten* Kosmopolitismus, einen, der „Wurzeln“ und „Flügel“ gleichzeitig hat. Er überwindet damit auch den herrschenden Gegensatz zwischen Kosmopoliten und lokaler Bevölkerung: es gibt keinen Kosmopolitismus ohne Lokalismus.

Was bedeutet „kosmopolitisch“ im Zusammenhang mit den Sozialwissenschaften? Zur Veranschaulichung beziehe ich mich auf die Theorie der reflexiven Modernisierung (Beck, Bonß, Lau 2001). Eine operationale Schlüsselthese, ein Basisindikator für die reflexive Modernisierung ist die *Pluralisierung der Grenzen*. Sie gilt als richtige Annahme für so grundsätzliche Dualismen wie z. B. die Grenze zwischen Natur und Gesellschaft, Subjekt und Objekt, Leben und Tod, Wir und die Anderen. Wenn man das Augenmerk auf die Globalisierung von innen her legt (wie ich in diesem Artikel), dann bedeutet die Pluralisierung der Grenzen die Pluralisierung der *nationalstaatlichen* Grenzen oder die Implosion des *Dualismus zwischen dem Nationalen und dem Internationalen*. Inwiefern entsteht hier eine Vielzahl nichtidentischer Grenzen, innerhalb welcher Themen und Dimensionen und mit welchen Auswirkungen (strategischen Handlungsmöglichkeiten für wen), zum Beispiel ökonomisch, kulturell, politisch, juristisch, technologisch usw.? Beim methodologischen Nationalismus decken sich diese Grenzen; beim methodologischen Kosmopolitismus klaffen diese Grenzen auseinander. „Globalisierung von innen“ steht also für Uneinigkeit in der Grenzziehung – das *Axiom der Nichtdeckung von Grenzen*. Anders gesagt: Grenzen sind nicht mehr von vornherein festgelegt, sie können gewählt (und interpretiert) werden, aber gleichzeitig müssen sie neu gezogen und legitimiert werden. Es gibt sowohl mehrere plausible

Wege, Grenzen neu zu ziehen als auch eine wachsende Tendenz, bestehende Grenzen auf ganz unterschiedlichen Gebieten zu hinterfragen (z. B. Klimawandel, BSE-Krise, Biopolitik, genmanipulierte Nahrung, aber auch Menschenrechte, „humanitäre Interventionen“, transnationaler Terrorismus).

Sind kulturelle, politische, wirtschaftliche und juristische Grenzen nicht mehr deckungsgleich, dann brechen Widersprüche zwischen den verschiedenen Prinzipien des Ausschlusses auf. Anders ausgedrückt, erzeugt die innere Globalisierung – verstanden als die Pluralisierung der Grenzen – eine Legitimationskrise der nationalen Ausschlussmoral: Auf welchen Prinzipien beruhen die inneren Hierarchien oder staatlichen Einheiten? Oder Fragen zur Verteilung der globalen Verantwortungen: Warum müssen wir eine besondere moralische Verantwortung anderen Menschen gegenüber anerkennen, nur weil diese zufällig dieselbe Nationalität haben? Warum sollen wir von jeglicher moralischen Sensibilität anderen Menschen gegenüber einzig und alleine deshalb befreit sein, weil diese zufällig jenseits des nationalen Zauns geboren wurden? Es geht jegliche Legitimation der grundsätzlich fragwürdigen Annahme verloren, dass solche Verpflichtungen innerhalb der Grenzen absolut gelten, während ihr Nichtvorhandensein außerhalb dieser Grenzen gleichermaßen absolut ist.

Diese Ausschlusskrise bringt eine Lawine kosmopolitischer Fragen ins Rollen: Können die von einer Gesellschaft vorgebrachten Gründe für den Ausschluss von Fremden von Mitgliedern dieser Gesellschaft und Fremden gleichermaßen hinterfragt werden? Wer hinterfragt, wer entscheidet, wer rechtfertigt und wer definiert, wer „wer“ ist? Dürfen beispielsweise „Ausländer“ am Diskussions-, Definitions- und Entscheidungsfindungsprozess teilnehmen, wenn es um das Thema Bürgerrechte geht? Oder liegt letztendlich die Entscheidung einzig und allein bei den Mitgliedern? Dürfen Mitglieder ein Recht auf Homogenität beanspruchen und dadurch andere ausschließen? Das Recht auf „ethnische Selbstbestimmung“? Das Recht auf „religiöse Homogenität“, auf „Rassenhomogenität“? Auf „ethnische Säuberung“? Die kosmopolitische Konstellation bringt offenbar Legitimationserfordernisse hervor, die sowohl intern als auch extern geltend gemacht werden, eröffnet Diskussionen über den Einschluss von zuvor ausgeschlossenen Gruppen, verteilt die Beweislast neu und verwirft Prinzipien als illegitim oder hinterfragt deren Legitimität. Eine kosmopolitische Gesellschaft wirft also grundsätzliche Fragen der Neudefinition, Neuerfindung und Neuorganisation auf. Erstens natürlich konzeptuelle Probleme: Ich meine damit z. B. die sinkende Erklärungskraft soziologischer Klassiker bezüglich der sich grundlegend ändernden Wirtschaft und Gesellschaft. Zweitens methodologische Probleme: Die meisten Sozialwissenschaften beruhen auf einem „*methodologischen Konstruktivismus*“ – der die Andersheit der Natur und die Andersheit des Objekts (Latour 2000) ausschließt – und auf einem „*methodologischen Nationalismus*“. Dieser Begriff kann durch die expliziten oder impliziten

Annahmen über den Nationalstaat als Machtcontainer für soziale Prozesse und das Nationale als die zentrale Ordnung für die Erforschung sozialer, ökonomischer und politischer Prozesse definiert werden. Drittens Organisationsprobleme: Welche transnationalen Kooperationsstrukturen benötigen die Sozialwissenschaften zum Verständnis und zur Entdeckung der neu entstehenden Welten transnationaler Netzwerke, sozialer Landschaften, Lebensformen, Identitäten, Klassen und Machtstrukturen? Eine Soziologie, die zufrieden ihrer eigenen Gesellschaft und ihrer Zeit verhaftet bleibt, wird zu der bestürzenden Unwissenheit über die neue Unbekanntheit der Gesellschaft, in der wir leben, nicht viel beizutragen haben.

Was bedeuten kosmopolitische Sozialwissenschaften im Raum der empirischen Forschung, wenn der Raum der soziologischen Imagination *nicht* die Nationalstaatsgesellschaft ist? Göran Therborn (2000) trifft eine hochinteressante Unterscheidung zwischen dem *Universalen* und dem *Globalen*. Er argumentiert, dass Raum in der klassischen Soziologie der soziale Raum der Menschheit war. Aber jetzt treten wir in einen neuen Raum der soziologischen Imagination ein, das heißt, in die *Globalität*. Globalität bedeutet reflexive Globalisierung, eine globale Alltagserfahrung und ein Bewusstsein des Globalen. Therborn zufolge behandelt eine „globale Soziologie“ den Globus als ein Set divergierender Kulturen und Modernen und nicht nur als ein Territorium der Menschheit, in welcher die Modernisierung sich „universalisiert“. Therborn: „(...) *globality entails a turn away both from provincial gaze and from the exotic gaze of the colonizer (and of the colonized). There is no longer any legitimate centre point, from which to look out and to communicate with the rest of the world. Vistas, experiences, conceptualisations from all parts of the globe will be brought into networks of global inter-communication. Extra-European cultural experiences and language skills will be important assets here, and new links to comparative linguistic will be opened up. A global sociology amounts to a fundamental turn of imagination as well as of investigation, from the nation in the North Atlantic space of reference to a global social cosmos with no naturally given privileged observation post and no absolute time*“ (Therborn 2000).

„*Methodologischer Kosmopolitismus*“ impliziert daher eine neue Vorgehensweise für den Vergleich in Bezug auf die innere Andersheit der Natur, der Zukunft, anderer Zivilisationen usw. Die monologische nationale Imagination der Sozialwissenschaften ging von der Annahme aus, die westliche Moderne sei ein universales Gebilde und die Modernen nichtwestlicher Anderer können nur unter Bezugnahme auf dieses idealisierte westliche Modell verstanden werden. Die hegemoniale nordamerikanische Auffassung von Moderne – wie sie in der alten Modernisierungstheorie und in Entwicklungstheorien ausbuchstabiert ist – lokalisiert das Nichtwestliche am anderen Ende eines in Richtung Westen fahrenden Aufzugs, der sich am Gipfel der Moderne in Bezug auf kapitalistische Entwicklung, Säkularisierung, Kultur und demokratische Staa-

tengebilde befindet. Aus kosmopolitischer Perspektive müssen wir darauf Acht geben, wie Orte des Nichtwestens ihre besonderen Kombinationen von Kultur, Kapital und Nationalstaat planen und sich vorstellen, anstatt anzunehmen, dass es sich bei ihnen nur um unausgegrenzte Versionen eines westlichen Prototyps handle. Die kosmopolitische Soziologie ist also das Gegenteil einer verallgemeinernden Lehnstuhl-Theorie, die sich des Segens von „Vernunft“ und „Universalismus“ sicher weiß.

Es ist aufschlussreich, den Diskurs über „*entangled modernities*“ (Randeria) mit dem Diskurs über „Post-Kolonialismus“ im Zusammenhang zu bringen. Die lockere Verwendung des Begriffs „Post-Kolonialismus“ steht in bizarrer Weise in der westlichen Tradition, den Rest als anders zu betrachten. Er suggeriert ein Nachkriegsschema, wonach auf die „dritte Welt“ die „Entwicklungsländer“ folgten, die jetzt von den „Post-Kolonialen“ abgelöst werden. Eine beachtliche Anzahl von Autoren meint, „*we must move beyond an analysis based on colonial nostalgia*“ (Ong 1999). Es scheint, als würden verbindende Modelle zwischen den Post-Kolonialen und der Moderne dann im Aufwind sein, wenn beispielsweise viele asiatische Länder kein Interesse am Kolonialismus oder Post-Kolonialismus haben, sondern im Begriff sind, *alternative Modernen* zu entwickeln, die auf neuen Beziehungen zu ihren Bevölkerungen, zum Kapital und zum Westen beruhen. In vielen Ecken der Welt schaffen – in Abweichung zur Nachkriegsnorm der „Entwicklungsländer“ – Intellektuelle, Politiker und Wissenschaftler alternative Visionen von asiatischen, chinesischen, lateinamerikanischen Modernen. Anders gesagt, suggeriert die „Alternative“ in alternativen Modernen nicht notwendigerweise eine Kritik an der oder Opposition zur Moderne oder zum Kapitalismus. Sie suggeriert eine Art verwickelter Moderne, die sich aus verschiedenen Beziehungssträngen zwischen Post-Entwicklungs-Staaten, deren Bevölkerungen, Modernisierung und Weltkapital zusammensetzt. Sie wird von politischen und sozialen Eliten geschaffen, die sich westliches Wissen aneignen und dieses als Forderungen der Wahrheit über ihr eigenes Land *repräsentieren*. Der Diskurs über eine oder mehrere verwickelte Modernen gehört also einem post-post-kolonialen Zeitalter an.

Für die kosmopolitische Soziologie bleibt noch eine kleine Frage zu beantworten: Wie erforscht man das Globale? Ist das total Globale nicht ein wenig zu global? Und würde die Soziologie des Globalen nicht notwendiger Weise die Soziologie zur Philosophie und Metaphysik *ohne* jeglichen systematisch-empirischen Bezug für die Falsifikation werden lassen? Es muss also folgende Frage gestellt und beantwortet werden: Wodurch wird die empirische Soziologie des Globalen ermöglicht? Man mag es glauben oder nicht, für mich gibt es eine einfache Antwort auf diese Frage, die jedoch von gängigen Bildern und Missverständnissen über Globalisierung überlagert wird, von den Paradoxa der Globalisierung. Das erste lautet, dass es bei Globalisierung um Globalisierung gehe. Das ist nicht wahr. Bei Globalisierung geht es auch um Verortung,

Lokalisierung. Man kann nicht einmal über Globalisierung nachdenken, ohne sich auf spezielle Orte und Plätze zu beziehen. Eine der wichtigen Folgen der Globalisierungstheorie ist die Wiederentdeckung des Ortskonzeptes. Robert Robertson hat genau diese Global-lokal-Dialektik vor Augen, wenn er von „Glokalisierung“ spricht. Für die Sozialwissenschaften bedeutet das, dass die Glokalisierung nicht dort draußen passiert, sondern hier drinnen. Deshalb kann die Soziologie das Globale lokal erforschen. Wie Saskia Sassen (2000) in ihrer Arbeit zeigt, ergeben sich daraus wichtige Auswirkungen auf die Analyse von Städten: Nicht die Stadt als umgrenzte territoriale Einheit, sondern die Stadt als ein Knotenpunkt in einem Netz grenzüberschreitender Prozesse ist im Visier. Darüber hinaus kann dieser Typ von globalisierter Stadt nicht in einer einfachen skalaren Hierarchie verortet werden, die sie dem Nationalen, dem Regionalen und dem Globalen unterordnet. Die Stadt ist einer der Räume des Globalen und steht mit dem Globalen *direkt* in Verbindung, oft unter Umgehung des Nationalen.

Wie das funktioniert, wird klar, wenn wir ein zweites Missverständnis über Globalisierung aufgreifen, demzufolge Globalisierung als additiver und nicht als substitutiver Aspekt der Nationalstaatsgesellschaft und der soziologischen Imagination angesehen wird. Im Globalisierungsdiskurs trifft man häufig auf die Annahme, Globalisierung verändere nur die Beziehung zwischen und jenseits der Nationalstaaten und Gesellschaften („interconnectedness“), aber nicht die innere Qualität des Gesellschaftlichen und Politischen an sich („Kosmopolitisierung“). Aber Globalisierung schließt die Globalisierung *von innen* mit ein, die *verinnerlichte* Globalisierung, oder noch besser ausgedrückt, die „Kosmopolitisierung von Nationalstaatsgesellschaften“. Dieses Missverständnis kann also ausgeräumt werden: Unter Bedingungen der Globalisierung bleibt das Nationale nicht länger das Nationale. Das Nationale muss als das verinnerlichte Globale wiederentdeckt werden. Um mit Saskia Sassen zu sprechen: *„Of particular interest here is the implied correspondence of national territory to the national, and the associated implication that the national and the non-national are two mutually exclusive conditions. We are now seeing their partial unbundling.“* Sassen argumentiert, *„that one of the features of the current face of globalisation is the fact that a process, which happens within a territory of sovereign state does not necessarily mean, that it is a national process. Conversely, the national (such as firms, capital, culture) may increasingly be located outside the national territory, for instance, in a foreign country or digital spaces. This localisation of the global, or of the non-national, in national territories, and of the national outside national territories, undermined a key-duality running through many of the methods and conceptual frameworks prevalent in social sciences, that the national and the non-national are mutually exclusive“* (Sassen 2000, 145 f.).

Daraus können wir die zentrale Implikation ableiten: Es ist nicht notwendig, das Globale total global zu erforschen. Wir können einen neuen, zweckmäßigen, histo-

risch sensiblen Empirismus über die ambivalenten Folgen der Globalisierung in grenzüberschreitenden und multilokalen Forschungsnetzwerken entwickeln – eine Fortsetzung der Gemeindestudien der Chicagoer Schule in transnationaler, glokaler Erneuerung. Aber welche Art von Konzepten und Kategorien können wir zu diesem Zweck anwenden? Oder müssen wir neue erfinden und prägen? Kant war der Auffassung: „Anschauung ohne Begriff ist blind; Begriff ohne Anschauung ist leer.“ Wenn es richtig ist, dass sich die Bedeutung des Nationalen und des Lokalen durch die verinnerlichte Globalisierung ändert, dann lautet die wichtigste methodologische Implikation für sämtliche Sozialwissenschaften, dass normale sozialwissenschaftliche Kategorien zu Zombie-Kategorien, zu leeren Begriffen im Kantschen Sinn werden. Zombie-Kategorien sind lebend-tote Kategorien, welche die Sozialwissenschaften blind machen gegenüber den sich rasch ändernden Realitäten sowohl innerhalb der Nationalstaat-Container als auch außerhalb derselben.

Der Zweck meiner Unterscheidung zwischen einer ersten und einer zweiten Phase der Moderne liegt *nicht* darin, eine neue problematische, auf Entwicklungen bezogene Periodisierung einzuführen, die auf dem Entweder-Oder bestimmter Epochen beruht; wenn sich alles zur selben Zeit radikal ändert, verschwinden alle alten Beziehungen endgültig und gänzlich neue entstehen und ersetzen diese. Der Hauptzweck der Unterscheidung zwischen der Ersten und der Zweiten Moderne gliedert sich in zwei Komponenten: erstens, um die Frage nach neuen Konzepten und Bezugsrahmen zu stellen; und zweitens, um die konventionelle Soziologie als eine Soziologie der leeren Begriffe, als eine Zombie-Soziologie zu kritisieren. In einem von mir geleiteten Forschungszentrum über „*Reflexive Modernisierung*“ (Beck, Bonß, Lau 2001) an der Münchener Universität betreiben wir Langzeitstudien zu Themen wie z. B.: Wie verändert sich die Bedeutung von „Klasse“ unter den Bedingungen der Individualisierung und der Globalisierung? Wie verändert die Wahrnehmung des globalen Risikos das Konzept der „Rationalität“ in Wissenschaft und Recht? Wie werden die Konzepte von „Beschäftigung“ und „Arbeit“ in der globalen Informationswirtschaft aufgelöst und neu definiert? Würde das Konzept des Staates schon umgewandelt in eines des Super-, Supra-, Inter-, Post-, Neo-, Trans-, Nationalstaats?

Ich will ein Beispiel dazu anführen. Bis heute schreiben Soziologen Lehrbücher und betreiben Forschung über die Klassenstruktur Großbritanniens, Frankreichs, der Vereinigten Staaten, Deutschlands usw. Wenn man aber nachliest, wie die auf Klassen aufgebaute Soziologie Klassenkategorien definiert, dann sieht man, dass sie sich an den Familien, an den Haushalten orientiert. Empirische Definitionen von Klassenzugehörigkeit begründen sich auf Kategorien des Haushalts, definiert entweder durch einen männlichen Brotverdiener oder zumindest einen Haushaltsvorstand. Aber was ist heute die ökonomische, soziale, geografische Einheit eines „Haushalts“, unter Bedingungen

des Getrennt-Zusammenlebens, der normal gewordenen Scheidungen, Wiederverheiratungen und transnationalen Lebensformen? Hohe Mobilität bedeutet in zunehmendem Maße, dass Menschen eine Art von Ortepolygamie leben. Sie sind mit vielen Orten in unterschiedlichen Welten und Kulturen verheiratet. Transnationale Ortepolygamie, zu unterschiedlichen Welten gehören: das ist das Tor zur Globalität im jeweils eigenen Leben. Die Klassensoziologie geht also nicht nur davon aus zu wissen, was die Kategorie „Haushalt“ heute bedeutet; sie geht auch von der Grundannahme aus, dass Haushalte – und Klassen! – territorial in ein und derselben National-Container-Gesellschaft angesiedelt sind. Wir müssen also die Frage stellen: Was bedeutet ein entterritorialisertes, post-nationales (oder bi-nationales) Konzept des Haushalts und welche Implikationen ergeben sich daraus für die Klassenanalyse?

Im Forschungszentrum in München erforschen wir deshalb beispielsweise die Frage: Was ist unser Ausgangspunkt, wenn es keine klare Beziehung zwischen Haushalt und Familie gibt? Wenn wir nicht wissen, was eine „Familie“ ist, könnten wir vielleicht mit einem „Paar“ beginnen. Aber was ist ein „Paar“? Der französische Soziologe Jean-Claude Kaufmann (1994) gibt darauf eine ausgeklügelte Antwort: Ein Paar ist man nicht, wenn man gemeinsam lebt oder eine sexuelle Beziehung unterhält. Etwas anderes muss noch hinzu kommen: Ein Paar beginnt, wenn zwei Personen sich eine Waschmaschine anschaffen – nicht zwei! Warum? Weil dann die Turbulenzen der „Schmutzigen Wäsche“ (der Titel seines hervorragenden Buches) beginnen: Wer wäscht für wen? Was gilt als schmutzig? Was ist sauber? Was geschieht, wenn er ja und sie nein sagt? (Das sind natürlich, wie wir alle wissen, westliche Fragen.)

Wollen wir zwischen einem methodologischen Nationalismus und einem methodologischen Kosmopolitismus unterscheiden, so müssen wir nicht nur das neue Problem des Ausgangspunktes – der Untersuchungseinheit – lösen. Wir müssen uns auch dem Problem der Neudefinition des sozialwissenschaftlichen Begriffsrahmens stellen. Tun wir dies für die Zwecke der empirischen Forschung, dann müssen wir drei Konzepte entwickeln:

- (a) *Interconnectedness*: ausgezeichnet erklärt und empirisch umfangreich untermauert in der Arbeit von David Held und anderen, besonders im letzten Buch „*Global Transformations*“ (1999). Dieses Konzept der interconnectedness geht aber in gewisser Weise noch immer von der Grundannahme territorialer Staatseinheiten und Staatsgesellschaften aus, die untereinander zunehmend verbunden und vernetzt sind. Darüber hinaus ist in Anbetracht der globalen Ungleichheiten „interconnectedness“ ein semantischer Euphemismus.
- (b) Die neue Metapher der „*Liquidität*“ (Bauman): weder Grenzen noch Beziehungen markieren den Unterschied zwischen dem einen Ort und dem anderen. Statt dessen entstehen und verschwinden Grenzen manchmal, während sich Beziehungen

bruchlos selbst verändern. Dann verhält sich der soziale Raum wie etwas Fließendes (Mol-Low 1994, 643). Aber gerade die Eindringlichkeit der starken Metapher des „Fließenden“ birgt in sich die Frage, ob „Netzwerke“ und „Ströme“ als soziale Prozesse derart unabhängig von nationalen, transnationalen und politisch-ökonomischen Strukturen sein können, dass wir den Fluss der Menschen, Dinge und Ideen kanalisieren und steuern können. Anders gesagt, gibt es einen Mangel an institutionellen (Macht-)Strukturen, zuweilen sogar einen Antiinstitutionalismus in der einflussreichen Kulturforschung und -theorie über das „Fließende“ und „Mobilität“ festzustellen (Urry 2000).

- (c) Kosmopolitisierung von innen (das, was ich herauszuarbeiten suche): Kosmopolitisierung muss klar unterschieden werden von Kosmopolitismus. Kosmopolitismus ist (wie ich später darlegen werde) ein großes, altes, reiches, und kontroverses Bündel politischer Ideen, Philosophien und Ideologien. Er erinnert teilweise an ein ideologisches Konstrukt, und als solches hat er die abstrakte, ja sogar die künstliche Atmosphäre, die Heinrich Heine als das „Königreich der Luft“ beschrieb. Kosmopolitisierung ist dagegen ein Bezugsrahmen für die empirische Erforschung der Globalisierung *von innen* heraus, der *internalisierten* Globalisierung. Sie ist eine Art Klassenanalyse nach der Klassenanalyse, die Globalisierung mit einbezieht. Wie die Klassenanalyse nach den Vorstellungen von Marx kombiniert sie eine deskriptive Analyse der Sozialstruktur mit der Annahme, dass in dieser Analyse der Schlüssel für das Verständnis der politischen Dynamiken und Konflikte globalisierter sozialer Welten liegt.

Aber kosmopolitische Soziologie impliziert mehr als eine neue transnationale Sensibilität für empirische Forschung (Therborn 2000): Die westliche Soziologie, das soziologische Äquivalent zur NATO, verfügt über das meiste Geld. Was hat der Rest der Welt? Es ist nicht ohne Bedeutung, dass dort  $\frac{7}{8}$  der Weltbevölkerung leben, dass diese  $\frac{7}{8}$  nicht mehr der Kolonisation unterworfen sind und dass sie über eigene höhere Bildungs- und Forschungseinrichtungen verfügen, wie knapp deren finanzielle Ressourcen auch sein mögen. Und zweitens schafft transnationale Immigration und Bildung eine beachtliche Schicht von gebildeten Transnationalen. Deren persönliches Wissen kombiniert, synthetisiert Ostasien und Kalifornien, Lateinamerika und Angloamerika, Südasien und England, die arabische Welt, Afrika und Frankreich, die Türkei und Deutschland und immer auch die USA, um nur einige der häufigen Kombinationen anzuführen. Diese Menschen erhöhen die Maßstäbe für die kosmopolitische Neudefinition der Sozialwissenschaften, an der wir weiterarbeiten müssen. Die Grundvorstellung lautet: Eine kosmopolitische Sozialtheorie und Sozialwissenschaft stellt Fragen nach den komplizierten Übereinkünften, Allianzen und kreativen Widersprüchen zwischen dem Nationalstaat und dem mobilen Kapital, zwischen der verborgenen



Kosmopolitisierung der Nationalstaatsgesellschaften und Nationalidentitäten, zwischen Kosmopolitismus und Nationalismus.

## 2. Was ist eine kosmopolitische Gesellschaft?

Wie in der Geschichte üblich, wird auch die Kosmopolitisierung als *Krise* erlebt und als solche wird über sie reflektiert. Diese Krise gliedert sich in drei Teile: Krise des *Kosmos* (Natur), Krise der *Polis* (des Nationalstaates) und Krise der *Rationalität und Kontrolle* (Weltrisikogesellschaft). Zur Veranschaulichung greife ich letztere heraus. Wir müssen heute ein neues Weltmarktrisiko erkennen und entsprechend handeln. Es ist durch die Asien-Krise 1998 ins Blickfeld geraten und zeigt die sozialen und politischen Dynamiken der *ökonomischen* Weltrisikogesellschaft auf. Das Weltmarktrisiko ist eine neue Form der „organisierten Unverantwortlichkeit“, weil ihre institutionelle Form von einer Unpersönlichkeit ist, die keine Verantwortlichkeiten kennt, nicht einmal sich selbst gegenüber. Das Weltmarktrisiko ermöglicht dank der Informationsrevolution dem nahezu unmittelbaren Geldfluss, zu bestimmen, wer Erfolg haben und wer untergehen wird. Heute kann man zur Veranschaulichung der Komponenten des Weltmarktrisikos die Erfahrung mit der Asienkrise heranziehen, so wie man 1986 anhand der Tschernobylkrise die globalen Technologierisiken aufzeigen konnte. Die Asien-Krise ist so etwas wie ein *ökonomisches Tschernobyl*. Kosmopolitisierung entsteht also dadurch, dass man sich selbst als betroffen und als Opfer der Weltrisikoherrschaft begreift.

Schauen wir uns das etwas genauer an. In den Sozialwissenschaften und in der Kulturtheorie wird Globalisierung häufig mit Begriffen wie „Zeit-Ort-Kompression“, „Entterritorialisierung“, „Entnationalisierung“ usw. definiert. Diese Konzepte beziehen sich großteils auf die *räumliche* Dimension. Aber was bedeuten Globalisierung und kosmopolitische Gesellschaft in den Dimensionen von *Zeit* und (*kollektivem*) *Gedächtnis*? Die Erfahrung mit einer kosmopolitischen Krise – wie oben erläutert – impliziert: Überall auf der ganzen Welt denken Menschen über eine *kollektiv geteilte Zukunft nach, die zu dem nationenorientierten Gedächtnis der Vergangenheit in Widerspruch steht*.<sup>1</sup>

Es gibt kein Gedächtnis der globalen Vergangenheit. Aber es gibt die Imagination einer global kollektiv geteilten Zukunft, die für die kosmopolitische Gesellschaft und deren Krisenerfahrung charakteristisch ist. Natürlich sind sowohl die nationale als auch die kosmopolitische Imagination vergangenheits- und zukunftsorientiert. Vereinfacht ausgedrückt, liegt der Unterschied darin, dass es beim methodologischen Nationalismus um die zukünftigen Implikationen einer national geteilten Vergangenheit, einer imaginierten Vergangenheit, geht, während es im methodologischen Kosmopolitismus um gegenwärtige Implikationen einer global geteilten Zukunft, einer imaginierten Zu-

kunft, geht. Wenn stimmt, dass, wie beispielsweise Koselleck behauptet, die Moderne als solche von der Zukunft bestimmt ist, dann wird diese zukünftige Ausprägung der Moderne *nicht* im nationalen, sondern im kosmopolitischen Zeitalter der Moderne verwirklicht. Ich wiederhole nochmals: In kosmopolitischen Gesellschaften läuft die Definition und Konstruktion von Kollektivität über die Definition und Konstruktion von global kollektiv geteilten zukünftigen Krisen. Es ist die Zukunft, nicht die Vergangenheit, die den „Integrationsfaktor“ des kosmopolitischen Zeitalters ausmacht.

Es gibt jedoch einen bedeutenden Unterschied, der nicht übersehen werden darf: und zwar den zwischen *Bewusstsein* und *Handeln*. Es ist in allen Dimensionen der sozialen und politisch-transnationalen Identitäten und Lebensformen, globalisierenden Wirtschaft, globalen Risiken usw. dasselbe: Das globale Bewusstsein über eine kollektiv geteilte Zukunft ist ein Bewusstsein *ohne* dazugehörige Handlungsformen. Handlungsformen sind in den Bereichen Politik, Wissenschaft, Gesetz usw. *vergangenheitsorientiert*. Bis heute gibt es nur spärliche Entwürfe transnationaler Handlungsinstitutionen für eine kollektiv geteilte Zukunft. Daraus kann man folgern: Die kosmopolitische Krise umfasst nicht nur eine Krise von Kosmos und Natur, eine Krise der Polis und eine Krise der Rationalität und Kontrolle; mehr noch geht es um den tiefen Widerspruch zwischen dem zeitbestimmten Bewusstsein der global geteilten Zukunft *ohne* angemessene Formen institutionalisierten Handelns und dem vergangenheitsorientierten nationalen Gedächtnis *ohne* global kollektiv geteilte Zukunft (oder, um es noch genauer auszudrücken, der vergangenheitsorientierten geteilten Zukunfts*feindlichkeit*).

Ich fasse den ersten Teil meiner Argumentation zusammen: In der Raumdimension sprechen und reflektieren wir über die Entterritorialisierung des Sozialen, des Politischen und des Ökonomischen; in der Zeitdimension müssen wir uns Gedanken über die „*Re-Traditionalisierung*“ des Sozialen, Politischen und Kulturellen durch die global kollektiv geteilte Zukunft machen. Re-Traditionalisierung bedeutet, dass das kollektive Zukunftsbewusstsein die Rolle von Tradition und Gedächtnis in der vergangenheitsorientierten Nationalimagination und im Nationalparadigma übernimmt. Die Tradition kosmopolitischer Gesellschaften ist *die Tradition der Zukunft*. Es handelt sich selbstverständlich um eine *zerbrechliche* Zukunft, eine zukünftige Krise, eine Zukunft der Zukunftslosigkeit. Genau so wie schon die vormodernen Feudalgesellschaften und die national begründeten Industriegesellschaften entwickeln auch kosmopolitische Gesellschaften ihre eigene Imagination von Zeit und Raum, ihre eigenen Konzepte von „Klasse“ und „Macht“, ihre eigene Auffassung von „Demokratisierung“ und „Gerechtigkeit“, ihre eigenen Hysterien und Dilemmata und ihre eigenen Fragen: Wie soll man die Politik, das heißt kollektiv bindende Entscheidungen, regeln? Der Ausbruch aus dem „methodologischen Nationalismus“ und die Entdeckung des „methodologischen Kosmopolitismus“ werden wahrscheinlich nur dann erfolgreich sein, wenn Ausflüge

in die Sozialtheorie mit Ausflügen in verborgene Erfahrungswelten gekoppelt werden. Was bedeutet also „Kosmopolitisierung“? Wer sind oder wie und wo entstehen kosmopolitisierte Handlungszusammenhänge und Institutionen? Ich möchte mit einem Beispiel beginnen.

Der britische Soziologe Michael Billig spricht von „*banalem Nationalismus*“ (1995). Er meint damit, dass wir, unbewusst, ständig unsere „Flagge zeigen“, unsere Nationalidentität ständig erneuern und sie von anderen durch eine Fülle von Alltagsroutinen abgrenzen. In diesem Sinne und auch in Widerspruch dazu muss man – denke ich – mittlerweile auch von einem *banalen Kosmopolitismus* sprechen, in dem der alltägliche Nationalismus unterlaufen und ausgehöhlt wird und wir uns in globale Prozesse und Erscheinungen integriert erleben. Das beginnt allen voran bei Pop und Rave (Jugendkulturen sind ausgezeichnete Beispiele dafür), geht weiter mit Fernsehen und Internet (z. B. werden die in Deutschland verbotenen Hetzschriften des Antisemitismus via Internet aus den USA bezogen) und schließt eindeutig das Essen mit ein, wie John Tomlinson (1999) zeigt. Wer kann sich heute noch lokal oder national ernähren? Die Produktetiketten wollen uns das noch immer vorgaukeln, aber von Joghurt über Fleisch und Obst, vom globalisierten Mischmasch der Wurstmasse gar nicht zu reden, sind wir als Konsumenten rettungslos in globalisierte Produktions- und Konsumkreisläufe eingebunden. Speisen und Getränke aller Länder vereinigt euch – das ist längst zur trivialen Realität geworden. Man nehme den Supermarkt um die Ecke: Heute findet man in den Regalen jede erdenkliche Art von Nahrung, die früher nur auf anderen Kontinenten und in anderen Kulturen verzehrt wurde, allerdings als industrielle Massenware. Daraus entsteht jedoch ein banaler Eklektizismus, der sich inzwischen in Kochbüchern und Fernseh-Koch-Sendungen als die neue Norm anpreist und feiert. Die Weltgesellschaft hat also unsere Küchen in Besitz genommen und brutzelt und giftet in unseren Pfannen. Wer beim Essen noch die nationale Flagge hissen will, scheitert an den immer hohler werdenden Mythen von Nationalgerichten, die bestenfalls Inseln im breiten Strom eines dominant und banal gewordenen kulinarischen Kosmopolitismus sind.

Wie gesagt: Der banale Kosmopolitismus überlagert, unterläuft oder ersetzt den banalen Nationalismus – unfreiwillig und unsichtbar, und das auf der ganzen Welt. In Birmingham kam es unlängst zu einer nationalen Demonstration gegen die „deutsche“ Firma BMW, da deren Absicht, die „britische“ Firma Rover zu verkaufen, die gesamte Region ins Unglück zu stürzen drohte. Bei einer solchen Gelegenheit flammt auf jeden Fall der banale Nationalismus kurzfristig wieder auf. Aber danach, im Pub um die Ecke, wird der Mut mit einem so genannten „holländischen“ oder „deutschen“ Bier gekühlt und „unsere“ Fußballmannschaft wird in Wettkämpfen bejubelt, in denen Spieler sämtlicher Hautfarben und Kulturen gegeneinander antreten. Das heißt, dass

der Erfahrungsrahmen von Nationalgesellschaften, die voneinander durch jeweils einheitliche Sprache, Identität und Politik abgeschottet sind, zunehmend zur reinen Fassade verkommt. Was als national erscheint und eingefordert wird, ist im Grunde genommen zunehmend transnational oder kosmopolitisch. Es geht um den Zusammenhang zwischen unserem Weltwissen und sozialer Struktur. Die soziale Struktur wird transnational oder kosmopolitisch; eine epistemologische Verlagerung ist in Übereinstimmung mit diesem ontologischen Wandel notwendig. Natürlich sind auch der Kosmopolitisierung Grenzen gesetzt. Auf der einen Seite wird der nationale Raum als Ort des sozialen Lebens von einem neuen, transnationalen Raum ausgehöhlt und abgelöst. Auf der anderen Seite wird dieses soziale Leben noch immer vielfach durch nationalstaatliche Institutionen gefiltert. Diese Situation unterstreicht die zutiefst widersprüchliche Natur der national-transnationalen Beziehungen wie auch die Mehrdeutigkeit und Unbestimmtheit der entstehenden kosmopolitischen Sozialstrukturen.

Für die Zwecke der Gesellschaftsanalyse muss man deshalb eine systematische Unterscheidung zwischen einerseits der *nationalen Erscheinung* und andererseits der *kosmopolitischen Realität* des „Fließenden“, des Stromes von Information, Symbolen, Geld, Bildung, Risiko und Menschen treffen. Diese innere, unfreiwillige und häufig unerkannte Kosmopolitisierung des nationalen Erfahrungsraums tritt jedenfalls als verborgene „Nebenfolge“ der ökonomischen Globalisierung in Erscheinung, das heißt, mit der Macht und der Autonomie des digitalen Kapitalismus. Man muss schon sagen: Es ist nicht der Sozialismus, der dieses wohlthuende Durcheinander in die Welt bringt, sondern der nationalgrenzenlose Kapitalismus. Das bedeutet nicht, das „Weltbürgertum“ mit der Entstehung einer globalen Managerklasse zu verwechseln. Man muss eine klare Trennlinie zwischen „globalem Kapitalismus“ und „globalen Bürgern“ ziehen. Dennoch segelt das plurale Weltbürgertum in gewissem Maße mit dem Wind des globalen Kapitalismus im Rücken (ich werde später darauf eingehen). Spätestens an diesem Punkt ist es notwendig, vor einem möglichen *kosmopolitischen Fehlschluss* zu warnen. Die grundlegende Tatsache, dass der Erfahrungsraum der Menschen nicht mehr mit dem Nationalraum zusammenfällt, sondern sich durch die Öffnung zur Kosmopolitisierung auf subtile Weise ändert, sollte nicht zur Annahme verleiten, wir würden allesamt zu Kosmopoliten. Auch die positivste denkmögliche Entwicklung – eine Öffnung der kulturellen Horizonte und eine wachsende Sensibilität anderen, nicht vertrauten, legitimen Lebens- und Koexistenzgeografien gegenüber – fördert nicht notwendigerweise ein Gefühl der kosmopolitischen Verantwortung. Die Frage, wie dieses überhaupt ermöglicht werden könnte, wurde bislang kaum je wirklich gestellt, geschweige denn erforscht. Tatsächlich geht es bei der Kosmopolitisierung um eine Konfliktdelektik: Kosmopolitisierung *und ihre Feinde*. Aber die daraus resultierende Kosmopolitisierung *aus dem Inneren* nationalstaatlich organisierter und gedachter

Gesellschaften heraus erhöht auch die Wahrscheinlichkeit eines *nationalen Fehlschlusses*. Es ist dies der Glaube, dass, was sich im Container dieses oder jenes Nationalstaates abspielt, auch national verortet, verstanden und erklärt werden könne. Dieser „nationale oder territoriale Fehlschluss“ trifft nicht zuletzt auf einen Großteil der Statistiken zu, die von nationalstaatlich orientierten Wirtschafts- und Sozialwissenschaften erstellt werden.

Also nochmals, was bedeutet innere Kosmopolitisierung? Kosmopolitisierung bedeutet, dass die Schlüsselfragen einer Lebensart, wie Ernährung, Produktion, Identität, Angst, Gedächtnis, Vergnügen, Schicksal nicht mehr national oder lokal zu verorten sind, sondern nur noch global oder glocal – sei es in Gestalt von global kollektiv geteilten Zukünften, Kapitalströmen, drohenden ökologischen oder ökonomischen Katastrophen, globalen Lebensmittelketten oder dem internationalen „Esperanto“ der Popmusik. Die Schlüsselfrage lautet dann, inwieweit der sich öffnende transnationale Erfahrungsraum den nationalen Erfahrungsraum auflösen, überlagern wird – ob nun der erstere letzteren schlucken wird oder umgekehrt. Inwieweit wird also der transnationale Erlebnisraum von nationalstaatlichen Institutionen und Identitäten überlagert, ausgefiltert und niedergerissen – mit welchen daraus entstehenden Explosionen – oder wird er tatsächlich als solcher das Thema bewusster und öffentlicher Reflexion? Wenn man die Phänomenologie der stattfindenden Transnationalisierung verallgemeinert, wird die Behauptung, die ich mit dem Begriff der „kosmopolitischen Gesellschaft“ aufstelle, klar. Dieses Konzept zielt darauf ab, eine historisch neue Qualität der gesellschaftlichen Differenzierung zu beschreiben. Ich meine damit, dass eine neue Art des Wirtschaftens und der Arbeit, eine neue Art der Identität und der Politik wie auch eine neue Art der alltäglichen Raum-Zeit-Erfahrung und der zwischenmenschlichen Beziehungen entsteht. Dies ist in der Geschichte beispiellos, daher sind wir gezwungen, das Konzept von „Gesellschaft“ zu überdenken. Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, diese Behauptung hier auch nur zu umreißen. So muss ich mich auf einige wenige Aspekte beschränken, die meine These zumindest intuitiv verständlich machen. Zu diesem Zweck möchte ich nacheinander die Änderungen in der Auffassung von *Raum-Zeit*, der *Identität* und des *Produktionsparadigmas* wie auch die daraus entstehenden Folgen für soziologische Schlüsselkonzepte wie *Klasse* oder *Macht* unter die Lupe nehmen und innerhalb dieses Rahmens auf einige *Dilemmata des Kosmopolitismus* hinweisen.

### 2.1 Raum-Zeit

Man könnte natürlich einwenden: Erstens sind transnationale Lebensweisen und die dialogische Imagination wiederum Ausdruck eines Mittelschicht-Bias; zweitens trifft

die Vorstellung einer mobilen Kultur als rastlose Nomadenbewegung nicht auf diejenigen zu, *die Zuhause bleiben*. Beide Argumente kann man jedoch leicht widerlegen: Erinnern wir uns daran, wie Robert E. Park in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts den „*marginal man*“ definierte: „*cultural hybrid, a man living and sharing intimately in the cultural life and traditions of two distinct peoples*“ (Park 1928, 892). In ihrem Kampf um Zugehörigkeit sind die Handlungen von Migranten und Minoritäten die wichtigsten Beispiele für dialogische, erfinderische Lebensarten und alltäglichen Kosmopolitismus. Wir beachten üblicherweise nur die Transnationalisierung des Kapitals und nicht die sehr restriktive Transnationalisierung billiger Arbeit. Wie Saskia Sassen (2000) zeigt, gibt es Strategien, welche die Abwanderung an die Peripherie und den Einsatz der Arbeitskraftreserven Immigranten, ethnische Minderheiten und Frauen in eigentlich hochsegmentierten Arbeitsmärkten kombinieren. Die nützlichen Qualifikationen, Bereitschaften und Kenntnisse, die Migranten aus ihren stark benachteiligten Situationen heraus erwerben, könnten zu der paradoxen Entdeckung führen, dass eine Art transnationaler Anomie Quelle sozialer Aktion und sozialen Kapitals sein können.

Nicht in der Mobilität, sondern in der Transformation der Orte selbst liegt die Hauptauswirkung der kulturellen Globalisierung. Wie John Tomlinson (1999), ich und viele andere herausgearbeitet haben, ist die Idee der Entterritorialisierung von größter Bedeutung. Sie bedeutet, die Gebundenheit der Kultur an einen Ort aufzuheben und zu transformieren. „*Unsere Wurzeln sind unsere Antennen*“ – Sätze wie dieser dringen im Kontext globaler Netzwerke zum Kern des Paradigmenwechsels der Rolle der Verortung vor. Je selbstverständlicher das Fernsehen, aber auch die Mobiltelefone und das Internet zur Wohnungsausstattung gehören, desto mehr verändert sich die Bedeutung der soziologischen Kategorien von Zeit, Raum, Ort, Nähe und Ferne. Denn die häusliche informationstechnologische Innenausstattung lässt die Abwesenden potenziell immer und überall anwesend sein. Zwischenmenschliche Kontakte sind nicht mehr an geografische Nähe gebunden. So wird es möglich, dass – wie neuere Studien bereits zeigen – Menschen, die isoliert von ihren Nachbarn an einem Ort leben, gleichzeitig in dichte, Kontinente übergreifende Netzwerke eingebunden sind. Das heißt: Der Erfahrungsraum, in dem wir global in Netzwerken verbundene Lebenswelten bewohnen, ist global, ist eine Synthese von Zuhause und Ortlosigkeit, Nirgendwo und Hier geworden. Die andere Seite der Entterritorialisierung (die eigentlich nur eine negative Bedeutung hat – überall trifft man auf „Post-ismus“ und „Ent-ismus“!) ist also die Kosmopolitisierung: die digitale kosmopolitische Architektur des Großteils der lokalen und privaten Lebens-Mittelpunkte. Eine kosmopolitische Soziologie sollte nicht nur die Anwesenheit und die Abwesenheit, sondern auch die „*imaginierte Anwesenheit*“ (Urry 2000) erforschen. Dialogische Imaginationen setzen

unter anderem die imaginierte Anwesenheit von geografisch entfernten Anderen oder Welten voraus.

## *2.2 Identität*

Das hat bedeutende Auswirkungen auf die Identität: Nicht alle, aber eine wachsende Anzahl von Menschen wirtschaftet heute international, arbeitet international, liebt international, heiratet international, forscht international, und ihre Kinder wachsen international auf und werden international erzogen. Diese Kinder sind nicht nur zweisprachig, sondern sie bewegen sich durch das Nowhere des Fernsehens und des Internets wie Fische im Wasser. Warum nehmen wir dann an, dass politische Loyalitäten und Identitäten weiterhin ausschließlich an eine Nation geknüpft sein werden? Zwei Folgen mit Schlüsselbedeutung: Das Gemeindeleben wird nicht mehr alleine oder auch nur hauptsächlich durch den Ort bestimmt sein. Und: Das kollektive Gedächtnis verliert seine Einheitlichkeit und Integrität. Und dann gibt es die schwierigen kleinen Fragen: Wie gehen türkische Deutsche mit dem Holocaust um? Oder nicht-jüdische palästinensische Israelis? Es wurde in großem Ausmaß über die Globalisierung von Raum und Ort nachgedacht, aber sehr viel weniger über die Globalisierung von Zeit und Gedächtnis (Levy, Sznajder 2001).

An diesem Punkt meiner Argumentation ist eine systematische Bemerkung über die Beziehung zwischen transnationaler Kulturtheorie und -forschung und der neuen politischen Ökonomie notwendig: Gerade die Suggestivität der transnationalen sozialen Landschaften, Netzwerke und Identitäten lenkt irgendwie von der politischen Ökonomie der Zeit-Ort-Verdichtung ab und vermittelt den irreführenden Eindruck, dass jeder aus der Mobilität und der modernen Kommunikation den gleichen Nutzen ziehen kann und dass Transnationalität an sich befreiend auf alle Menschen wirke. Eine kosmopolitische Soziologie muss statt dessen fragen: Welche sind die Machtmechanismen, durch die Mobilität wie auch örtliche Verschiebung von verschiedenen Populationen innerhalb der entstehenden kosmopolitischen Sozialstrukturen ermöglicht werden? Wodurch sind kulturelle Ströme und die dialogische Imagination in den neuen Produktionsformen und globalen Ungleichheiten bedingt und geformt? Erzeugen sie eine neue Form der Exklusion?

## *2.3 Produktionsparadigma*

Dem methodologischen Nationalismus entspricht eine spezifische Wechselbeziehung zwischen Produktion, sozialen Klassen, politischer Macht und Territorialität. Die „dritte Welle“ Technologie – Kommunikation, Computerisierung usw. – höhlt die nicht mehr

aneinander gebundene historische Territorialität und Produktion aus. Unter anderem bietet das Internet der Wirtschaft Möglichkeiten, die in der Summe einen qualitativen Bruch mit einer Welt darstellen, die in Begriffen der national/international Dichotomie dachte, aber nicht im Entferntesten in transnationalen Begriffen. Als entscheidende Folge ergibt sich daraus im inneren Raum der nationalen oder lokalen Art ökonomischen Handelns ein grundsätzlicher Wandel in den Optionen und den Situationen der Entscheidungsfindung. Entscheidungen – speziell solche lokaler oder nationaler Unternehmen – geraten unter den Einfluss globaler Möglichkeiten und globalen Wettbewerbs. Es findet ein Paradigmenwechsel statt, der von der territorialen Produktion, die auf einen lokalen oder nationalen Markt hin orientiert war, zu entterritorialisierten Produktionsformen führt, die auf mehrere nationale Märkte oder den Weltmarkt hin orientiert sind. Der Markt, nicht (nur) die Firmen, ist transnational geworden. Folglich ist die Globalisierung des Handels nicht nur auf Güter- und Kapitalströme beschränkt, sondern schließt die *Globalisierung der Entscheidungsfindungs-Rahmen mit ein*. Und dieser Wandel findet auch innerhalb der Geschäfte statt.

Die Folge ist, dass eine ganze statistische Weltsicht, die auf Nationalökonomien und dem internationalen Austausch zwischen diesen Nationalökonomien beruht, bedeutungslos wird oder zumindest ihren Informationsgehalt verliert. Die von der Wirtschaftsforschung erstellte Statistik des „internationalen“ Handels verwandelt sich in einen „firmeninternen Handel“, bei dem nichts ge- oder verkauft wird, sondern die Produkte vielmehr innerhalb einer transnational agierenden „Firma“ hin- und hergeschoben werden. Schätzungen zufolge sind zwischen vierzig und sechzig Prozent des so genannten „internationalen Handels“ heute „firmeninterner Nicht-Handel“. Es gibt dazu noch keine genauen Statistiken. Dennoch zählen nicht nur die Sozial-, sondern auch die Wirtschaftswissenschaftler die schlechten Erbsen mit großer institutioneller Begeisterung.

#### 2.4 Klasse und Macht

Dieser epochale Bruch zwischen Erster und Zweiter Moderne ändert auch den Bedeutungsrahmen von sozialwissenschaftlichen und geläufigen Schlüsselkonzepten wie Klasse und Macht. „Klasse“ oder „Sozialschichten“ sind noch immer im Nationalstaatsparadigma verortet und werden *innerhalb* dieses erforscht und organisiert – und dieser Rahmen wird kaum hinterfragt. Das wird aus einer Vielzahl von Gründen zunehmend unreal, nicht zuletzt, weil sich innerhalb sämtlicher Abteilungen und Bereiche nationalstaatlicher Institutionen und politischer und körperschaftlicher Organisationen neue Arten von Klüften auftun zwischen aktiven Globalisierern, die zur selben Zeit transnational und national handeln und denjenigen, die eine nationale Gegen-



position einnehmen und nur im nationalen Rahmen handeln. Der entterritorialisierte „Klassenkampf“ ist also ein *Machtspiel mit – zumindest – doppeltem Bezugsrahmen*. Die Globalisierer sind in einer anderen Welt – Bedeutungsrahmen – verortet als ihre Gegenspieler. Wer und wo sind die Arbeiter, auf die sich die globalisierende Managerklasse zu beziehen und für die sie sich als „ihre Arbeiter“ verantwortlich zu fühlen hat? Entterritorialisiertes Kapital und territorialisierte Arbeit haben keinen gemeinsamen Bezugsrahmen, in dem sie positioniert werden könnten. Tatsächlich wird die Frage, welcher Bezugsrahmen – national oder transnational – im Konflikt angewandt werden muss, zum Schlüsselthema des Konflikts! Das marxistische Argument, dass die Arbeiter keine Nation kennen, muss heute umgedreht werden: Es sind die Aktivisten des Kapitals, die Globalisierung zu ihrem Beruf gemacht haben, die keine Nation kennen, während Arbeiter und Arbeiterbewegungen, wie zum Beispiel die Gewerkschaften „ihren“ Staat zu Hilfe rufen, damit er sie gegen die Unbill der Globalisierung schützt.

Andererseits bedeutet das aber, dass die andauernde Verwendung des Klassenkonzepts in einer kosmopolitischen Soziologie den Zusammenbruch der nationalstaatlichen Klassenontologie verdeckt. Da man nicht mehr von einem *einzelnen* nationalstaatlichen Bezugsrahmen für *alle* soziale Ungleichheiten und *alle* „Klassen“ ausgehen kann, wird die Frage nach dem kategorischen Bedeutungsrahmen von „Klassen“konflikten selbst Gegenstand des Konflikts. Es entstehen hier Bedingungen einer *real gelebten Unvergleichbarkeit* zwischen nationalen und nichtnationalen, territorialisierten und entterritorialisierten „Klassen“, die im Klassenkonzept des methodologischen Nationalismus nicht vorkommen. Dieser geht von einer Klassenontologie aus, derzufolge die Klassen sich selbst und die entgegengesetzten Anderen in einen gemeinsamen (nationalen) Bezugsrahmen einordnen. Unter kosmopolitischen Koordinaten entsteht ein Raum einander überschneidender Bezugs- und Bedeutungsrahmen, in denen radikalisierte weltweite Ungleichheiten aufgesplittert werden.

Ich möchte diese Idee von unten her, aus der Perspektive der Unterschicht, erläutern. Nicht nur die Globalisierungseliten, sondern auch die armen, ausgebeuteten Immigranten stehen für Transnationalität. Sie werden in den USA als „ausgeschlossene Andere“ behandelt, aber Haitianer, Filipinos oder indische Immigranten finanzieren zugleich „ihre“ Familienhaushalte in Übersee mit *und* engagieren sich im politischen Protest gegen korrupte Regimes. Die armen Immigranten leben also auch ein Leben des doppelten Referenzrahmens und Machtspiels. Sie sind zugleich hier und dort, verortet in und zwischen unterschiedlichen, unvereinbaren Konstruktionen sozialer Ungleichheiten und politischer Konflikte. Um eine daraus folgende soziologische Implikation abzuleiten, kann man beispielsweise Pierre Bourdieus Konzept der unterschiedlichen Kapitalformen heranziehen, das innerhalb des transnationalen Rahmens überdacht werden muss: Wie werden die Möglichkeiten von Migranten zur Um-

wandlung von ökonomischem Kapital in soziales Kapital durch den institutionalisierten Rassismus der Gastgebergesellschaft be- oder verhindert?

Es sind also nicht nur die *Global Players*, die das entterritorialisierte Machtspiel erlernen und erproben, sondern auch *ethnische Minderheiten*. Deutsche, französische und schwedische Kurden organisieren zeitgleich spontane Demonstrationen in Berlin, Frankfurt, Stockholm, Paris und London. Damit stellt sich eine interessante Frage: Inwiefern könnten Koalitionen zwischen Transnationalen, die sich in der sozialen Hierarchie ganz oben und ganz unten befinden, geschlossen werden? Koalitionen, die den nationalen Reflex und die nationalen Ressentiments der gesellschaftlichen Mitte wirkungsvoll bekämpfen? Aber gleichzeitig tritt etwas anderes zutage: Die Macht des Nationalstaats ist keineswegs gebrochen. Die Behandlung von Immigranten kann als eine Art Lackmus-Test verstanden werden, der besagt, wie *eng* die Grenzen der Transnationalität innerhalb des nationalen Raums noch immer gezogen werden. Die Theorie und die Soziologie der Ungleichheit müssen also den Schritt von der Newtonschen Mechanik zur Einsteinschen Relativitätstheorie erst vollziehen. In klassischen Begriffen ausgedrückt, heißt das: Die Herr-Knecht-Dialektik Hegels wurde national aufgefasst. Sie muss in entterritorialisierten, transnationalen Begriffen überdacht werden. Dasselbe gilt für die Semantik der Gerechtigkeit, Solidarität usw., einschließlich der Sozialphilosophie der Gerechtigkeit. Was davon übrig bleiben wird, ist eine offene Frage.

Globalisierung ist eine Erzählung über *Macht*, nicht über den digitalen Raum und den Finanzmarkt. Laut Susan Stange sind die Staaten heute in ein anders geartetes Wettbewerbs-Machtspiel verwickelt: Sie konkurrieren um Weltmarktanteile und ausländisches Kapital, damit sie ihre „nationalen“ Interessen umsetzen können. Worin besteht eigentlich die „Macht“ des entterritorialisierten Geschäfts? Vernetzte Produktion verwandelt die Beziehung zwischen ökonomischer Macht und Staatsmacht in ein Katz-und-Maus-Spiel. Die „Katzennatur“ des Geschäfts beruht auf der Tatsache, dass deren Investitionen das Nervensystem nationaler Politik und Gesellschaft stützen oder verletzen können: Arbeitsplätze und Steuern. Die „Mausnatur“ der Staatsmacht beruht auf etwas, das früher die Stärke des Staats ausmachte: seine territoriale Gebundenheit. Die Metapher des Katz-und-Maus-Spiels ist jedoch in einem Kernpunkt nicht zutreffend: Diese Katze möchte die Maus keineswegs fressen! Das heißt, die Staatsmacht wird nicht durch Eroberung ausgehöhlt, sondern durch Nicht-Eroberung, Unsichtbarkeit des Entzugs oder Rückzugs. Dadurch wird das Machtkonzept umgedreht. Nicht der Imperialismus, sondern der Nicht-Imperialismus, nicht die Invasion, sondern der Entzug der Investoren stellt den Kern globaler Wirtschaftsmacht dar. Der Nationalstaat und die Nationalstaatsgesellschaft werden nicht durch Eroberung bedroht, sondern durch Nicht-Eroberung. Die Staaten wünschen sich nichts sehnlicher als die Invasion der Investoren, sie fürchten nichts mehr als deren Auszug. Es gibt nur eines,

das schlimmer ist, als von großen Multis ausgebeutet zu werden: nicht von ihnen ausgebeutet zu werden (Beck 2002).

Entterritorialisierte ökonomische Macht beruht also genau auf dem Gegenteil dessen, woraus sich territoriale Staatsmacht ableitet. Sie verfügt über kein Heer, keine Mittel zur Ausübung physischer Gewalt und ist sogar bar jeglicher Legitimation. Weder Regierungen noch Parlamente müssen den Rückzug oder den Einzug der Investoren gutheißen. Bedeutet dies, dass das globale Geschäft illegitim handelt? Keineswegs, die wohlüberlegte *Nicht-Eroberung*, die Macht des Rückzugs bedarf keiner Zustimmung, und sie ist auch bedingungslos möglich. Man muss nur etwas nicht tun – nicht hier, sondern dort investieren. Dort zu investieren ist allerdings nötig. Also, es kommt auf die Zahl und Art der alternativen Investitionsorte an. Wohlüberlegte Nicht-Eroberung – diese Formel beinhaltet auch die Antwort auf die Frage von Morgen: Woraus bezieht die andere Art der Politik des globalen Geschäfts ihre Macht? Globalisierte Investitionsentscheidungen erhalten ihre bindende Kraft auf die wirkungsvollste aller Weisen – durch die Politik der vollendeten Tatsachen. Und schließlich ist der so genannte „Wettbewerbsstaat“ (Philip Cerny) von sich aus verpflichtet, die Transnationalisierung politisch voranzutreiben.

### 2.5 Dilemmata des Kosmopolitismus

Da wir im Zeitalter der Nebenfolgen leben, müssen wir sehr früh fragen: Welche sind die unbemerkten und unerwünschten Folgen der neuen Rhetorik über „globale Gemeinschaft“, „globale Regierungsgewalt“ und „kosmopolitische Demokratie“? Welche sind die Risiken, wenn sich die kosmopolitische Mission durchsetzt? Man kann nicht ohne weiteres ein historisches Konzept des Weltbürgertums – ungeachtet des kulturellen Kontinents, dem es entspringt – in die Gegenwart transferieren. Man muss also beispielsweise die in der europäischen Aufklärung getroffene Unterscheidung zwischen Kosmopolitismus und Nationalismus einer „rettenden Kritik“ (Walter Benjamin) unterziehen und sie intellektuell und politisch in der völlig veränderten politischen Landschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts anwenden. Der beste Weg, dies zu tun – so scheint mir – besteht in der Offenlegung der Dilemmata des Weltbürgertums.

Sehen wir uns zunächst das universalistisch-pluralistische Dilemma des Weltbürgertums an. Der Knackpunkt ist folgender: Gibt es einen *einzigsten* Kosmopolitismus oder gibt es *mehrere* Kosmopolitismen? Ein universalistischer Kosmopolitismus, der Traum von „einer weltweiten Gemeinschaft der Menschheit“, von dem Immanuel Kant aber auch Karl Popper und viele andere träumten, setzt sich – wie alle anderen Universalismen – dem Vorwurf des Imperialismus aus (Hacohen 1999). Es gibt nicht die eine Sprache des Weltbürgertums, sondern es gibt viele Sprachen und Grammati-

ken. Die herausragende Bedeutung des Weltbürgertums besteht in der Pluralität von Antagonismen und Unterschieden. Weltbürgertum meint also Streit über das Weltbürgertum. Das galt für die Philosophie der alten Griechen, für die Kontroversen im 18. und 19. Jahrhundert in Europa, und das gilt, dessen bin ich sicher, auch für den aktuellen Streit. Aber wo es viele Kosmopolitismen gibt, bleibt möglicherweise keiner übrig, da es keine verallgemeinerbaren Merkmale gibt, die erlauben würden, ihn beispielsweise vom Multikulturalismus zu unterscheiden. Mein Definitionsversuch mag vielen als fragwürdiger Kompromiss erscheinen, aber er könnte sich als Trick herausstellen, der es uns etwa ermöglicht, eine Vielzahl historischer, kultureller kosmopolitischer Traditionen und Ideen zu hinterfragen, *ohne* dabei die Definitionsmerkmale aus den Augen zu verlieren. Mein zentrales Definitionsmerkmal – dialogische Imagination – erkundet und nutzt die kreativen Widersprüche innerhalb und zwischen den imaginierten Nationengemeinschaften (ich spreche hier also nur von den transnationalen Dimensionen des Einschlusses anderer Zivilisationen und Modernitäten, *nicht* von der Andersheit der Natur usw. – siehe oben). Das schließt ein:

- das Aufeinandertreffen von Kulturen innerhalb des jeweils eigenen Lebens;
- global kollektiv geteilte Zukünfte (im Gegensatz zu vergangenheitsorientierten, institutionalisierten Handlungsformen);
- ein Gefühl für globale Verantwortlichkeit in einer Weltrisikogesellschaft, in der es „keine Anderen“ gibt;
- eine Verpflichtung zum Dialog und gegen Gewalt;
- den Glauben an das vermeintlich natürliche Artefakt „Gesellschaft“ zu zerstören und die Selbstreflexion divergierender, verwickelter kosmopolitischer Modernen zu fördern.

Zusammengefasst schlage ich drei Merkmale vor: *Globalität*, *Pluralität* und *Zivilität*, das ist das Bewusstsein für einen globalen Verantwortlichkeitsraum, die Anerkennung der Andersheit der Anderen und die Nicht-Gewalttätigkeit – als definitionstiftende Charakteristika eines „entterritorialisierten“ Konzepts von Weltbürgertum. Die Ungenauigkeit und die Zweideutigkeit der vorgeschlagenen Definition ist die Kehrseite eines entscheidenden Vorteils. Das Konzept steht für Weltoffenheit und für Pluralität. Und zwar in einem solchen Maße, dass es mit der philosophischen Pedanterie bricht: Es gibt kein feststehendes Grundprinzip oder Menschenbild, keine moralische Metaphysik für Kosmopolitismen, wie eine gottgegebene Ordnung oder ein Naturgesetz oder das Gemeinwohl oder die Vernunft. Die Grundwerte dieser Kosmopolitismen berufen sich auf eine *höhere Amoral*. Dadurch wird dem Glauben an die Überlegenheit (der eigenen) Moral entsagt, und es wird ermutigt, diejenigen mit anderem Glauben oder anderer Meinung nicht zu verdammen (und niemanden zu zwingen, die Menschheit zu lieben).

Weiters gibt es das *ethnische* Dilemma: Alle Versuche der Öffnung ethnischer Ghettos, des Herunterspielens oder des Auslöschens von Ethnizität und Rassismus scheinen diese nur zu verstärken. Fühlt man sich selbst als Teil der kosmopolitischen Gemeinschaft und erklärt die eigene Position öffentlich, so kann dies durch gewalttätige ethnische Definitionen anderer über das Fremde ins Gegenteil verkehrt werden. Popper schreibt in seinem Tagebuch: „*Ich sehe mich selbst nicht als assimilierten deutschen Juden. Genau mit diesem Etikett hat mich ‚der Führer‘ versehen.*“

Das *global-lokal* Dilemma: Kosmopolitismen werfen die Diaspora-Frage auf. Wie wird das Zuhause sein über Entfernungen, das Zuhause sein ohne Zuhause sein möglich? Diese Frage wurde häufig in dem Sinn missverstanden, dass eine soziale Spannung und Trennung zwischen *Kosmopoliten* und *lokaler Bevölkerung* entstehe. Erstere sind an *keinem* Ort verwurzelt, letztere an *einem* Ort. Aber wie John Tomlinson (1999) feststellt, können der Kosmopolit und der Lokale einander nicht als Idealtypen gegenübergestellt werden. Kosmopolitische Lebensformen und Identitäten sind solche, die ethisch und kulturell *gleichzeitig* global und lokal sind. Sie symbolisieren einen „ethischen Glocalismus“, oder, in meiner Diktion, verwurzelten Kosmopolitismus (Beck 2000). Der Unterschied zwischen rein lokalen und kosmopolitischen Lebensformen besteht darin, dass Kosmopoliten ihren Ort als weltoffen erleben und – nötigenfalls – gestalten bzw. verteidigen.

Das *multikulturelle* Dilemma: Was unterscheidet die Ideenwelt des Kosmopolitismus von derjenigen des „Multikulturalismus“? Multikulturalismus versucht ständig – wie Mario Vargas Llosa schreibt – das Wunder zu bewerkstelligen, Hund, Katze und Maus von demselben Teller essen zu lassen. Multikulturalismus nährt – obwohl er für eine Welt der Vielfalt und des Pluralitätsprinzips einsteht – ein kollektives Menschenbild, demzufolge das Individuum in seinem kulturellen Umfeld verhaftet bleibt. Er (oder sie) ist das Produkt der Sprache, der Traditionen, der Überzeugungen, der Bräuche und Landschaft, innerhalb derer er (oder sie) auf die Welt kam und aufwuchs, so dass diese „Heimat“ als geschlossene, selbstgenügsame und sakrosankte Einheit betrachtet wird, die gegen jede erdenkliche Bedrohung verteidigt werden muss. Natürlich gegen Imperialismus und auch gegen Kräfte wie zum Beispiel Rassenmischung, Internationalisierung und Kosmopolitismus, die den Nationalgeist aushöhlen. In diesem Sinn schließen Multikulturalismus und Individualisierung einander aus. Der multikulturellen Prämisse zufolge gibt es kein Individuum, sondern der Mensch ist ein reines Epiphänomen seiner Kultur. Kosmopolitismus behauptet das Gegenteil und *setzt* Individualisierung *voraus* (*nicht* im Sinne einer festgefügtten Humanität, radikal offen, entessenzialisiert). Die Vorstellung, dass dieser Prozess zu einem Punkt gelangen könnte, an dem sich die nationalen Abschottungen unter dem Banner der politischen Demokratie und der Anerkennung der Menschenrechte und der individuellen Freiheit in

einer umfassenden und vielfältigen Weltzivilisation auflösen könnten, wurde möglicherweise seit dem Ende des Kalten Krieges eine Spur greifbarer.

Das *Konstruktivismus-Realismus* Dilemma: Die „kosmopolitische Perspektive“ ist eine Perspektive des Anti-Essenzialismus. Die Konzeption von Kulturen als homogene Einheiten in Sprache, Herkunft und politischer Identität, wie sie vom methodologischen Nationalismus hochgehalten wird, ist das genaue Gegenteil der kosmopolitischen Selbst-Konzeption. Charakteristisch für letztere sind Konzepte wie *transnational*, *transkulturell*, *hybrid*, *Diaspora* usw. Das heißt: Zentral ist die zugrundeliegende Konstruktivismus-Überzeugung – die Vorstellung, dass kollektive Identitäten historisch erfundene und konstruierte *imaginierte Gemeinschaften* seien. Das bedarf eines strikten Anti-Essenzialismus ohne bevorzugte Bindungen an Ethnizität, Geschlecht, Klasse oder kulturelle Tradition. Ob gewollt oder ungewollt, schleicht sich jedoch alleine durch das Reden über „Schwarze“, „Juden“ usw. unweigerlich ein Rest-Essenzialismus oder „Als-ob-Essenzialismus“ ein. Im derzeitigen Klima eines vorgeschriebenen Anti-Essenzialismus kann dieses Dilemma nicht leicht gelöst werden. Paul Gilroy, James Clifford und andere schlagen jedenfalls einen „Anti-Antiessenzialismus“ vor, eine doppelte Verneinung, die nicht durch eine Bejahung aufgehoben werden sollte. Sie rechtfertigen das mit dem Argument, dass nur unter der Bedingung eines methodologischen Als-ob das „sich verändernde Gleiche“ im Diskurs über eine „Schwarze Kultur“ des Widerstands oder die jüdische Diaspora erhalten bleiben könne.

*Internationales Recht-Menschenrechte*-Dilemma: Die Menschenrechte, die auch gegen das internationale Recht – das heißt, gegen die Souveränität der einzelnen Staaten – eingefordert werden, sind eine Art Zivilreligion des modernen Kosmopolitismus. Andererseits kann dieser transnationale Humanismus leicht in einen „militärischen Humanismus“ umschlagen, der – wie im Kosovokrieg – die westlichen Nationen und alliierten Staaten mit einer Art „kosmopolitischer Mission“ ausstattet, aber auch mit der Legitimation für militärische Kreuzzüge unter dem Banner der Menschenrechte. Dieses Dilemma kann letztlich nur im Sinne Kants mittels einer transnationalen Gesetzesordnung gelöst werden, die unter anderem einseitig von hegemonialen Militärmächten und deren Alliierten beschlossene und durchgeführte Interventionsmöglichkeiten ausschließt (Beck 2000).

### 3. Wer sind die Feinde kosmopolitischer Gesellschaften?

Während das Weltbild revolutioniert wird, ist das intellektuelle Leben weitgehend festgefahren und verteidigt seine Mythen, Konventionen und Konflikte. Dazu gehört auch die Beschwörung des Endes der Politik. Die Wahlverwandtschaft zwischen Denk-

schulen, die ansonsten wenig Berührungspunkte aufweisen – die Postmoderne, Luhmanns Systemtheorie und der Neoliberalismus –, hat die Frage der „Erfindung des Politischen“ für das kosmopolitische Zeitalter aus dem Katalog der ernst zu nehmenden Themen gestrichen. Es überrascht also nicht weiter, dass intellektuell und politisch die *Feinde* der kosmopolitischen Gesellschaften die Szene beherrschen. Ich möchte zumindest ansatzweise drei gegnerische Positionen untersuchen: allen voran den *Nationalismus*, zweitens den *Globalismus* und drittens den *demokratischen Totalitarismus*.

### 3.1 Nationalismus

Nach der Überwindung der totalitären Bürde des Kommunismus hat der Nationalismus als die verbliebene reale Gefahr für die Kultur der politischen Freiheit am Beginn des 21. Jahrhunderts Form angenommen. Der wiederaufgeflamnte anti-kosmopolitische Nationalismus könnte Extremisten fürchterliche Legitimation für sektiererische Gewaltakte und Schreckenstaten bieten. Obwohl der Nationalismus aufgrund seiner Geschichte endlosen Leids und Blutvergießens völlig diskreditiert ist, erstarkt er seit dem Ende des Ost-West-Konflikts in bemerkenswerter Weise.

Wenn das Nationalstaatsparadigma von Gesellschaften von innen her aufbricht, wird Raum für die Renaissance und die Erneuerung aller Arten von kulturellen, politischen und religiösen Bewegungen geschaffen. Was man vor allem verstehen muss, ist die *ethnische Globalisierungsparadoxie*. In einer Zeit, in der die Welt näher zusammenrückt und kosmopolitischer wird, in der deshalb die Grenzen und Barrieren zwischen Nationen und ethnischen Gruppen aufgehoben werden, prägen sich ethnische Identitäten und Abgrenzungen wieder stärker aus. In allen Ecken der Welt kämpfen ethnische Gruppen um die Anerkennung ihres „Rechts auf Selbstbestimmung“. Man muss auch hinzufügen, dass die Globophobie, was auch immer ihre jeweilige Motivation sein mag, letztlich Wasser auf den Mühlen der ethnisch reaktionären Bewegung ist. Und obwohl sich der Nationalismus zweifellos auf sehr vielfältige, unterschiedlich bedeutsame Weisen in verschiedenen Teilen der Welt zeigt, gibt es trotzdem gemeinsame Grundmerkmale, insbesondere den metaphysischen Essenzialismus von der „Nation“. Diese Merkmale münden unweigerlich in jenen Folgen, die das 20. Jahrhundert zu einem der modernen Barbarei werden ließen. Jemand, der auf „seinem Eigenen“ beharrt und es überhöht, wird beinahe zwangsläufig das Fremde ablehnen und verachten.

Über den wiederaufgeflamnten „alten“ Nationalismus hinaus ist weltweit, aber besonders in Europa, so etwas wie eine *postmoderne Romantik im Umgang mit nationalistischen und ethnischen Ideen und Ideologien* zu bemerken. Der Ursprung dafür liegt in der von vielen Minderheiten in den USA – Schwarze, Frauen, Homosexuelle, Spanier usw. – verfolgten Identitätspolitik. Nach dem Ende des Marxismus, der das Indi-

viduum zu einem subjektiven Faktor von Produktions- und Klassenbedingungen machte, entsteht ein neuer Kollektivismus, der die Absicht verfolgt, das Individuum auf seine Existenz als Mitglied einer Minderheitenkultur zu reduzieren. Bemerkenswert ist die Postmodernität dieser Identitätskonstruktion: eine Kombination von Relativismus und Fundamentalismus, die einander eigentlich auszuschließen scheinen. So geht man zum Beispiel von der Annahme aus, dass *nur* die Mitglieder einer Minorität die „Wahrheit“ über diese Gruppe kennen, das heißt, über die erlittene Unterdrückung Bescheid wissen. Nur die Gruppenangehörigen haben, dank ihres Ursprungs, echten Zugang zu dem, was die kulturelle und politische Identität der Gruppe ausmache. Dadurch wird einerseits ein postmoderner Relativismus behauptet: nämlich, dass eine spezifische Unterdrückungsgeschichte den aufgrund ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts usw. „Dazugehörenden“ zueigen sei. Andererseits ist diese, den Außenstehenden nicht zugängliche Wahrheit grundlegend und bestimmend für die kulturelle und politische Existenz jedes Individuums. Diese *paradoxe Kombination von Postmoderne und Fundamentalismus* hat sich in der Zwischenzeit selbst von ihrem amerikanischen Ursprung abgekoppelt und wird überall auf der Welt angewandt, um ethnische und nationale Identitäten wieder aufleben zu lassen. Es ist gut möglich, dass Großbritannien so etwas wie eine ethnische Balkanisierung durchmachen wird. Schottische und Walisische Nationalparteien, bis vor kurzem rein folkloristische Attraktionen, bekommen nun neuen Glanz und werden gegen den inneren Imperialismus der „Englishness“ eingesetzt. Diese Rückkehr zu einer postmodernen Ethnizität sieht sich selbst, zumindest was die führenden Persönlichkeiten betrifft, als „jenseits von Rechts oder Links“. Aber in dieser Hinsicht hatte Theodor W. Adorno Recht, als er sagte: *Jeder der denkt, er stünde jenseits von Rechts oder Links, steht Rechts.*

### 3.2 Globalismus

Das Ende des Kommunismus und der Triumphzug des Weltmarkts haben einen neuen Mythos entstehen lassen: *den Mythos der unteilbaren Freiheit*. Dementsprechend sind die ökonomische Freiheit, das ist die Liberalisierung des Marktes, und die politische Freiheit, das sind Formen der demokratischen Selbstbestimmung und die kulturelle Anerkennung der Andersheit der Anderen, eine Art siamesische Zwillinge. Die Errichtung des Weltmarktes wird, als ein Fall inhärenter Logik, die Errichtung von Demokratie, Pluralität und Zivilität mit sich führen. Als Symbol für diesen Glauben steht der „amerikanische Traum“, der anderen Ländern und Kulturen oft eher als Alptraum erscheint. Auf jeden Fall steht zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Geschichte auf der Seite der Freiheit. Nicht zuletzt gehen der technologische und der ökonomische Fortschrittsglaube Hand in Hand. Auf einen einfachen Nenner gebracht, könnte man



sagen: Wer Zugang zum Internet hat, wird dadurch automatisch zum Weltbürger. Möchte man dieses Argument etwas differenzierter darstellen, könnte man sagen: Damit die Märkte jetzt und in der Zukunft funktionieren, müssen Computer und alle Arten von Kommunikations- und Informationstechnologien die ökonomische Landschaft neu gestalten. Eine unbeabsichtigte Nebenfolge dieser Entwicklung ist die Aushöhung der staatlichen Informationskontrolle und der Machtzuwachs der Bürger. Dadurch werden die auf ökonomisches Wachstum und Überfluss hin orientierten Regierungen gezwungen, früher oder später politische Freiheiten zu gewähren.

Dieser Entwicklungsoptimismus steht in krassem Gegensatz zu den Fakten. Denken wir nur an die anhaltende Bedeutung, ja sogar Rückkehr des Nationalismus und der Bewegungen der ethnischen Selbstbestimmung. Aber auch die historische Erfahrung spricht dagegen. Um den Internetoptimismus einschätzen zu können, kann es dienlich sein, sich vor Augen zu führen, dass vor fünf Jahrhunderten etwas ganz Ähnliches passierte, nachdem Johannes Gutenberg in Europa die Druckerpresse eingeführt hatte. Es ist schon wahr: Die Erfindung des Buchdrucks und der Beginn des Buchhandels stellten eine Herausforderung für die alten Mächte in Europa dar. Luthers Reformation, welche die Autorität der Katholischen Kirche erschütterte, wäre ohne den Buchdruck und den Buchhandel nicht möglich gewesen. Aber wir sollten darüber nicht die Gegenwirkungen aus den Augen verlieren: Absolutistische Mächte haben sich auch in den Jahrhunderten nach Gutenbergs Erfindung etabliert.

Es gibt einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den Ideologien des 20. Jahrhunderts – Sozialismus, Faschismus und Kommunismus – und der heute vorherrschenden Ideologie des Globalismus. Die ersteren entfalteten Begeisterungskraft, die dem Globalismus fehlt. Er kann als Ideologie die Massen weder motivieren noch mobilisieren. Die neuen neoliberalen Kreuzritter predigen: Man muss sich anpassen, „schrumpfe, sei flexibel und im Internet“. Aber genau damit wird kein neues Zugehörigkeits-, Solidaritäts- oder Identitätsgefühl erzeugt. Das Gegenteil ist der Fall: Die Ideologie des Freien Markts höhlt die Demokratiepoltik und demokratische Identitäten aus. Die deutschen Konservativen hatten einmal einen umstrittenen Wahlslogan: „Sozialismus oder Freiheit“. Für den zukünftigen Gebrauch könnte man ihn adaptieren: Der Konflikt „*Freiheit oder Kapitalismus*“ (Beck, Willms 2000) ist heute unter der Oberfläche vieler politischer Argumente schon fühlbar. Der globale Kapitalismus *bedroht* die Kultur der demokratischen Freiheit, indem er soziale Ungleichheiten radikalisiert und die Prinzipien der nationalstaatlich definierten sozialen Gerechtigkeit und Sicherheit aufhebt. In diesem Sinn ist der Globalismus ein mächtiger Gegner kosmopolitischer Gesellschaften.

Max Weber entwickelte dank seiner eigenen Familiengeschichte sehr früh in seiner Laufbahn ein Bewusstsein für die durch den Weltmarkt und die Weltwirtschaft ge-

stellten Herausforderungen. Trotzdem wurde er von seinen konzeptuellen und politischen Strategien in einen unauflösbaren Widerspruch verwickelt. Obwohl Weber die multi-ethnische Basis der Weltwirtschaft klar erkannte, hielt er es für den deutschen Arbeitsmarkt für notwendig, einen ethnischen Ausschluss zu fordern. Auf dem Gebiet des ethnisch deutlich inhomogenen Deutschen Reiches wollte der junge Weber den Niedriglohn-Wettbewerb der Saisonarbeiter – hauptsächlich Italiener und russische Polen – restriktiv behandelt sehen oder ausschalten. Seine Theorie des Rationalismus des industriellen Kapitalismus war also kombiniert mit einer irrationalen Germanisierungspolitik. Heute sind wir wieder von dieser Form der widersprüchlichen Kombination von Nationalismus und (Neo-)Liberalismus bedroht. Folgendes Szenario ist nicht im Geringsten unwahrscheinlich: Es kommen Regierungen an die Macht, die nach außen – in Bezug auf die Weltmärkte – anpassungsfähig, nach innen jedoch autoritär sind. Der Neoliberalismus kümmert sich um die Globalisierungsgewinner; für die Verlierer werden Ausländerängste geschürt, und es wird ihnen in Dosen das Gift des Rassismus verabreicht. Grob gesagt: Das Modell Blair und das Modell Haider als eine Art europäischer Arbeitsteilung.

### *3.3 Demokratischer Autoritarismus*

Es wäre ein schwerer Fehler, das Ausmaß einerseits der Schwächung des modernen Staates in Bezug auf seinen realen Handlungsspielraum und seine demokratischen Eigenschaften und andererseits seinen Machtzuwachs in Bezug auf autoritäre Handlungsmöglichkeiten zu unterschätzen. Die Möglichkeiten schwinden, auf demokratische Weise einen Konsens herzustellen. Die staatlichen Möglichkeiten, Entscheidungen zu erzwingen – der innere kombinierte Einsatz von Heer, Gesetz und informationstechnologischer Kontrolle – wird modernisiert und ausgeweitet. Das heißt, dass es möglich ist, den Verlust an demokratischer Macht mit autoritären Mitteln zu kompensieren – und dabei die demokratische Fassade aufrechtzuerhalten. Das ist mit demokratischem Autoritarismus gemeint. Warum soll man eigentlich nicht den Kapitalismus ohne Demokratie wagen? Warum nicht einfach die Ecken der ohnehin veralteten Institutionen der Nationalstaatsdemokratie abschlagen, das heißt, sie „reformieren“, damit die großen Probleme der Zukunft – Arbeitslosigkeit, Renten und Umwelt – endlich technisch effizient gelöst werden können? Wenn die jugendliche Gewaltbereitschaft weiterhin steigt, warum soll man dann nicht dem Ordnungsstaat den Vorzug geben und die Übeltäter mit öffentlichen Schlägen bestrafen? In einer solchen Welt gäbe es noch immer Platz für Liberale. Sie würden sich zweifellos damit brüsten, auf maximal fünfzehn Schlägen und freier Arztwahl bestanden zu haben.

Die politische Verführungskraft des demokratischen Autoritarismus liegt in seiner

Vereinbarkeit mit der Modernisierung. Globalisierung verwandelt die Demokratie und die Politik in Zombies – warum soll man weiterhin einer kosmopolitischen Demokratie hinterherjammern? Moralität wird durch das technologisch Mögliche bestimmt. Nicht umgekehrt. Diese Art von Realismus fördert das Auftreten von Gewissensbissen. Im Zuge der Goldgräberstimmung, angeregt durch beispielsweise Fortschritte in der Humangenetik, wird die Beweislast umgekehrt, als wäre dies die natürlichste Sache der Welt: weiter bestehende moralische Zweifel müssen sich selbst rechtfertigen und nicht der Verlust an moralischen Schranken.

Die Kombination von ethnischem Nationalismus und demokratischem Autoritarismus ergibt in Summe einen schweren Angriff auf die Freiheit. Gleichzeitig fördert und stärkt sie aber in einer dialektischen Wendung auch kosmopolitische Bewegungen. Deshalb ist es so wichtig, am Beginn neuer politischer Projekte auf der Freiheit zu beharren, durch die offene Gesellschaften als kosmopolitische Gesellschaften neu definiert werden. Es bedarf der Erfindung des Politischen für das globale Zeitalter als Herausforderung an die politische Theorie sowie in pragmatischen Macht- und Organisationsbegriffen (Beck 2002). Das Kommunistische Manifest wurde vor 150 Jahren veröffentlicht. Heute, am Beginn des neuen Jahrtausends, ist ein *Weltbürger-Manifest* fällig (Beck 1998). Die Schlüsselidee des Weltbürger-Manifests lautet: Wir leben in einem Zeitalter, das gleichzeitig global, individualistisch und moralischer ist, als wir annehmen. Jetzt müssen wir uns zusammenfinden, um eine kosmopolitische Weltpolitik zu schaffen. Es gibt eine neue Dialektik von globalen und lokalen Fragen, die durch das Raster nationaler Politik fallen. Diese Fragen stehen schon auf der politischen Tagesordnung, in den Orten und Regionen, in den Regierungen und öffentlichen Bereichen, national und international. Aber nur in einem transnationalen Rahmen können sie richtig gestellt, diskutiert und gelöst werden. Deshalb muss die Politik transnational neu erfunden werden, beispielsweise in der Form von *Weltbürgerparteien*. Sie repräsentieren transnationale Interessen transnational, arbeiten aber auch innerhalb der Arenen der Nationalpolitik. Sie sind deshalb sowohl pragmatisch als auch organisatorisch nur als national-globale Bewegungen *und* kosmopolitische Parteien möglich. Wie werden Parteien der Weltbürger möglich und mächtig? Letzten Endes kann diese Frage nur beantwortet werden, wenn Menschen danach fragen und zuhören – im Raum politischen Experimentierens.

#### Anmerkung

- 1 Diese Vorstellung entwickelte ich in einem Gespräch mit Barbara Adam – ich danke ihr sehr dafür, dass sie an der Münchener Universität geblieben ist und manchmal ihre *Zeit* mit mir verbringt.

Übersetzung aus dem Englischen von Gerda Geyer

## Literatur

- Albrow, M., *The Global Age*. Cambridge 1995.
- Beck, U., *Cosmopolitan Manifesto*, *New Statesman*, 20 March 1998.
- Beck, U., *Was ist Globalisierung?* Frankfurt/Main 1998.
- Beck, U. im Gespräch mit J. Willms, *Freiheit oder Kapitalismus*. *Gesellschaft neu denken*. Frankfurt/Main 2000.
- Beck, U., *The Cosmopolitan Perspective: Sociology of the Second Age of Modernity*, in: *British Journal of Sociology*, 51/1 (2000a), 79–106.
- Beck, U., *World Risk Society*. Cambridge 2000b.
- Beck, U., Bonß, W., Lau, C., *Theory of Reflexive Modernisation*. Munich 2001 (unveröffentlichtes Manuskript).
- Beck, U., *Rooted Cosmopolitanism*, in: Beck, U., Sznaider, N. (Eds.), *Global America? 2001a* (in Druck).
- Beck, U., *Cosmopolitan Social Science: Redefining 'Power' for the Global Age*. Lecture for the New School of Social Research, April 2001b.
- Beck, U., *Risk and Power: The Loss of Confidence and the Fragility of Global Markets in the Global Risk Society*. Lecture for the Harvard University, April 2001c.
- Beck, U., *Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter*. *Neue weltpolitische Ökonomie*, Frankfurt/Main 2002.
- Beck-Gernsheim, E., *Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften*. Frankfurt/Main 2000.
- Billig, M., *Banal Nationalism*. London 1994.
- Dahrendorf, R., *Whatever Happens to Liberty?*, *New Statesman*, Sept. 6 (1999), 25–27.
- Giddens, A., *Beyond Left and Right*. Cambridge 1994.
- Habermas, J., *Die postnationale Konstellation*. *Politische Essays*. Frankfurt/Main 1998.
- Hacohen, M. H., *Karl Popper. Jewish Identity and Central European Culture*, in: *The Journal of Modern History*, 71 (1999), 105–149.
- Held, D., McGrew, A., Goldblatt, D., Perration, J., *Global Transformations*. Cambridge 1999.
- Kant, I., *Kritik der Reinen Vernunft*. In: *Werke* (hrsg. von W. Weischedel), Frankfurt/Main 1977.
- Kaufmann, J.C., *Schmutzige Wäsche*. Konstanz 1994.
- Nietzsche, F., *Menschliches, Allzumenschliches*. In: *Sämtliche Werke* (hrsg. von G. Colli und M. Montinari), Berlin, New York 1980.
- Latour, B., *Das Parlament der Dinge: Naturpolitik*. Frankfurt/Main 2001.
- Levy, D., Sznaider, N., *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*. Frankfurt/Main 2001.
- Ong, A., *Flexible Citizenship: The Cultural Logics of Transnationality*. Durham, London 1999.
- Park, R. E., *The Marginal Man*. Chicago 1928.
- Robertson, R., *Globalization: Social Theory and Global Culture*. London 1992.
- Rosenmayr, L., *Die Schnüre vom Himmel*. Wien 1992.
- Sassen, S., *New Frontiers Facing Urban Sociology at the Millennium*, in: *British Journal of Sociology*, 51/1 (2000), 143–160.
- Shaw, M., *Historical Sociology and the Global Transformation*, in: Parlan, R. (Eds.), *Global Political Economy*. London, New York 2000, 229–241.
- Therborn, G., *At the Birth of Second Century Sociology: Times of Reflexivity, Spaces, and Nodes of Knowledge*, in: *British Journal of Sociology*, 51/1 (2000), 37–57.
- Tomlinson, J., *Globalisation and Culture*. Cambridge 1999.
- Urry, J., *Sociology Beyond Societies*. London, New York 2000.

**Malcolm Johnson**  
**Alternstheorien und sozialer Wandel**

*1. Die Gerontologie: Entwicklung und Fehlentwicklung*

Das Wort Altern ist ein zweideutiger Begriff. Einerseits bezeichnet es den Vorgang des Älterwerdens, andererseits wird das Wort Altern gleichbedeutend mit „alt“, also häufig als Synonym für Altsein verwendet. Für Regierungen und politische Entscheidungsträger ist das Altern der Vorbote für die wachsende Bevölkerungsgruppe älterer Menschen, die sich bereits im Ruhestand befinden und den Steuerzahlern steigende Kosten in den Budgets für Gesundheit, soziale Dienstleistungen und Sozialversicherung verursachen.

Welche sind die Verbindungen zwischen Alternstheorien und dem Verständnis für den sozialen Wandel? Ich meine, dass das Fach Gerontologie sich seit jeher zu stark mit dem hohen Alter und den damit verbundenen Krankheiten beschäftigt – zum Nachteil der Theorie und des mit dem Altern einhergehenden sozialen Wandels. Natürlich soll all jenen gehörige Anerkennung gezollt werden, die sich über Jahre hinweg der soziologischen Herausforderung des individuellen und sozialen Wandels gestellt haben. Aber es gibt guten Grund, über den unterentwickelten Stand auf dem Gebiet der Alternstheorie besorgt zu sein.

Bevor wir zu den wissenschaftlichen Themen übergehen, möchte ich auf die Sozialkonstruktion des Alterns im Sozialdiskurs und in den öffentlichen Medien eingehen. In diesem Zusammenhang bedeutet das Wort Altern beinahe immer, dass sich die Person, die Idee, das Gebäude, das Flugzeug, das Schlachtschiff, der Fußballstar, der Filmschauspieler oder der Premierminister in steilem Abstieg befindet, „hinüber“ ist. Unausweichlich ist damit der Vorwurf verbunden, dass wer oder was auch immer als alternd bezeichnet wird, sämtliche Defizite an menschlicher oder mechanischer Leistung aufweist, die zum Stereotyp des hohen Alters dazugehören. Allgemein transportiert diese Formulierung körperliche Schwäche, schlechte Gesundheit, verminderte intellektuelle Fähigkeiten, Abhängigkeit, relative oder absolute Armut, die Unfähigkeit, Neues zu erlernen, den Verlust der sexuellen Begierde – und diese Aufzählung ist nicht vollständig. Wir sind also daran gewöhnt, in den Zeitungen zu lesen, dass vormals bedeutende Künstler, Schriftsteller, Intellektuelle und Politiker, die den Zenit ihrer Beliebtheit oder Macht überschritten haben, sich nunmehr im Reich der Altersschwäche befinden. Mick Jagger wird häufig als „ein alternder Rocksänger“ bezeichnet – Jagger ist Anfang sechzig –, und es ist offensichtlich, dass er nichts von seiner sprühenden Energie eingebüßt hat und sich trotz seines regen Privatlebens noch immer beklagt: „*I can't get no satisfaction*“.

Wir könnten genausogut hören, dass Leopold Rosenmayr mit Mitte siebzig ein alternder Soziologe und Gerontologe ist. Dennoch ist er intellektuell genauso stark und akademisch produktiv wie in den Siebzigerjahren, als ich ihn kennen lernte.

Wir wissen, dass die noch immer vorhandenen Stereotypen schwer angekratzt sind – obwohl der letztlich steile Abstieg in die Abhängigkeit, die wir heute als das vierte Alter bezeichnen, für diejenigen, die sie erleben, eine schmerzvolle Realität bleibt. Gleichzeitig haben Altersforscher mit der Skizzierung einer großen Spannbreite an Stilen und Leistungsfähigkeit einen wichtigen Beitrag für das gelebte höhere Alter geleistet. Und damit meinen wir wohl eher über achtzig als fünfundsechzig Jahre, wie in früheren Zeiten.

Letzteres soll uns daran erinnern, dass Altersforscher den chronologischen Zeitablauf nicht ändern können und viele Erfahrungsmuster an den Strom der Zeit gebunden bleiben. Das Wesen dieser Gebundenheit wird jedenfalls durch die Tatsachen verzerrt. So gehen olympische Turner mit siebzehn Jahren in Pension, Läufer mit achtundzwanzig, Hochspringer und Fußballer mit Mitte dreißig. Am anderen Ende des Spektrums behielten Künstler (Picasso und Barbara Hepworth sind gute Beispiele) ihre kreative Schaffenskraft bis ins höchste Alter. Schriftsteller und Intellektuelle machen genauso weiter wie Politiker – Konrad Adenauer, Ronald Reagan – und: „Alte Professoren sterben nicht – sie verlieren lediglich ihre Fakultät.“

Wenn Theorie etwas ist, das losen Wissens- und Ideenbeständen Bedeutung verleiht, dann besteht eine wichtige theoretische Aufgabe darin, Rahmenkonzepte für die sich durch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch vollziehenden Aufsehen erregenden Veränderungen in der Demografie und der persönlichen Erfahrungswelt zu finden. Bevor ich zur Darlegung der von mir so benannten „Dehnung des Lebenslaufs“ übergehe, möchte ich zwei wichtige Fragen stellen. Erstens: Warum haben Gerontologen so viele Daten erhoben und so wenig Theorie gebildet? Und zweitens: Warum sind die uns zur Verfügung stehenden Theorien so unzulänglich?

Die Sozialgerontologie ist wie die Geriatrie als eigenes Forschungsgebiet ein Produkt der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es wurde zwar auch vor dem Zweiten Weltkrieg wichtige Arbeit geleistet, aber erst nach dem Kriegsende nahm der Wissenszuwachs eine erkennbare Form an. Die Zeitschrift „*Geriatrics*“ erschien ab 1940 und die „*Gerontological Society of America*“ wurde 1945 gegründet; im selben Jahr wurde die erste Ausgabe des „*Journal of Gerontology*“ publiziert. In britischen Spitälern begannen sich Ärzte in den späten Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts auf die Behandlung älterer Menschen zu spezialisieren; Lord Amulree und Marjory Warren waren Pioniere auf diesem Gebiet. Sozialwissenschaftler und Psychologen publizierten die ersten forschungsgestützten Bücher. Zu den bedeutenden Publikationen zählen in den USA Pollacks „*Social Adjustment in Old Age*“ (1948), „*Older People*“ von Havighurst und Albrecht (1953) und in Großbritannien die beiden Hauptwerke von Peter Townsend, „*The*

*Family Life of Old People*" (1957) und „*The Last Refuge*" (1962). In den Niederlanden führte der Psychologe Joep Munnichs bereits Feldforschungen durch, ebenso wie Hans Thomae und Ursula Lehr in Deutschland und Leopold Rosenmayr in Österreich. Diese ersten Arbeiten beschäftigten sich geradezu selbstverständlich mit den Problemen des Alters. Während sich die Geriatrie mit Schlaganfällen, Stürzen, Infektionen und der Biologie des körperlichen Verfalls beschäftigte, erforschten Sozialgerontologen soziale Isolation, Armut, die offensichtlich rückgängige Familienunterstützung, unangemessene Wohnverhältnisse, die schlechte Qualität von Pflege- und Altersheimen, die Beeinträchtigung kognitiver Funktionen, Geisteskrankheit, Witwenschaft, Verluste und Trauerfälle. Das Krankheitsmodell war für die Ausweitung der gesamten Gerontologie bestimmend; erst seit rund zehn Jahren wird in der Literatur „normales“ und positives Altern ernst genommen. Der Band „*Successful Aging. Perspectives from the Behavioural Sciences*" (1990) von Baltes und Baltes war ein Meilenstein und bestärkte die ganzheitliche Altersforschung durch die gesamte Lebensspanne hindurch.

Die Gerontologie wurde – wie viele andere Subdisziplinen der Nachkriegszeit – weithin angewandt und nahm sich empirisch der als vordringlich gesehenen Probleme an. Dasselbe galt für die gleichzeitig stattfindende Ausweitung der Kriminologie, der Gesundheits- und Krankheitssoziologie, der Stadtforschung und der Psychologie von Lernunfähigkeit (geistige Behinderung). Einerseits entsprang dies dem verständlichen Bedürfnis von Wissenschaftlern, mit ihren Studien die Politik zu beeinflussen und zugunsten älterer Menschen zu wirken. Andererseits war die Finanzierung von Studien auf diesen neuen Gebieten nur gewährleistet, wenn man schon bekannte und anerkannte soziale Themen erforschte. Die Behandlung von Alter(n) als das eigentliche Thema ernsthafter Forschung verlangte von den Wissenschaftlern jeder einzelnen beteiligten Disziplin, viel vom jeweils vorhandenen akademischen Gepäck mitzuschleppen. Das bedeutete, dass die erste und zweite Forschergeneration zwar nicht den theoretischen und konzeptuellen Aspekt des Alterns vernachlässigten, aber sie verwerteten größtenteils theoretische Begriffe wieder, die schon Bestandteile des erweiterten Diskurses ihres jeweiligen Fachgebiets waren. Die Soziologen beschäftigten sich folglich mit Rollentheorie, Familien- und Generationenbeziehungen, Klasse, Status, Macht und Netzwerken. Das kann man anhand der bemerkenswert visionären Erstausgabe des „*Handbook of Aging and Social Sciences*" (1976) von Binstock und Shanas erkennen. In 25 Kapiteln legte es die Sozialgerontologie zu einem Zeitpunkt dar, als diese als ein eigenes Wissensgebiet noch im Entstehen war. Außerdem beinhaltet es vorwegnehmend Beiträge zu damals erst aufkommenden Themen, die sich später zu wichtigen Bereichen der Subdisziplin entwickelten. Der Beitrag von Peter Laslett lenkte die Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Alterns weltweit und beinhaltete prägende Aussagen über die historische Demografie – die Geschichte der Bevölkerungsstrukturen.

Wissenschaftliche Gegenstände wandeln sich ständig und wachsen; deshalb kann keine endgültige, die Parameter dauerhaft festlegende Aussage getätigt werden. Das trifft insbesondere auf die Sozialgerontologie zu, da ihre dynamischen Hauptthemen, Altern und Wandel, jeden einzelnen Aspekt der *Conditio humana* durchdringen. Kein einziges der bestehenden Wissensgebiete bleibt von den Auswirkungen der demografischen Revolution unberührt. Die weltweit gestiegene Lebenserwartung der Menschen bewirkt eine strukturelle Veränderung enormen Ausmaßes. Sie umfasst selbstverständlich sämtliche medizinischen Grundwissenschaften und die angewandte Medizin sowie die etablierten Sozial- und Politikwissenschaften. Aber sie dringt auch in die Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie, das Recht, die Technik und sogar in scheinbar bezugslose Fächer wie die Veterinärmedizin vor (Tiere als Gefährten älterer Menschen).

Nun zur zweiten Frage, die lautete: Warum sind die uns zur Verfügung stehenden Theorien so unzulänglich? Besteht Anlass zu Sorge? Welche sind die Folgen einer lückenhaften Theorie für die zukünftige Wissensentwicklung in der Gerontologie? Diese Fragen sind am Beginn des 21. Jahrhunderts von besonderer Wichtigkeit, da sich in der jüngsten Zeit einige grundlegende Herausforderungen für die Wissenschaft und die Wissensentwicklung herauskristallisiert haben. Ein Beispiel: John Horgan behauptet in seinem Buch *„An den Grenzen des Wissens: Siegeszug und Dilemma der Naturwissenschaften“* (1997), dass die wichtigsten und aufregendsten wissenschaftlichen Entdeckungen hinter uns liegen; der Grund dafür liege zum einen in unserer Unfähigkeit oder mangelnden Bereitschaft, vorhandenes Wissen zusammenzuführen. Thomas Kuhn schrieb in *„Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“* ([1962] 1996), dem wahrscheinlich meistzitierten Buch über das Zustande- oder Nichtzustandekommen wissenschaftlichen Fortschritts, dass ein großer Teil der „normalen Wissenschaft“ sich darauf beschränke, so genannte „Aufräumarbeiten“ durchzuführen: das Einfügen von empirischen Details, das Lösen relativ trivialer Rätsel und die Suche nach praktischen Anwendungsmöglichkeiten für bestehendes Wissen. Auf das Altern angewandt, könnte Kuhns Kritik für die Beobachtung relevant sein, dass die Gerontologie *„reich an Daten, aber arm an Theorie“* ist; deshalb stehen Wissenschaftler und Praktiker vor *„vielen empirischen Verallgemeinerungen, aber unausgereiften Erklärungen, auf denen die weiterführende Forschung aufbauen könnte“*. Eine weitere Form der Herausforderung an die Theorie – und die wissenschaftliche Methodik an sich – entsteht aus der wachsenden Bedeutung der kritischen Wissensanalyse in den vergangenen fünfzig Jahren. Die Perspektive der „kritischen Theorie“, die vor allem auf die durch Jürgen Habermas (1968) vertretene Frankfurter Schule der Epistemologie zurückgeht, hinterfragt den Positivismus und die dem Szientismus gemäße Suche nach Naturgesetzen als eine Hauptquelle der Erkenntnis. Das Verständnis der *Bedeutungen* (das Habermas als *„hermeneuti-*



*schelhistorische Erkenntnis*“ bezeichnete) und die Analyse von *Herrschaft und Einschränkung* in sozialen Kräften (als „*kritische Erkenntnis*“ bezeichnet) sind für das Verständnis von Erscheinungen ebenso wichtig wie „*objektive Erkenntnis*“. Diese Themen sind in dem intellektuellen Diskurs zentral, der als „postmoderne“ Bewegung bekannt wurde (Lyotard 1984; Rorty 1991). Die Postmodernen bezweifeln die Theorierelevanz – ja sogar die Möglichkeit der Existenz einer nützlichen Theorie – aufgrund der inhärenten Relativität der beobachteten Erscheinungen und der unausweichlichen Subjektivität der jeweils Forschenden (Brown 1986). Auf die Gerontologie angewandt, konzentriert sich die Kritik auf die bemerkenswerte Vielfalt der Alterserscheinungen und die Gefahren eines wissenschaftlichen Reduktionismus im Versuch, diese zu erklären. Manche vertreten auch den Standpunkt, die Gerontologie, die Altersforschung, solle als Handwerk oder möglicherweise als Anwendungsfeld betrachtet werden – jedoch bestimmt nicht als eine Wissenschaft. Der Grund dafür liegt in der inhärent subjektiven Natur unserer Untersuchungen über Altern, Sterben und Tod: keines dieser Themen kann auf rein wissenschaftliche oder theoretische Fragestellungen reduziert werden (Katz 1996).

## 2. Der Theoriestand in der heutigen Gerontologie

In der Gerontologie scheinen sich viele Wissenschaftler und Praktiker relativ wenig um Alternstheorien zu scheren. In der Altersbiologie z. B. sind viele Wissenschaftler auf empirische Altersmodelle auf der Ebene von Zellen oder Molekülen spezialisiert und überlassen die integrativen Alternstheorien anderen Forschern. In der Alterspsychologie ging die Anwendung von Versuchsmodellen zu Altersunterschieden nicht Hand in Hand mit ähnlichen Anstrengungen zur Integration der Forschungsergebnisse in die Theorie (Birren, Birren 1990; Salthouse 1991). Auch in der Alterssoziologie gab es eine Zunahme an empirischen Analysen, aber einen Rückgang in der Bemühung um theoretische Erklärung so wichtiger Phänomene wie beispielsweise die Folgen des Alterns der Bevölkerung, der sich ändernde gesellschaftliche Status älterer Menschen, die sozialen Altersprozesse in komplexen und sich wandelnden Gesellschaften und die wechselseitige Abhängigkeit der Altersgruppen im Generationenvertrag.

### 2.1 Das Problem der Theorieentwicklung in der Gerontologie

Möglicherweise denken manche, das Problem der Theorie in der Gerontologie bestehe heute darin, dass einige wenige fehlgeleitete Gerontologen noch immer ihre Energien in dem Versuch verschwenden, Alternstheorien zu entwickeln. Vielleicht ist die

Theorie ein Arbeitsgebiet für Lehnstuhl-Akademiker, die über zu viel Zeit verfügen. Diese Meinung ist verständlich, denn die Theorie wird derzeit in der Gerontologie und im Allgemeinen in der Wissenschaft in vielfältiger Weise falsch eingesetzt. So wird Theorie häufig als Gegensatz zu den „Fakten“ und als hochtrabende Spekulation angesehen. Außerdem kann der Wunsch nach spezifischen Lösungen auf drängende Fragen, mit denen ältere Menschen konfrontiert sind, die Theorie zu einer überflüssigen Abstraktion von praktischen Problemen werden lassen. Die schärfste Kritik kommt allerdings von den Postmodernen: Sie behaupten, es gebe keine objektive Wahrheit oder Realität, auf die man zusteuern könne. Theoretisieren bedeute demnach, sich an Strohhalme zu klammern.

In der relativ kurzen Geschichte der Gerontologie als wissenschaftliche Altersforschung – sie umfasst nur ein halbes Jahrhundert kontinuierlicher empirischer Forschung – veranlassten die Zweifel bezüglich der Bedeutung der Theorie einige Forscher dazu, die Theorie durch empirische Modelle zu ersetzen, während andere sich von der Theorie gänzlich lossagten. Diese Reaktionen führten dazu, dass der theoretische Dialog über Alter und Altern durch empirische Monologe ersetzt wurde. Ein Beispiel: Eine unlängst durchgeführte Studie listete Artikel zum Thema Alterssoziologie auf, die zwischen 1990 und 1994 in acht wichtigen Fachzeitschriften publiziert wurden (Bengtson, Burgess, Parrot 1997). Mit 72% bezog sich der allergrößte Teil aller angeführten Publikationen im Bericht einschlägiger „Ergebnisse“ auf *keinerlei* Theorie-Tradition in der Literatur. Man kann daraus schließen, dass *„the ad hoc, descriptive, model-based (rather than explanatory or theory-based) approach to research is ineffectual, over time“* und dass *„if authors, journal reviewers, and editors ignore the need for explicit explanation in data analyses, it is not likely that we will achieve much cumulative knowledge development in social gerontology“* (Bengtson, Burgess, Parrott 1997, 75). Das führte zu dem unerfreulichen Zustand, dass die aktuelle gerontologische Forschung eine große Menge empirischer Verallgemeinerungen ansammeln kann, ohne dass parallel integriertes Wissen entwickelt würde. Die Entwicklung von Erklärungen – Theorien – hat jedoch für die Vielzahl an Themen zentrale Bedeutung, mit denen sich Gerontologen in den nächsten Jahrzehnten auseinander setzen werden.

## 2.2 Was Gerontologen zu erklären versuchen

Gerontologen – seien sie Wissenschaftler, Praktiker oder politische Entscheidungsträger – haben es beim Versuch der Analyse und des Verstehens von Alterserscheinungen mit drei allgemeinen Problemsträngen zu tun. Der erste Themenstrang sind die Alten: die Populationen, die als Ältere im Sinne ihrer Lebensspanne oder Lebenserwartung gelten, handle es sich nun um Mäuse im Versuchslabor oder um Menschen als Mit-

glieder der Gesellschaft. Der Löwenanteil der gerontologischen Forschung konzentrierte sich in den vergangenen Jahrzehnten auf die funktionalen Probleme älterer Populationen, die sich in menschlichen Begriffen als medizinische Unzulänglichkeit oder als Hindernisse für ein unabhängiges Leben äußern.

Ein zweiter Problemstrang betrifft das Altern als Entwicklungsprozess, der im Lauf der Zeit stattfindet. Hier liegt der Schwerpunkt darauf, wie die Individuen einer Spezies aufwachsen und alt werden – die Prozesse der Entwicklung, des Wachstums und des Altwerdens im Verlauf der Zeit – und die biologischen, psychologischen und sozialen Aspekte dieses Prozesses, einschließlich seiner unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Folgen. Um die Fragen der Alterungsprozesse angehen zu können, bedarf es Longitudinalstudien; bedauerlicherweise beruhen die meisten Alternsstudien noch immer auf Querschnitten. Aber die Probleme alter Menschen sind untrennbar mit Themen verbunden, die mit dem Altern als Prozess im Zusammenhang stehen.

Ein drittes Problem betrifft die *Erforschung des Alters* als Struktur- und Verhaltensdimension innerhalb einer Spezies. Diese Dimension ist eindeutig von Interesse für Soziologen und andere Sozialwissenschaftler, die sich mit menschlichen Populationen und der von ihnen geschaffenen und veränderten Sozialorganisation beschäftigen. Dabei spielen altersabhängige Muster der Geburt, der Sozialisation, des Eintritts in den Erwachsenenstatus, des Ruhestands oder des Todes innerhalb der menschlichen Gemeinschaft eine Rolle. Sie müssen erklären, in welcher Weise das Alter in den sozialen Institutionen berücksichtigt wird; die Beispiele umfassen den Arbeitsmarkt, den Ruhestand, die Pensionssysteme und die Gesundheitseinrichtungen. Es ist dies aber auch ein Forschungsbereich von Zoologen, Primatenanthropologen und Evolutionsbiologen: Sie beobachten die Bedeutung des Alters als Organisationsprinzip im Verhalten – und für das Überleben – vieler Spezies (Wachter, Finch 1997).

Ich habe mich bisher, wenn auch nur oberflächlich, mit den Problemen der Theorieentwicklung auseinander gesetzt. Jetzt möchte ich zum Altern und zum sozialen Wandel übergehen.

### 3. Altern und sozialer Wandel – zwei Arten des Zugangs

#### 3.1 Die biografische Perspektive

Die einen sehen das individuelle menschliche Altern als eine Abfolge zusammenhängender Lebenskarrieren und nehmen damit eine biografische Perspektive ein. Solche Wissenschaftler (zu denen unter anderem Leopold Rosenmayr und Martin Kohli gehören) versuchen, die Lebens- und Alternsdynamiken retrospektiv zu verstehen. Wird

diese Arbeit mit *oral history* verbunden, erhält sie eine soziale Dimension, die eine gewisse Bedeutung für die Erforschung des sozialen Wandels hat. Selbst als Praktiker würde ich diese Beziehung aber kaum als stark bezeichnen.

### 3.2 Modernisierungstheorie

Die Modernisierungs- und Alternstheorie gehört zu den wenigen Theorien in der Sozialgerontologie, die *explizit* die Erklärung von Wandlungsprozessen zum Thema hat. Sie versucht ausdrücklich, die Auswirkung des gesellschaftlichen Wandels auf den Status älterer Menschen und die ihnen gegebene Unterstützung zu erklären. Die Grundaussage der Modernisierungs- und Alternstheorie lautet: Der Rückgang des Status älterer Menschen und der Unterstützung, die sie erfahren, sei die Folge von Industrialisierung und Urbanisierung. Diese Auffassung von Modernisierung – sie wurde von Ernest W. Burgess in den Sechzigerjahren und später von Donald Cowgill in den Siebzigerjahren formuliert – beruht auf zwei Grundannahmen. Zum einen auf der *Vorhersage* über das sich verschlechternde „Los“ älterer Menschen im Zuge der fortschreitenden „Modernisierung“ im Westen und in den Entwicklungsländern. Zum anderen auf der *Interpretation* und *Erklärung* von beobachteten Unzulänglichkeiten und Rückgängen in der Familienunterstützung für ältere Menschen. Beide Grundannahmen spielten und spielen teilweise noch immer eine Schlüsselrolle in der Form der Diskussion über und die Sichtweisen auf die veränderte Situation älterer Menschen infolge des sozialen Wandels. Im Westen diente die Modernisierungs- und Alternstheorie anfänglich a) zur *Interpretation* anscheinend zunehmender Probleme älterer Menschen, die in den Nachkriegsjahren beobachtet wurden, b) zur *Erklärung* des historischen Rückgangs in der finanziellen Familienunterstützung für ältere Menschen in der wirtschaftlichen Übergangsphase im 19. Jahrhundert, die zur Einführung der staatlichen Pensionen am Beginn des 20. Jahrhunderts führten und c) zur *Vorhersage* von Änderungen (Verschlechterungen) in der Situation älterer Menschen im Zuge der beständigen Modernisierung westlicher Gesellschaften ab den späten Sechzigerjahren. Nach ihrer überzeugenden Widerlegung in der westlichen Forschungsdiskussion wird die Modernisierungstheorie heute zwar nicht mehr in der akademischen Diskussion, aber landläufig *noch immer* zur Erklärung aktueller Trends – wie die steigende Nachfrage nach institutioneller Betreuung oder die wachsende Zahl alleinlebender Menschen – herangezogen.

In den Entwicklungsländern diente die Modernisierungs- und Alternstheorie zunächst einmal zur Vorhersage des Schicksals älterer Menschen im Zuge der Fortschritte dieser Gesellschaften auf dem Weg zur „Modernisierung“ (ausgehend von der im Nachhinein betrachtet völlig falschen Annahme, „die Modernisierung in Entwicklungsländern“ würde, wie im Westen, Hand in Hand mit einem beständigen wirtschaftlichen

Wachstum und Fortschritt gehen). Im Moment bildet sie den Haupterklärungsstrang für die beobachtbare zunehmende Unzulänglichkeit der Familienunterstützung, die für eine wachsende Zahl älterer Menschen in Verwahrlosung und Armut mündet.

Sowohl im Westen als auch in den Entwicklungsländern standen und stehen der Erklärung des Rückgangs oder der Unzulänglichkeit in der Familienunterstützung Gegenargumente gegenüber, die eher auf einer Linie mit der Wirtschaftspolitik oder mit materialistischen Perspektiven liegen. Demnach wären Rückgänge und Unzulänglichkeiten in der Unterstützung die Folge der sich verschlechternden *wirtschaftlichen* Situation und der Armut der Bevölkerung und des daraus resultierenden *Unvermögens* der Jungen, für die Alten zu sorgen. Diese Kritik konzentriert sich auf die von der Modernisierungs- und Alternstheorie vorgebrachte Erklärung für festgestellte Unzulänglichkeiten oder Rückgänge in der Unterstützung (und weiterführend auch auf die von der rivalisierenden materialistischen Argumentation vorgebrachte Erklärung). Das Hauptargument lautet kurz gefasst: Die Erklärungen der Modernisierungstheorie (wie auch der rivalisierenden materialistischen Argumentation) sind konzeptuell und epistemologisch nur bedingt gültig und haben somit bislang nicht zu einem wirklichen Verständnis der Veränderungen in der Unterstützung für die Alten und deren Situation geführt – sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart, im Westen und in den Entwicklungsländern.

Die Kritik beruht auf vier Hauptpunkten:

*Erstens:* Zu Beginn ein vielleicht nicht so wichtiger, klärender Punkt. Die Modernisierungs- und Alternstheorie stellt letztlich keine ausdrückliche, systematische Erklärung zur Verfügung; sie erläutert nicht ihre Erklärungsmodelle für die Gründe oder die Mechanismen, auf denen der Rückgang an Unterstützung beruht. Durch die eingehende Analyse verschiedener Aussagen von Burgess und Cowgill und einiger der wichtigsten Quellen, auf die sie sich beziehen, kann man sich jedoch ein Bild darüber machen, auf welche ursächlichen Mechanismen sie schlossen. Die Modernisierungs- und Alternstheorie bringt in erster Linie eine idealistische Erklärung vor, die als die Hauptursache des Rückgangs die Schwächung der traditionellen Normen des Familismus und der Verpflichtung von Seiten der Kinder postuliert. Diese Schwächung beruht einerseits auf der Erosion der Normen an sich, die eine Folge von Säkularisierung und entstehendem Individualismus ist; andererseits beruht sie auf dem Status- und Machtverlust älterer Menschen, im Besonderen dem Verlust ihrer Macht zur Schaffung von Anreizen oder zur Sanktionsandrohung, um die Einhaltung dieser Verpflichtungen/Normen zu erzwingen. Der Machtverlust der Alten wird auf die Zunahme der Migration, der Bildung und der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Jungen zurückgeführt. Diese Schwächung der traditionellen Normen führte dazu – so die Modernisierungstheorie –, dass die Unterstützungsleistung für ältere Eltern vom Vorhandensein einer guten

emotionalen Beziehung zwischen ihnen und ihren erwachsenen Kindern abhängen, oder anders gesagt, vom *Wunsch* der Kinder, ihre Eltern zu unterstützen. Die Erklärung der Modernisierungstheorie für den Rückgang in der Familienunterstützung basiert auf der klassischen strukturell-funktionalistischen Interpretation als Grundlage für die Familienunterstützung in der „traditionellen“ Gesellschaft. Demnach werde die Unterstützung durch die Kinder aufgrund einer verbindlichen Verpflichtung der Kinder geleistet, deren Einhaltung mit Sanktionen erzwungen und durch den Erhalt von Gegenleistungen schmackhaft gemacht werde.

Zweitens: Die Erklärung der Modernisierungs- und Alternstheorie für den Unterstützungsrückgang weist zwei grobe strukturelle Schwächen auf. Sie erklärt nicht die zweifellos wichtige Rolle, die materielle Einschränkungen für die Entstehung und die Form des Unterstützungsrückgangs spielten oder spielen, und obwohl sie sich eindeutig auf den Unterstützungsrückgang durch die erweiterte Familie bezieht, erklärt sie tatsächlich nur die Unterstützungsrückgänge von Seiten der Kinder. Sie erläutert nicht, welche Mechanismen zum Unterstützungsrückgang durch Angehörige führen, die nicht die Kinder sind.

Drittens: Die Grundlage für diese konzeptuellen Schwächen ist eine schwerer wiegende grundsätzliche epistemologische Schwäche. Nämlich die Tatsache, dass die Modernisierungs- und Alternstheorie überhaupt *nicht* auf den Perspektiven (Motiven, Absichten und Werten) von *Individuen* beruht, was die Leistung und den Erhalt von Familienunterstützung im Alter betrifft und die Einbindung dieser Individuen in den weiteren sozialen und materiellen Kontext – sei es in vorindustriellen, „traditionellen“ oder in Modernisierung befindlichen Gesellschaften. Es gab früher keine bedeutende empirische Forschung, die einen solchen Beweis für die Modernisierungstheorie geliefert hätte. Die Interpretationen, welche die Grundlage für die Modernisierungstheorie bezüglich der Ursache für Unterstützung in der „traditionellen“ Gesellschaft bilden, wurden in der Zwischenzeit abgeleitet; und zwar nicht von interpretierbaren Beweisen, sondern sie beruhen gemäß der positivistischen Forschungstradition auf *a priori* gefassten strukturell-funktionalistischen theoretischen Vorstellungen über das gesellschaftliche Leben in vorindustriellen Gesellschaften. Diese wiederum sind beeinflusst von frühen Durkheim'schen strukturalistischen Erklärungen für soziales Handeln in auf Verwandtschaftsbasis organisierten Gesellschaften, die wiederum als Bestandteil der positivistischen Forschungstradition nicht von interpretierbaren Beweisen abgeleitet werden.

Viertens: Dieselbe grundsätzliche epistemologische Schwäche, welche der Erklärung durch die Modernisierungstheorie im Wege steht, bildet auch die Grundlage für die rivalisierenden materialistischen Erklärungen bezüglich der Unterstützungsrückgänge. Diese Erklärungen beruhen nicht auf Beweisen, welche die Perspektiven von Individuen in der Erbringung (oder Nichterbringung) von Altenunterstützung und

die Einbindung dieser in den weiteren sozialen Kontext miteinbezieht. Die folgenden fundamentalen Unzulänglichkeiten liegen den beiden konzeptuellen Hauptschwächen materialistischer Erklärungen zugrunde: a) Die Erklärungen implizieren, dass die Jungen ihre Entscheidung bezüglich der Verteilung der beschränkten Mittel gegen die Alten fällen, *aber* es bleibt ungeklärt, welche Werte und Normen die Grundlage dieser Entscheidungen bilden und sie beeinflussen und in welcher Beziehung sie zu dem weiteren normativen Kontext und möglichen Veränderungen innerhalb dieses stehen. b) Die Erklärungen geben keinen Aufschluss darüber, wie sich der Unterstützungsrückgang von Seiten der erwachsenen Kinder im Gegensatz zu demjenigen von Seiten der entfernteren Verwandtschaft auswirkt.

Die aus dieser Kritik erwachsenden Schlussfolgerungen lauten unter anderem: Es gibt vielerlei Wege und Zugänge, deren Beschreitung für die Entwicklung eines derartigen Verständnisses notwendig sind. Eine Grundvoraussetzung ist das Bemühen, Verständnis für die Ursache zu entwickeln, weshalb und in welcher Weise Menschen Unterstützung leisteten und leisten – sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart. Das vollständige Verständnis für die Natur und die Ursachen der historischen und kulturellen Veränderungen in der Situation älterer Menschen und der ihnen entgegengebrachten Unterstützung muss erst entwickelt werden. Die bestehenden Erklärungen weisen konzeptuell und epistemologisch Schwächen auf und führten zu keinem derartigen Verständnis. Die empirischen Ergebnisse bedürfen der Theoretisierung, sollen die globalen Veränderungen in der Lebenserwartung und deren Folgen richtig verstanden werden. Da die Modernisierungstheorie offensichtlich schwere Mängel aufweist, kann die Gerontologie keinen bedeutenden Beitrag zum Verständnis des sozialen Wandels leisten.

Bis jetzt besteht unsere Antwort auf das längere Leben in der Ausweitung der Ruhestandsphase. Das kann nur eine vorübergehende Vorgangsweise sein. Denn tatsächlich *dehnt* sich die gesamte Lebensspanne: Kindheit / frühe Adoleszenz / Adoleszenz / junges Erwachsenenalter / Erwachsenen-Lehrjahre ziehen sich bis ins Alter von dreißig Jahren. Familiengründung / Fortpflanzung ziehen sich für Frauen bis in die späten Vierziger und für Männer in einer Phase aufeinanderfolgender Beziehungen durch die restliche Lebensspanne.

Die Wirtschaft muss danach trachten, dass ältere Menschen länger Beiträge leisten, und für viele wird der verlängerte „Ruhestand“ unerschwinglich sein. Ruhestand wird neu definiert werden müssen. Der gedehnte Lebenslauf hat auf sämtliche gesellschaftliche Institutionen enorme Auswirkungen. Das Altern, sowohl das persönliche wie auch das soziale, stellt für die menschliche Gesellschaft eine Herausforderung dar. Wir werden – wie wir es immer tun – pragmatische Anpassungen vornehmen. Aber wir sollten auch Konzepte und Erklärungen für einen derartigen Paradigmenwechsel bereitstellen.

*Anmerkung*

1 Der Charakter des mündlichen Vortrags wurde auf Wunsch des Autors beibehalten.

Übersetzung aus dem Englischen von Gerda Geyer

## Literatur

- Baltes, P. B., Baltes, M. M. (Eds.), *Successful Ageing: Perspectives from the Behavioural Sciences*. Cambridge 1990.
- Bengtson, V., Burgess, L. E. O., Parrott, T. M., Theory, Explanation, and a Third Generation of Theoretical Development in Social Gerontology, in: *The Journal of Gerontology: Social Services*, 52B/2 (1997), 72–88.
- Bengtson, V., Rice, C., Johnson, M. L., Are Theories of Aging Important? Models and Explanations in Gerontology at the Turn of the Century, in: Bengtson, V., Schaie, K. W. (Eds.), *Handbook of Theories of Aging*. New York 1999.
- Binstock, R., Shanas, E., *Handbook of Aging and the Social Sciences*. London 1976.
- Birren, J. E., Birren, B. A., Theory and measurement in the psychology of aging, in: Birren, J. E., Schaie, K. W. (Eds.), *Handbook of the psychology of aging*. San Diego 1990 (third edition), 3–20.
- Burgess, E. W. (Ed.), *Aging in Western Societies*. Chicago 1960.
- Cowgill, D., Holmes, L. (Eds.), *Aging and Modernization*. New York 1972.
- Habermas, J., *Technik und Wissenschaft als Ideologie*. 1968.
- Habermas, J., *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt am Main 1971.
- Havighurst, R., Albrecht, R., *Older People*. New York 1953.
- Horgan, J., *An den Grenzen des Wissens: Siegeszug und Dilemma der Naturwissenschaften*. München 1997.
- Katz, S., *Disciplining Old Age: The Formation of Gerontological Knowledge*. Charlottesville, VA 1996.
- Kuhn, T., *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/Main 1976 [dt. Erstausgabe 1967].
- Liotard, J.-F., *The Postmodern Condition*. Minneapolis 1984.
- Munnichs, J. M., Dependency, Interdependency and Autonomy: An Introduction, in: Munnichs, J. M., Van den Heuvel, W. J. (Eds.), *Dependency and Interdependency in Old Age*. The Hague, 1976, 3–8.
- Pollack, O., *Social Adjustment in Old Age*. Social Science Research Council Bulletin, 59. New York 1948.
- Rorty, R., *Objectivity, Relativism and Truth*. Cambridge 1991.
- Salthouse, T. A., *Theoretical Perspectives on Cognitive Aging*. Hillsdale 1991.
- Townsend, P., *The Family Life of Old People*. London 1957.
- Townsend, P., *The Last Refuge – A Survey of Residential Institutions and Homes for the Aged in England and Wales*. London 1962.
- Wachter, K. W., Finch, C. E. (Eds.), *Between Zeus and the Salmon: The Biodemography of Longevity*. Washington, DC 1997.



Anton Amann  
Praxisbezug in der Soziologie: Außer Kurs geraten?

1. Einige Einschränkungen

Es mag in einer Situation, in der in den Sozialwissenschaften – insbesondere in der Soziologie<sup>1</sup> – ein breit angelegter Diskurs über das Verhältnis zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis fehlt, jedenfalls in jenem Maße, wie es in den Sechziger- oder Achtzigerjahren der Fall war, einigermaßen überraschen, dass diesem Thema ein eigener Beitrag gewidmet wird. Meine Begründung dafür ist so einfach wie folgenreich: Es haben sich die wissenschaftlichen Produktionsbedingungen der Soziologie in den letzten 25 Jahren in einem Maße verändert, dass manche der älteren Konzepte zum Thema Praxisrelevanz gar kein Erklärungspotenzial mehr besitzen und neue, empiriegetragene erst entwickelt werden müssen.<sup>2</sup>

Die dem allgemeinen Rationalisierungsprozess unterliegende Soziologie ist in eine Situation gekommen, die durch eine neue Qualität gekennzeichnet werden kann. Soziologisches Wissen ist weit über seine Einsetzbarkeit als Argumentationsressource hinaus zu einem Definitionsmedium für soziale Fragen und Probleme geworden.<sup>3</sup> Es steckt in hohem Maße das begriffliche und geistige Terrain ab, auf dem Probleme, Risiken und Lösungen in der politisch-öffentlichen Diskussion wahrgenommen und behandelt werden. Es wird einerseits gar nicht mehr angenommen, dass die Soziologie der politischen Praxis Handlungssicherheit im Sinne traditionaler Handlungsorientierungen für Politikentscheidungen geben könne, dass sie also zwingende inhaltliche Lösungen für soziale, ökonomische und technische Fragen zur Verfügung stelle; ihre Möglichkeit der kritischen Problemsicht oder des methodischen Skeptizismus, die die Auflösung traditionaler Handlungsorientierungen ja mit beeinflusst, ist andererseits aber gerade zur Grundlage ihrer Fähigkeit geworden, informierte Begründungen für politisches Handeln zu liefern, das nicht-traditionalen Logiken folgt. Das aber sind Logiken der Rationalisierung, und das heißt, dass nicht mehr nach verbindlichen Lösungen gefragt wird, sondern nach einem Beitrag zur Gewinnung rationaler Verfahrenstechniken.<sup>4</sup> Die Produktion soziologischen Wissens ist zu einer Verfahrenstechnik unter anderen geworden, um mit gesellschaftlichen Fragen „rational“ umzugehen.

Nun hat die Frage nach dem Bezug der Wissenschaft zur politischen Praxis selbst in der angeblich jungen Disziplin Soziologie ein ehrwürdiges Alter. Empirische Sozialforschung war von allem Anfang an im strengen Sinn politische Aktionsforschung, die aus veränderten politisch-praktischen Problemkonstellationen entscheidende Entwicklungsimpulse erhielt. Dabei ist an die Politische Arithmetik bei W. Petty und

J. Graunt um 1670, an die Kameralistische Universitätsstatistik um 1770, oder an die englischen Social Surveys zwischen 1830 und 1850 zu denken. Diesen Hinweis verstehe ich auch im wissenschaftssoziologischen Sinn: Bei einem Thema derart kontroverser Prägung, wie es der so genannte Praxisbezug ist, haben wir für Brüche, Selektionen und Zuspitzungen sensibel zu bleiben; die erkennbaren Vereinseitigungen der Fachentwicklung dürfen nicht auch noch durch eine Fachgeschichtsschreibung eingebrannt werden, die alles Vergangene im Lichte des heute Selbstverständlichen, oder zumindest Konsensfähigen verabsolutiert.<sup>5</sup>

Da das Thema des Praxisbezuges eine lange und wechselvolle Geschichte hat, muss man eine Auswahl treffen. Als Selektionsregel soll gelten, dass vor allem auf jene Aspekte Bedacht genommen wird, die die *Verwendung soziologischen Wissens in der Praxis* betreffen, in anderen Worten: Gesichtspunkte der „Verwendungsforschung“ (utilization research). Ich werde in sechs Thesen eine Annäherung versuchen.

Meine *erste These* lautet, dass die Frage des Praxisbezuges in der Soziologie lange als Hypothek einer theoretischen Fragestellung des 19. Jahrhunderts behandelt wurde. Es ist dies die Frage nach der Rolle der Soziologie als einer Disziplin, die die soziale Ordnung befördern soll; sie wurde schon von A. Comte ins Zentrum seiner Überlegungen gerückt.<sup>6</sup> In dieser Tradition stehen viele ältere Überlegungen, die ihren Niederschlag allerdings mehr in wissenschaftstheoretischen sowie system-spekulativen Betrachtungen fanden als im engeren Sinn einer Forschung über die Verwendung soziologischen Wissens in der Praxis.

Jüngerem Datums ist die Verwendungsforschung in jenem speziellen Verständnis, in dem es sich um empirische soziologische Studien oder erfahrungsfundierte systematische Reflexion zur Verwendung soziologischen Wissens in der Praxis handelt; um Publikationen also, die nicht wissenschaftstheoretisch oder -ethisch ausgerichtet sind und die Verwendungsthematik nur abstrakt und allgemein diskutieren, sondern aus konkreten Erfahrungen in der „Auseinandersetzung“ zwischen Sozialwissenschaften und politischer Praxis entstanden sind.<sup>7</sup> Auch hier ist eine Einschränkung zu machen. Noch in der Zeit zwischen 1975 und 1985 mussten führende Diskutanten in der Verwendungsforschung wie P. F. Lazarsfeld und J. Reitz oder C. Weiss konstatieren, dass in der Literatur eine systematische Analyse dessen fehle, was unter Verwendung (*utilization*) als soziologischem Tatbestand zu verstehen sei (Lazarsfeld, Reitz 1975, 40), oder dass wir zuerst einmal die Komplexität der Konzepte „*utilization*“, „*social science knowledge*“ und „*practice*“ verstehen müssten, ehe wir zu besseren und realistischen Definitionen und ertragreichen Untersuchungen kommen könnten (Weiss 1983, 216).

## 2. Kurzer Rückblick auf die Verwendungsdebatte

### 2.1 Das Grundmuster

Hier setze ich meine *zweite These* an. Die Ablösung von den Praxisbezug-Überlegungen des 19. Jahrhunderts gelingt erst, als im Zuge einer allgemeineren Reflexion über Wissenschaft und Gesellschaft – gefasst im Stichwort der „*Krise der Sozialwissenschaften*“<sup>8</sup> – das Monopol der Objektivität der Erkenntnis in den Wissenschaften in Zweifel gezogen und damit das alte Modell einer einsinnig gerichteten Beratungsfunktion der Wissenschaft erschüttert wird.

In den USA entsteht seit den Siebzigerjahren und in Deutschland seit den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts ein neues Forschungsgebiet, das mit dem Begriff „*Verwendungsforschung*“ gekennzeichnet wird und viel Aufmerksamkeit erregt.<sup>9</sup> Anfang bis Mitte der Achtzigerjahre entwickelt sich parallel zu den Institutionalisierungsanstrengungen eine Diskussion, die dann als „*Paradigmenwechsel*“ von der älteren zur neueren Verwendungsforschung bzw. als „*Soziologisierung*“ der alten Theorie-Praxis-Diskussion bezeichnet wird. Dahinter steht eine präzierte Auffassung über die „*Verwissenschaftlichung*“ der Praxis (Beck 1982). Aus heutiger Sicht kann diese Entwicklung mit einer gewissen Berechtigung als Ausdruck der Entzauberung des objektivistischen Erkenntnismonopols der Sozialwissenschaften eingestuft werden (Bonß, Hartmann 1985).<sup>10</sup> Dieser Paradigmenwechsel ist seinerseits aber nur zu begreifen, wenn deutlich gemacht wird, was vor dieser Zäsur als Entwicklungseigenheiten beobachtbar ist und welche Konsequenzen er dann nach sich zieht.

### 2.2 Frühe Euphorie und Spekulationen

In meiner *dritten These* behaupte ich einen *vollständigen Wandel* der Auffassungen über das Praxisverhältnis der Soziologie, der sich nach der Entzauberung des Modells einer auf objektive Erkenntnis angelegten Wissenschaft einstellte, von der geglaubt wurde, dass von ihr klare Entscheidungshilfen und Handlungsanweisungen erwartet werden könnten.

#### 2.2.1 Entzauberte Zuständigkeiten

Was entzaubert wurde, war ein naiver Glaube – weitgehend von der Wissenschaft und der Politik in Ehren gehalten – an die Notwendigkeit, die Qualität und die Reichweite sozialwissenschaftlicher Beratung für politische Entscheidungen. Das Sachwissen der Politiker wurde als notwendigerweise ungenügend, oberflächlich, einseitig und veraltet eingestuft, die Konsequenz war folgerichtig: „*In dieser Situation bleibt dem Politiker nur*

der Rückgriff auf die Wissenschaft.“ (Morkel 1967, 14 f.) In den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren wird dieses Verständnis mit den verschiedensten Begründungen und konzeptuellen Ableitungen in einer wahren Publikationsflut verankert (z. B. Krauch 1966; Lompe 1966; Becker 1967; Mayer, Ritter, Mayntz 1971; Flohr 1975). Die einigende Zielvorstellung ist auf drei Zusammenhänge ausgerichtet: Die Aufgabe der Politikberatung ist die Bereitstellung sozialwissenschaftlicher Ergebnisse zur effektiven und „reibunglosen“ Realisierung politischer Entscheidungen; sozialwissenschaftliches Wissen soll eine Veränderung der Problemsicht bei den Politikern bewirken;<sup>11</sup> die Wissenschaft hat im Ausloten von Handlungsspielräumen mögliche alternative politische Strategien aufzuzeigen (Wingens 1988, 56).

Mit Berechtigung lässt sich sagen, dass die Sechziger- und z. T. die Siebzigerjahre durch eine reformgläubige Ideologie gekennzeichnet sind, die einen Kern in politischen Planungsüberzeugungen und in den Hoffnungen hat, die Soziologie würde bei der Gestaltung der Gesellschaft praktisch relevant werden und ihr Rationalitätspotenzial in der Gesellschaftspolitik machtvoll entfalten können.

Mit dieser Kennzeichnung sind Themen angesprochen, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren unter Gesichtspunkten der Verflechtung von Wirtschaft, Staat und Wissenschaft diskutiert werden (z. B. Habermas 1968; Offe 1975; Lenhart, Offe 1977). Einer der Gründe liegt insbesondere in der nach dem Zweiten Weltkrieg beschleunigt einsetzenden Rückkoppelung zwischen „technischem Fortschritt“ und groß angelegter Industrie- und staatlicher Auftragsforschung.

Aus dieser Situation entsteht für die *Politik* die Aufgabe, durch entsprechende wissenschafts- und forschungspolitische Rahmenbedingungen den aus der „Produktivkraft“ Wissenschaft entstehenden Nutzen für die Gesellschaft zu garantieren und zu fördern. Andererseits hofft die Politik natürlich, durch Mobilisierung der Rationalitätspotenziale der Soziologie nicht nur technischen und ökonomischen, sondern auch staatspragmatischen Nutzen zu ziehen (Habermas 1968).

Von politischer Seite wird damals eine solche Programmatik tatsächlich auch explizit verfolgt. Die OECD richtet schon 1966 eine „Advisory Group“ ein, die sich ausdrücklich mit der Bedeutung der Sozialwissenschaften für und der Notwendigkeit ihrer Förderung durch staatliche Politik befasst (OECD 1966). In den erarbeiteten Papieren kommt eine hohe Erwartung an die Rolle und das Leistungsvermögen der Sozialwissenschaften zum Ausdruck. Der Kern der Vorstellungen bezieht sich auf Leistungen, die mit den Begriffen „Planungsinstrumente“ und „Entscheidungshilfen“ bezeichnet werden können.

Innerhalb der Sozialwissenschaften (Soziologie) entwickelt sich eine eigene „Planungsdiskussion“, in der Modelle der Beratung durch die Wissenschaft für die Praxis entworfen werden. Methodische, wissenschaftstheoretische und wissenschaftssoziolo-

gische Kämpfe werden ausgetragen. Spätestens in den Siebzigerjahren werden aber immer mehr kritische Stimmen laut, weil offenbar die Erwartungen nicht erfüllt werden, die gegenüber der Leistungsfähigkeit sozialwissenschaftlichen Wissens gehegt werden.

### 2.2.2 Der alte Traum der Planung

Die Vorstellung einer Zuständigkeit des Fachwissens für Planungserfordernisse ist allerdings nicht erst seit den Sechzigerjahren entstanden, sie hat nur eine spezifische Akzentuierung erfahren. Bereits 1933 hatte H. Freyer kritisch festgehalten, dass „*der Begriff Planung*“ dabei sei, „*zur zentralen Kategorie*“ zu werden (Freyer 1933) und somit eine „*theoretische Klärung*“ erforderlich sei. Diese Klärung war auf den politischen, macht- und herrschaftsbezogenen Charakter der Planung gerichtet, eine Dimension, die in der Diskussion ab den Sechzigerjahren eine untergeordnete Rolle spielte. H. Schelsky hat zwar in der Besprechung (Schelsky 1965) einer groß angelegten Reihe von Planungs-, Zukunfts- und Zukunftsplanungsliteratur (Jungk, Mundt 1964) an diese Arbeit erinnert, zugleich aber festgestellt, dass sie zu den „*heute nicht mehr gelesenen Schriften*“ gehöre. Deshalb muss allerdings auf die Freyer'schen und Schelsky'schen Überlegungen nicht zurückgegriffen werden. Wichtiger ist es, den im Vergleich sichtbar werdenden Wandel der Bedeutung des Begriffes zu erkennen. H. Freyer hielt damals das Interesse am Thema Planung für hypertrophiert, seine Kritik richtete sich gegen die politische Illusion einer „*Metaphysik des Ingenieurtypus, die seit Saint-Simon eine europäische Rolle*“ spiele, aber auch gegen das marxistisch inspirierte „*Planungspathos*“, das er in der sowjetkommunistischen Wirklichkeit gegeben sah. Der Marxismus lieferte ihm gleichsam den mittelbaren Beweis für seinen Satz: „*Wer herrscht, macht den Plan*“. Demgegenüber war dann die Herrschaft des Nationalsozialismus mit seinem Vierjahresplan als der unmittelbare Beweis anzusehen.<sup>12</sup> H. Freyers Versuch, im Rahmen der Planungsdiskussion auf das wichtigere Problem der Herrschaft hinzuweisen, war gescheitert, aber „*Planung*“ wurde nach dem Zweiten Weltkrieg aktueller denn je. In dieser Phase verstanden sich wissenschaftliche Bemühungen um eine generelle Planungstheorie dezidiert als Antwort auf die Herausforderung durch die evidente praktische Relevanz ihres Gegenstandes (Kaiser 1965), und umgekehrt war den Planungspraktikern ihre Angewiesenheit auf die Hilfe der Wissenschaft eine Selbstverständlichkeit (Cartellieri 1965; Lohmar 1965). Planung erweist sich in dieser Zeit als fundamental wichtiger Beispielsfall jener philosophischen und epistemologischen Theorien, die für das Theorie-Praxis-Verhältnis vor allem in den Sozialwissenschaften bemüht wurden (Albert 1960; Habermas 1963).

Die Aktualität des Planungs-Themas in dieser Zeit hatte wohl drei wesentliche Gründe, die dagegen sprechen, es als eine „*Mode*“ anzusehen. Primär waren mit diesem Thema Pragmatiker beschäftigt, die sich auf die Bestimmbarkeit der Notwendig-

keiten in ihren Handlungszusammenhängen und die zwangsläufigen Konsequenzen der Planung konzentrierten; zweitens waren es „Ideenpolitiker“ (H. Lübke), die, wenn schon nicht praktisch, so doch verbal, an Ideen und Werten orientiert über Recht und Unrecht des Planungs-Gedankens sprachen; drittens schließlich waren es jene, denen die in Utopie und Geschichtsphilosophie lebendige Zukunftshoffnung in den planungstechnischen Möglichkeiten zur Gewissheit geworden war (Lübke 1971).

Es gilt also festzuhalten, dass der Gedanke der durch Wissenschaft unterstützten Planung, wie er in der Zwischenkriegszeit entstanden war, im Zuge der tatsächlichen Entwicklung aus dem totalitären Zusammenhang entlassen worden war, gleichzeitig aber im theoretischen Diskurs in den Sozialwissenschaften auch den Konnex zu Herrschaft, Macht und geschichtsphilosophischer Reflexion weitgehend verloren hatte. Der größte Teil der Diskutanten in den Sozialwissenschaften der Sechziger- und Siebzigerjahre war selbst von einem technokratischen Selbstverständnis getragen.

### 2.3 Die Ernüchterung

Auf die Phase, in der die Verwendbarkeit soziologischen Wissens für die Beteiligten von der Vorstellung des Selbstverständlichen getragen war, genährt durch hohe Erwartungen von fast allen Seiten, folgt eine Entwicklung, die neue Sichtmöglichkeiten eröffnet. Diese Deutungsweisen entstehen ziemlich parallel in den USA, in Deutschland und in Österreich. Zwei, die gegenläufig auftreten, erlangen besondere Aufmerksamkeit, führen aber in ihrer Konsequenz zu einer relativ einheitlich gesehenen neuen Forschungsfrage. Die erste Deutungsweise verknüpft den seit den Sechzigerjahren offensichtlich anwachsenden Staatsinterventionismus<sup>13</sup> mit der Frage nach der Praxisrelevanz der Sozialwissenschaften. So erfährt die so genannte „Sozialindikatorenbewegung“ gerade vor diesem Hintergrund entscheidende Impulse. Dabei gilt die Auffassung, dass Staatsinterventionismus als Reaktion auf die vermehrt auftretenden Probleme im Wirtschaftssystem zu sehen sei und daraus ein erhöhter Legitimationsbedarf für politische Entscheidungen entstehe.<sup>14</sup> Nun mag sich die Frage stellen, weshalb die Soziologie derart stark in Dienst genommen wird. Die Antwort ist relativ einfach: Wenn die Annahme stimmt, dass das politische Ziel eine langfristige Sozial- und Systemintegration ist, kann die Einbeziehung der Soziologie als ein *Mittel* angesehen werden, den Anforderungen gesellschaftlicher Regelungen zu begegnen. Damit sich das bewahrheitet, müssen allerdings Auftraggeber und Auftragnehmer eine Präferenzordnung dominierender Gesellschaftsfragen und ein Arsenal kontrollierbarer (und manipulierbarer) Indikatorensätze haben.<sup>15</sup> Es lässt sich dieses Faktum recht aufschlussreich an der Forschung über das Bildungssystem in Österreich beobachten. In den Siebzigerjahren vergibt das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ein-

schlägige Projekte und gleichzeitig findet sich in der österreichischen Soziologie ein gesteigertes Interesse für im weiteren Sinn bildungssoziologische und bildungsökonomische Themen. Es gibt geneigte Ohren für Forschungsthemen und für Geld. In den Augen der Politik zeitigt diese Verbindung, im Nachhinein gesehen, allerdings nicht die erhofften Erfolge.

Die zweite Deutungsweise entsteht aus den ersten empirischen Untersuchungen über die tatsächliche Verwendung soziologischen Wissens. Eine amerikanische Studie<sup>16</sup> kommt zu dem Ergebnis, dass zwar hohes Interesse an sozialwissenschaftlichem Wissen für politische Entscheidungen besteht, aber nur wenige Nachweise existieren, dass solche Informationen auch Eingang in die Entscheidungen finden. Andere Studien kommen – auch in Deutschland – zu ähnlichen Ergebnissen, und damit ist der entscheidende Schritt getan, dass die naive Perspektive einer problemlosen Anwendung oder Umsetzung wissenschaftlichen Wissens verlassen werden muss. Die Verwendungsfrage wird zur Vermittlungs- und Interaktionsfrage.

Die Reaktion der Politik besteht aber – trotz manchmal herber Worte – nicht in einer völligen Abkehr von den Sozialwissenschaften wegen angeblicher oder tatsächlicher Unbrauchbarkeit oder Irrelevanz ihres Wissens; es tritt eher ein Bemühen um eine realistische Sicht der Verhältnisse zwischen Politik und Wissenschaft ein. So gibt die OECD 1975 eine Langzeitstudie in Auftrag, die sich dieser Problematik annehmen soll (OECD 1979). Außerdem werden die Mitgliedsstaaten gebeten, nationale Fallstudien zur Verwendung der Sozialwissenschaften in der politischen Praxis durchzuführen (OECD 1980). Das Ergebnis ist in der Richtung eindeutig. Die Relevanz sozialwissenschaftlichen Wissens wird für praktisch jeden Sektor politischer Entscheidungen bestätigt, doch die „utilization“ und ihre Möglichkeiten werden vorsichtig beurteilt. Die in den darauf folgenden Jahren verbreitete Klage über die praktische Irrelevanz der Sozialwissenschaften wird vermutlich mehr von Seiten der Wissenschaft als von Seiten der Politik genährt. Im Kern ist eben die alte Überzeugung der Verschränkung von Wissenschaft und Gesellschaft aufrecht erhalten geblieben. H. Rose formulierte es als allgemeines Prinzip unter praktischer Absicht folgendermaßen: in dieser Welt wird nicht mehr länger gefragt, ob Wissenschaft geplant werden solle, sondern wie sie geplant werden sollte – übertragen auf die Sozialpolitik: es bedeutet nicht, ob Wissenschaft dem Staate dienen soll, sondern wie sie ihm dienen soll (Rose 1975, 435).

#### 2.4 Der „Paradigmenwechsel“

In meiner *vierten These* gehe ich davon aus, dass es aus diesen Erfahrungen zu einem Paradigmenwechsel kommt, in dem die Diskussion über die Praxisrelevanz von den alten Hypothesen endgültig Abschied nimmt. Der Wechsel beginnt sich anfangs der

Achtzigerjahre abzuzeichnen. Wichtig ist dabei nicht zuletzt auch ein Wandel des Erkenntnisanspruchs der Sozialwissenschaften. Postempiristische analytische Wissenschaftstheorie, sprachanalytische Philosophie, Hermeneutik und Verstehende Soziologie stellen das bekannte Problem der prinzipiellen gesellschaftlichen „Normativität“ aller sozialwissenschaftlichen Erkenntnis mit der Konsequenz in den Vordergrund, dass der traditionelle Objektivitätsanspruch der Erkenntnis, der immer auch eine Unabhängigkeit des Erkenntnisprozesses von den gesellschaftlichen Verhältnissen implizierte, nicht mehr geltend gemacht werden kann. Dieser geänderten Auffassung beginnt nun auch eine geänderte Sicht auf die Rolle der Soziologie in ihrem Verhältnis zu Wirtschaft, Staat, Recht und ihrer eigenen Geschichte zu entsprechen (Wingens 1988).

Eine bedeutsame Annahme wird immer mehr zum Leitgedanken: Wenn die These von der Verwissenschaftlichung der Technik, der Politik und aller anderen Subsysteme der Gesellschaft gehaltvoll ist, dann wird die Wissenschaft zunehmend mit den Resultaten ihrer eigenen Wirkungsgeschichte konfrontiert.<sup>17</sup> Wissenschaft kann daher nicht mehr länger eine Instanz sein, die nur gesellschaftliche Probleme lösen oder für diese Lösungen dienliches Wissen erzeugen soll, sie ist auch „Verursacher“ gesellschaftlich problematischer Entwicklungen.<sup>18</sup> Indem Wissenschaft auf sich selbst als Untersuchungsobjekt gerichtet wird, muss sie zwangsläufig ihren Überlegenheitsanspruch, d. h. ihren Anspruch auf ein Erkenntnismonopol für Objektivität und Wahrheit aufgeben. Die Folgen sind vielfältig und rütteln heftig an den bisherigen Denkmodellen, die das Theorie-Praxis-Verhältnis betreffen.<sup>19</sup> Zur Diskussion stehen nun nicht mehr nur die Praxisrelevanz als „Überbrückungsproblem“, die Legitimationsproblematik und die möglichen Relationen zwischen Wissenschaft und politischer Praxis, sondern die Rolle der Wissenschaft in Wirtschaft und Staat überhaupt. Damit weitet sich die Frage der Praxisrelevanz in das Feld der interinstitutionellen Beziehungen aus. Auf Seiten der Politik wird die Intention einer gezielten Einbindung sozialwissenschaftlicher Qualifikationen in den politisch-administrativen Bereich zu einer zentralen Frage. Und noch etwas wird sichtbar: Der Beitrag der Sozialwissenschaften kann in eine Palette von Funktionen aufgespalten werden, die von Problem- und Machbarkeitserkennung über Status-quo-Analyse, Prognose des Zielbedarfs und Beteiligung an der Zielrealisierung, bis zu Programm- und Maßnahmenformulierung und Erfolgskontrolle reicht. Die Erklärung mag darin liegen, dass damals eine sozialdemokratische Reformpolitik in europäischen Ländern, zusammen mit der „great society“ in den USA, einer Ausformung der Soziologie Entwicklungschancen einräumt, die signalisiert, dass sie in der Lage sei, den öffentlichen Diskurs mitzugestalten und zugleich als Planungswissenschaft zu fungieren, indem sie Reformen wissenschaftlich begründen hilft.

Natürlich kann die bisher skizzierte Entwicklung auch aus der Perspektive der Institutionalisierungslogik der Soziologie gesehen werden, eine Betrachtung, die insbe-



sondere für Österreich Gültigkeit hat, während in Deutschland der Beginn der politikorientierten Sozialforschung und der Öffnung des politisch-administrativen Systems gegenüber empirischer Forschung wohl eher mit den politischen Interessen der strategischen Denker der Sozialdemokratie verbunden ist. Die Institutionalisierung der Soziologie in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg ist aufs Engste mit der „Studienreform“ der Universitäten in den Sechzigerjahren verbunden. Von Seiten der Wirtschaft wird, nachdem die um 1955 stagnierenden Studierendenzahlen zu steigen beginnen, Kritik am „Bildungs-“ und „Technikermangel“ laut. Das Projekt „*Bildungsexpansion*“ erhält aber wesentlich quantitative Züge. Die wohlfahrtsstaatliche Politik wird als notwendige Investition in Bildung gesehen, für die Ausweitung technisch-naturwissenschaftlicher Kompetenz wird der gesamte Bildungsapparat in Bewegung gesetzt, und die Expansionsdynamik ist durch ein bildungspolitisches Planungsparadigma gekennzeichnet. Den großen Plänen entspricht auch in Österreich eine weitgehend ungetrübte Aufbruchstimmung, die mit den hochgeschraubten Erwartungen verbunden ist, die Soziologie könne einer geplanten Gesellschaft das nötige „social engineering“ liefern. Die Ernüchterung mündet in dieselben Gassen: die Diskussion über die Legitimationskrise, die Differenzierung des Verwendungsgedankens und die Abkehr von der Oppositionsstellung zwischen Wissenschaft und Politik, die einer Überbrückung bedürfe.

### 3. Verwendungsfunktionen

#### 3.1 Traditionelle Interpretationen

In der *fünften These* gehe ich davon aus, dass der bisher diskutierte Wandel in den Vorstellungen über das Wissenschafts-Praxis-Verhältnis zentral die unterschiedlichsten *Funktionen* der Wissenschaft für die gesellschaftliche Praxis betrifft.

Die Wissenschaft und ihre Gegenstandsbereiche wurden lange als deutlich voneinander getrennte Bereiche angesehen (letztlich seit der Entstehung der neuzeitlichen Philosophie mit R. Descartes und der Naturwissenschaften mit I. Newton). Die Wissenschaft, so wurde angenommen, besitze die Freiheit zur Entscheidung, was sie wie „erforsche“ und ob sie sich auf Praxisbezug einlasse oder nicht. Diese These war noch bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs von K. Polanyi und R. K. Merton hochgehalten worden. Diese Position war im Wesentlichen durch die traditionelle Wissenschaftstheorie begründet worden. Deshalb konnte auch lange von folgenden „Funktionen“ ausgegangen werden. Die Wissenschaft:<sup>20</sup>

- hat Beschreibungs- und Erklärungsfunktion;
- „klärt“ über gesellschaftliche Prozesse „auf“;

- stellt Wissen für Planung und Entscheidung zur Verfügung, indem sie „alternative“ Lösungsmöglichkeiten vorschlägt;
- bietet Methoden zur Erfolgs- und Wirkungskontrolle politischer Entscheidungen an;
- legitimiert politisches Handeln durch Bestätigung von Erfolgen;
- de-legitimiert politische Entscheidungen durch Ergebniskritik;
- enthält sich normativer Urteile und fällt reine Sachurteile.

Diese Momente eines Wissenschaft-Praxis-Verständnisses beruhen wesentlich auf einer Wissenschaftsauffassung, die dreierlei, gewissermaßen vortheorietische, Bedingungen akzeptiert. 1) Die Produktion des Wissens in der Wissenschaftsgemeinde wird implizit dem Modell der klassischen Naturwissenschaften nachempfunden, 2) Wissenschaft und Gesellschaft werden als voneinander geschiedene Sphären betrachtet, 3) Legitimation wird rationalistisch an der Wahrheit oder Richtigkeit des Wissens selbst festgemacht. Das naturwissenschaftliche Denkmodell legt nahe, die Gesellschaft ähnlich wie die Natur als extern zu betrachten und sie auf ihre „Gesetzmäßigkeiten“ und Funktionsweisen zu untersuchen. Dieses Wissen gilt als objektiv und kann in seiner Richtigkeit nur wissenschaftsimmanent kritisiert werden. Das Erkenntnisinteresse hat empirisch-analytischen Zuschnitt und die so gewonnenen Einsichten können unmittelbar in Handlungsanweisungen zum Zwecke der „Beherrschung“ übersetzt werden. Die Trennung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft mündet vor allen Dingen in eine Trennung zwischen Handeln/Entscheidung einerseits und Erkenntnis andererseits. Als notwendige Folge entsteht die Vorstellung, dass Fragestellungen von Politik und Praxis vorgegeben werden und die Ergebnisse der Wissenschaft ihrerseits zwar verfügbar sind, aber ihre Nutzung wiederum der Wahlfreiheit der Praxis überlassen bleibt.

### *3.2 Kritische Interpretationen*

Nachdem die Sozialwissenschaften ab den Sechzigerjahren massiv in Dienst genommen werden und sie später ihre eigenen Praxisbeziehungen kritisch zu sehen beginnen, verändern sich auch die Interpretationen ihrer „Funktionen“. Die Wissenschaft:

- steht in unauflöselichem Zusammenhang mit ihren Gegenstandsbereichen und gewinnt Erkenntnis über jene und dadurch zugleich über sich selbst;
- kann gesellschaftliche Verhältnisse nur beschreiben, indem sie sich selbst beschreibt (die Rolle des Beobachters und des Selbstbeobachters);
- interpretiert und erklärt Handlungszusammenhänge nicht unabhängig von den Handelnden;
- muss die Bewährung ihrer Modelle und Erklärungen zugleich als Teil ihrer Theorien und Methoden konzipieren;

- erkennt an der Ergebniskontrolle nicht nur die Wirkung des politischen Handelns, sondern auch jene des eigenen Tuns;
- bezieht aus ihrer Tätigkeit mit der und für die Praxis Legitimation für sich selbst;
- kann ihren Praxisbezug nur als Soziologisierung dieses Verhältnisses erfassen.

Mit dieser Gegenüberstellung ist zugleich jene Phase in der Diskussion markiert, in der die Entwicklung neuer und geänderter Konzeptionen zum Praxisverhältnis offenkundige Notwendigkeit wird. Sie wird durch strukturelle Veränderung in diesem Verhältnis selbst nahegelegt, die ich in der letzten These übersichtsartig darzustellen versuche. Die empirische Fundierung der Annahmen und Vermutungen, die hier Eingang finden, ist selbst eine offene Aufgabe wissenschaftssoziologischer Forschung.

#### 4. Gegenwärtige Verwendungsbedingungen

In meiner *sechsten These* gehe ich davon aus, dass eine neu zu entfachende Diskussion über das Wissenschafts-Praxis-Verhältnis heute durch *Selbstreflexivität der Wissenschaft* (U. Beck) gekennzeichnet sein muss und eine Reihe von strukturellen Veränderungen in diesem Verhältnis neu zu bewerten hat. An den vielfältigen Positionen zum Thema Praxisbezug haben die meisten Argumente den Charakter des Selbstverständlichen – nur nicht (mehr) die beiden Wörter „Praxis“ und „Bezug“. Der Großteil der älteren Literatur ging von einer unspezifischen Praxisvorstellung aus, die Praxis meist als einen logischen Allgemeinbegriff verwendete, ohne Strukturen und Praktiken näher zu betrachten. Gemessen an den zahlreichen Diagnosen über globalen, transnationalen und lokalen Wandel der letzten Jahre wird aber deutlich, dass nicht mehr umstandslos von einer allgemeinen Praxis gesprochen werden kann. Es macht einen erheblichen Unterschied, ob sich die Praxisvorstellung auf Stadtentwicklung, Pflegevorsorge für Ältere und Behinderte, Integration von Zuwanderern oder Reproduktionspolitik mit ihrer zunehmenden gentechnologischen Durchdringung richtet. Hier variieren die Akteure, die Rechtsmaterien, die institutionalisierten Praktiken, die Finanzstrukturen, die nationalen und transnationalen Verflechtungen, die politischen Interessengruppen und die normativen Imperative ganz beträchtlich. S. Sassen hat am Beispiel „*urban sociology*“ deutlich gemacht, wie Globalisierung und Telekommunikation städtische Zentralität verändern (Sassen 2000); M. Daly und J. Lewis haben am Beispiel „*social care*“ gezeigt, wie sehr die wohlfahrtsstaatlichen Konzepte in diesem Bereich monetär und fiskalisch begründet sind und wie weit sie an der täglichen „Praxis“ vorbeigehen, in der Pflege Beziehung und Abhängigkeit bedeutet und in die widersprüchlichen Anforderungen von Staat, Markt, Familie und Gemeinschaft (community) eingebettet ist (Daly, Lewis 2000). Ohne die Beispiele weiter auszuführen wird deutlich, dass die ganze „alte“

Praxisdiskussion außer Kurs geraten ist, weil sie in ihren grundsätzlichen Konzepten negiert, dass sich Praxis über empirisch indizierte Strukturen und Relationen und über zeitliche und räumliche Veränderungen konstituiert.

Ähnlich verhält es sich mit der Vorstellung von „Bezug“. Wie mehrfach schon erwähnt, setzt die traditionelle Vorstellung konzeptuell einen Graben, einen „gap“ zwischen Gesellschaft und Wissenschaft voraus. Auch diese (vorthoretische) Annahme oder Selbstverständlichkeit ist hinfällig geworden. Gerade in der Forschung, zumal in der so genannten „angewandten“, ist das Charakteristikum die Interdependenz. Sie bezieht sich auf Kommunikations- und Informationsmedien, auf Finanzierungsverfahren, Zuerkennungsbedingungen, Verwertungsvereinbarungen und Kooperationsformen, die ihrerseits wieder in hohem Maß politisch veranlasst sind und zur Voraussetzung für die Finanzierung von Forschung gemacht werden. Angesichts der Tatsache, dass Universitäten selbst dazu übergegangen sind, die Bedeutung ihrer eigenen Forschung am Volumen der aufgebrauchten Drittmittel und der Zahl der transnationalen Kooperationen zu bemessen, mutet die Vorstellung, dass auf der einen Seite jemand Wissen braucht, das auf der anderen Seite in wissenschaftlicher Unabhängigkeit produziert und zur Verfügung gestellt wird, geradezu archaisch an.

Auffällig ist jedenfalls, dass die Diskussion um die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens als allgemeines Anliegen, das die Disziplin weithin betrifft, nahezu verstummt ist. Weder hat dieses Thema nochmals die Breitenwirkung erreicht, wie sie früheren Anstrengungen beschieden war, noch die fachinterne Detailliertheit, wie sie die Phasen der „Ernüchterung“ und des „Paradigmenwechsels“ kennzeichneten. Gegenwärtig wird die Verwendungsdiskussion in Spezialgebieten angewandter Forschung geführt, wobei vor allem Wirkungs- und Erfolgskontrollen in den Vordergrund zu treten scheinen.<sup>21</sup>

In Politikbereichen, in denen auf besonders intensiven Strukturwandel geantwortet werden muss, in denen daher die Nachfrage nach sozialwissenschaftlicher Expertise, nach Gutachten, Bedarfsprognosen und Evaluationsstudien etc. überdurchschnittlich hoch ist, zeichnen sich in den letzten zehn Jahren folgende Entwicklungen ab.<sup>22</sup>

An die Stelle des alten Modells mit einer einsinnig gerichteten Beratungsfunktion sind neue Formen getreten; es haben sich im Bereich der Entdeckungs- und Begründungszusammenhänge *Kooperationen* zwischen Praxis und Wissenschaft *institutionalisiert*. Die Forschungsfragen oder Probleme werden, häufig als eigener Teil eines Projektes, gemeinsam erst expliziert und ausformuliert. In zunehmendem Maße werden Folgeprojekte zu denselben oder ähnlichen Themen von der systematischen Berücksichtigung schon vorliegender Ergebnisse abhängig gemacht. Die Einbindung sozialwissenschaftlicher Kompetenz ins politisch-administrative System hat dazu geführt, dass in den auftragvergebenden Institutionen selbst ein die Forschung kritisch

beurteilendes Potenzial vorhanden ist. Was ehemals als Vermittlungs- und Interaktionsproblem reflektiert wurde, ist in vielerlei Hinsicht von erfolgreicheren Praktiken einer gemeinsamen Mäeutik abgelöst worden.

Die „Verwendung“ der Ergebnisse wird in einen Prozess nachfolgender Interpretation eingebettet; Projekte sind häufig nicht mehr mit dem Vorliegen des Projektberichts beendet, die Forschung muss ihre Ergebnisse nicht nur methodisch begründen, sondern auch deren praktische Bewährung begleiten (Amann, Kneusel, Löger, Nemeth, Urbas, Wiegele 1997). Der noch in den Siebzigerjahren diskutierte Dolmetscher zwischen Forschung und Praxis, der ein Prototyp war und nie in Produktion ging, ist durch das Modell einer wechselseitigen Interpretationsleistung abgelöst worden. Was in der Diskussion über den Praxisbezug einmal als „Barrieren“ und Verständigungsprobleme das konzeptuelle Denken beschäftigte, scheint schrittweise in ein Problemlösungsverhalten integriert zu werden, das „beide Seiten“ bestreiten. Moderne Kommunikationstheorie legt nahe, dass nur die Forscher und Forscherinnen die Dolmetscher der Wissenschaft und nur die Praktiker und Praktikerinnen die Dolmetscher der Praxis sind; das „Zwischen“ ist durch Kommunikations- und Verständigungsprozesse zu transformieren und nicht durch waghalsige Brückenschläge zu überspringen.

Die Legitimationsfunktion hat sich hierarchisch ausdifferenziert und erfasst verschiedenste Ebenen; Wissenschaft legitimiert ihr Tun über die Verwendung ihrer Ergebnisse, die Praxis legitimiert ihre Entscheidungen und Maßnahmen über die Inanspruchnahme dieser Ergebnisse; nachgeordnete Stellen legitimieren inhaltliche Schwerpunktsetzungen und budgetäre Anforderungen mit Bezug auf Forschungsergebnisse, vorgesetzte Stellen entscheiden auf der nämlichen Grundlage. Oppositionelle Positionen in Politik und Praxis werden immer mehr durch Verwendung wissenschaftlicher Befunde überhaupt erst begründet. Dieser Logik liegt zugrunde, was ich oben mit der Annahme beschrieben habe, dass im Rahmen eines durchgreifenden Rationalisierungsprozesses (rationaler Umgang mit gesellschaftlichen Fragen) der Einsatz soziologischen Wissens selbst zu einem Mittel bzw. einer rationalen Technik geworden ist.

Die Verwendung von Forschungsergebnissen ist durch die neuen Kommunikationstechnologien differenziert und über alle Gestaltungsebenen verbreitet worden. Häufig stehen die wichtigsten Resultate über Homepages, über Download-Prozeduren oder entsprechende Links zu den Forschungseinrichtungen den Interessierten ohne wesentliche Zugangsbeschränkungen direkt zur Verfügung. Damit wird klarerweise auch das alte, oft gegen die Wissenschaft gerichtete Argument mit den „Berichten in der Schublade“ immer weniger tragfähig. Noch wenig sichtbar, doch in einzelnen Fällen zu beobachten ist in diesem Zusammenhang ein Aufbrechen von Quasi-Monopolen größerer Forschungseinrichtungen, die traditionellerweise Themen „besetzt“ hielten, da das Zurückhalten von Informationen immer weniger sinnvoll wird. Die

Konkurrenz um öffentliche Sichtbarkeit der Leistungen lässt die Auftraggeber die Variabilität der Kompetenzangebote besser überblicken.

Die Vorstellungen über den Nutzen wissenschaftlichen Wissens sind längst einem Prozess der Mediatisierbarkeit unterworfen worden, der mehr und mehr den Opportunitäts- und Vermarktungsideen folgt, wie sie die Inszenierungslogik des Fernsehens, des Aufdeckungsjournalismus und der Zeitgeistmagazine vorgibt. Damit ist nicht gesagt, dass die Verwendung wissenschaftlichen Wissens völlig in die „*erstickende Macht der Verhältnisse samt der Pseudolegitimierung dieser Verhältnisse*“ geraten ist.<sup>23</sup> Doch immer mehr ist es der Einzelfallforschung aufgetragen, ihren paradigmatischen Beitrag zum Wissenschafts-Praxis-Verhältnis durch Forschung *über* die Rolle der Forschung zu klären.

Mit diesen geänderten Bedingungen ist eine Form des „Praxisbezuges“, hauptsächlich in der Forschung, in den Vordergrund getreten, die als *innovative Praxisforschung* bezeichnet werden könnte. Der Innovationscharakter liegt in den sich wandelnden Kommunikationsbeziehungen zwischen Auftraggeber und Wissenschaft, die vor allem die gemeinsame Definition der Forschungsfragen und die gemeinsame Interpretation der Ergebnisse betreffen; der Praxisbegriff wird teilweise aus dem alleinigen Verantwortungshorizont der Politik und Verwaltung herausgelöst und auf die Wissenschaft selbst ausgedehnt, weil die strenge Funktionstrennung zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und politischer Entscheidung selbst zu verschwimmen beginnt.

Da wir allerdings, wie ich erwähnt habe, über keine angemessene Wirkungsforschung verfügen, muss eine zentrale künftige Forschungsaufgabe darin gesehen werden, die geänderten Vorstellungen und Leitgedanken, aber eben auch Praktiken der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens für die politische Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse, die seit den Achtzigerjahren Einzug gehalten haben, empirisch zu erheben und in neue Konzepte zu integrieren.

### 5. Der Wandel des Expertenwissens

Seit der großen Politikberatungsdebatte der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts ist wissenschaftliches Expertentum zu einem etablierten Vorstellungskomplex geworden, der sich in dem auf politischer *und* auf wissenschaftlicher Seite fest verankerten Selbstverständnis äußert, dass in der Gegenwartsgesellschaft politische Entscheidungen sich auf rationales, methodisch gesichertes Wissen stützen müssen. Nur zaghaft wird die Vorstellung diskutiert, dass unter den Bedingungen der „Zweiten“ Moderne, der „reflexiven Modernisierung“ und der „Risikogesellschaft“ Wissen und Expertise in das Feld geänderter Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Politik geraten sind. In den

„Gegenwartsdiagnosen“ der letzten Jahre hat sich die Auffassung eindeutig durchgesetzt, dass die gesellschaftliche Reproduktion mehr von Informationsverarbeitung und Expertensystemen abhängig ist als von allen anderen Faktoren.

Dazu gehören auch die Tatsachen, dass in nicht-wissenschaftlichen Bereichen eine eigenständige Wissensproduktion von zentraler Bedeutung ist, und dass Expertenwissen als Triebkraft und Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Konflikte um Definitionsvorrang fungiert. Das in den letzten Jahren kritisierte Ideal einer perfekten Steuerung und Kontrolle der Gesellschaft durch Wissen hat der Vorstellung Platz gemacht, dass Wissen ein Moment der gesellschaftlichen Selbstaufklärung werden kann. Dem ist allerdings die bekannte These entgegenzuhalten, dass Expertenwissen auch als eine Voraussetzung zur Rechtfertigung und Durchsetzung einer politischen Entscheidungsrationale wirken kann. Die beiden Thesen zeigen jedenfalls unmissverständlich, dass Expertenwissen und Expertenstatus kontroversiell gesehen werden können und in ihren Bedeutungsgehalten pluralisiert worden sind. Die gesellschaftlichen Erfahrungen von Risiko und Unsicherheit und die daran gemessenen Rationalitätsdefizite des Expertenwissens haben den Expertenstatus relativiert; in den Vordergrund scheint sich auch ein Verlangen nach „Orientierungswissen“ geschoben zu haben.

Mit diesem Wandel lässt sich die Vermutung verbinden, dass die nach wie vor wirksame Hierarchie zwischen Experten und Laien nicht mehr durch traditionelle Strukturen gesichert ist bzw. legitimiert werden kann. Experten als die Hüter „*formelhafter Wahrheit*“ (A. Giddens) haben ihren Anerkennungsvorschuss eingebüßt, seit die Wissenschaft ihren Absolutheitsanspruch auf den Besitz objektiver Wahrheit aufgeben musste und Wissen begründungspflichtig bzw. der Forderung nach Diskursfähigkeit ausgesetzt wurde. Letzteres ist wohl am deutlichsten in der Entwicklung der Rolle der Expertisen im Zusammenhang mit ökologischen Konflikten (Betrieb von Atomkraftwerken, Schwermetallbelastung des Wassers etc.) sichtbar geworden. „Unabhängige“ Gutachten werden nicht mehr nur von renommierten Universitätsinstituten erstellt, es gibt die Gegengutachten und Drittgutachten von außeruniversitären Einrichtungen, die längst anerkannt sind; alle sind darum bemüht, ihre Rationalitätsmodelle im Konflikt um Definitionsmacht durchzusetzen. Damit hat sich eine Situation eingestellt, die die Frage nach den Entscheidungslogiken der Politik auf der Basis solchen Expertenwissens provoziert. Übereinstimmung und Dissens zwischen Experten, also die Pluralität der rationalen Wissensgrundlagen ist eine Voraussetzung politischer Entscheidung geworden, in anderen Worten: sie ist ein Moment der Formalisierung von Entscheidungen. Zahlreiche Beispiele (von der Auseinandersetzung in Deutschland um die Stammzellenforschung bis zum Streit um den „Semmeringtunnel“ in Österreich) machen deutlich, dass die politische Entscheidungslogik durch die Konkurrenzlagen des Expertenwissens umgestaltet wird. Auch in Fällen, in denen es nur Un-

sicherheit und Zweifel geben kann, in denen also Expertenwissen zwar *notwendig* aber niemals *hinreichend* ist, lässt sich *Gewissheit* herstellen. Selbst, wenn ein Gegengutachten vermutlich nichts Neues bringen wird, darf diesem nicht vorgegriffen werden. Der Faktor Zeit beginnt seine Rolle zu spielen. Entscheidungen können hinausgeschoben werden, die dadurch verlängerte Auseinandersetzung trägt zur Legitimation der künftigen Entscheidung bei – es wurden „alle Aspekte ausführlich bedacht und erörtert“. Dieser Legitimationsgewinn ist deshalb fundamental, weil widersprüchliche Expertisen die Verantwortung für die zu fallende Entscheidung notwendig in die Verantwortung der Politik zurückverlagern. Damit werden Urteile und Befunde der Experten nicht bedeutungslos – auf ihre Argumentations- und Begründungsinhalte wird trotzdem zurückgegriffen –, aber ebenso klar ist, dass in einer solchen Situation Motive und Werthaltungen, die vorher schon bestanden, vermehrt eine Chance haben, wieder ins Spiel zu kommen.

Die Folge stellt sich für die Logik politischer Entscheidungsstrukturen und deren Verhältnis zum Expertentum folgendermaßen dar: Die politische Mobilisierung pluralisierter Expertenrationalitäten, die immer insinuiert, es würde aufgrund der besseren Argumente entschieden, wird zur Voraussetzung für den Weiterbestand traditioneller politischer Entscheidungslogiken. Entgegen der These von der Rationalität der politischen Entscheidungen auf der Grundlage klaren und begründeten Wissens, zur Verfügung gestellt durch die Wissenschaft, hält sich weiterhin, wenn auch unter geänderten Vorzeichen, der Modus weitgehend wertrationaler Entscheidungen aufgrund von Eliteninteressen und Parteilaisson. In der gegenwärtigen Diskussion über Wissenschaft und Praxis bleibt dieser letzte Aspekt aber weitgehend ausgeklammert.

Es gilt also festzuhalten, dass der Gedanke der durch Wissenschaft unterstützten Planung, wie er in der Zwischenkriegszeit entstanden war, im Zuge der tatsächlichen Entwicklung aus dem totalitären Zusammenhang entlassen worden war, gleichzeitig aber im theoretischen Diskurs in den Sozialwissenschaften auch den Konnex zu Herrschaft, Macht und geschichtsphilosophischer Reflexion weitgehend verloren hatte. Der größte Teil der Diskutanten in den Sozialwissenschaften der Sechziger- und Siebzigerjahre war selbst von einem technokratischen Selbstverständnis getragen.

Von jenem technokratischen Verständnis ist man heute weitgehend abgekommen, die Herrschaftsdiskussion aber ist in diesem Zusammenhang schmalbrüstig geblieben. Außerdem müssen der Wissenschaft auch neue Aufgaben angesonnen werden, die im traditionellen Wissenschafts-Praxis-Verhältnis kaum eine Rolle spielten.



## Anmerkungen

- 1 Ich werde „Soziologie“ und „Sozialwissenschaften“ je nach Kontext abwechselnd verwenden, ohne die beiden Begriffe in eins zu setzen.
- 2 Doch nicht nur die Konzepte haben, im Vergleich zu den Strukturen, die sie beschreiben sollen, an Prägnanz verloren, auch die Interessenschwerpunkte und „Generalthemen“ sind neuen gewichen. Vgl., im Vergleich zur jüngeren Diskussion und stellvertretend für andere Publikationen: Karrenberg, Albert (1963).
- 3 Vgl. dazu: Nowotny, Lambiri-Dimaki (1986) bzw. Amann (1983, 17–45).
- 4 Qualitativ hermeneutische Studien dienen immer mehr der Auslotung individueller Bedürfnisse zur Korrektur oder Feinabstimmung von Maßnahmen, Bedarfsprognosen sind in der Pflegevorsorge für Alte und Behinderte zu einem permanent eingesetzten Planungs- und Korrekturinstrument geworden, der Einsatz vergleichender Analysen zwischen den Ländern ist auf EU-Ebene gängige Praxis, um Problemdefinitionen zu finden und übergreifende Richtlinien zu formulieren.
- 5 Insbesondere: Kern (1982), der eine gute Übersicht über die gesellschaftlich-politischen Kontexte gibt, aus denen die frühe Sozialforschung hervorging.
- 6 Bryant (1976) gibt einige gute Hinweise, unter welchem Verständnis das Theorie-Praxis-Verhältnis in der „Klassik“ der Soziologie stand.
- 7 Allerdings sind solche Studien doch sehr spärlich gesät, in Österreich existiert keine nennenswerte.
- 8 In der Diskussion über diese Krise wurde allerdings der Krisenbegriff primär einmal durch die Soziologie selbst – in einem durchaus larmoyanten Ton – zum Schibboleth erhoben und außerdem kaum nach der „Krisis“ der modernen Wissenschaften insgesamt gefragt, wie die einschlägige Arbeit von E. Husserl es eventuell nahegelegt hätte.
- 9 1978 beginnt die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift mit dem Titel: „Knowledge: Creation, Diffusion, Utilization“ bei Sage-Publications. Anfang der Achtzigerjahre wird in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ein eigenes Schwerpunktprogramm mit dem Titel: „Verwendungszusammenhang sozialwissenschaftlicher Ergebnisse“ eingerichtet (die Initiatoren sind H. Hartmann und U. Beck).
- 10 Eine gute Übersichtsarbeit ist hier bei Wingens (1988) zu finden.
- 11 Im berühmtesten „Project Camelot“ zeichnete diese Erwartung, wie I. Horowitz berichtet, fast alle der Wissenschaftler aus, die an diesem Projekt teilnehmen wollten (Horowitz 1967).
- 12 Vgl. dazu: Treue (1955) als Zeugnis dieser Überlegung.
- 13 Es sei hier nur an die damalige Sozialpolitikdiskussion und die Rolle Frankreichs erinnert.
- 14 Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die österreichische Studie von Fischer-Kowalski, Bucek (1978), in der diese Zusammenhänge sehr deutlich diagnostiziert wurden, und die vermutlich *auch* deshalb in den Schubladen des politischen Schweigens verschwand.
- 15 Dazu u. a.: Nowotny (1975); Wingens (1988).
- 16 Sicher eine der am meisten beachteten: Caplan, Morrison, Stambaugh (1975).
- 17 Bereits 1961 war H. Plessner auf die „doppelte Verklammerung von Wissenschaft und moderner Industriegesellschaft“ in ihrer historischen Genese eingegangen: Plessner (1985).
- 18 Dieser Gedanke entsprang zuerst den sichtbaren Folgen einer Praxis der Umweltgefährdung und Umweltzerstörung, die ihrerseits in hohem Grade verwissenschaftlicht ist, speziell durch naturwissenschaftliches Wissen; zunehmend sind jedoch auch die Sozialwissenschaften Gegenstand solchen kritischen Fragens geworden.
- 19 Wesentliche Aspekte dieser Diskussion beinhaltet der 1982 erschienene Sonderband 1 der Zeitschrift „Soziale Welt“: „Soziologie und Praxis“ (Beck 1982). Mögliche neue Perspektiven werden in einzelnen Beiträgen ebenso sichtbar, wie die Unsicherheit über traditionelle Auffassungen, der Wille zu sachangemessener Reflexion der Probleme ebenso, wie die für die soziologische Wissenschaftsgemeinde nicht untypische Resignationsbereitschaft über das eigene Fach.
- 20 In den folgenden „Aufzählungen“ fasse ich die wesentlichen Elemente der einschlägigen Literatur stichwortartig nochmals zusammen.

- 21 Evaluation ist in den letzten Jahren zunehmend zum Element einer umfassender verstandenen politischen Planung geworden. Vgl. dazu: Amann, Kneusel, Löger (1996). Auch sei hier z. B. daran erinnert, dass in die auch durch Rationalisierungsabsichten getragene Strukturreform österreichischer Universitäten Gesetzesgrundlagen zum Zwecke regelmäßiger und verpflichtender Evaluation von Lehre und Forschung eingebaut worden sind.
- 22 In den folgenden Ausführungen beziehe ich mich schwergewichtig auf meine eigenen Erfahrungen, die ich in den letzten Jahren im Rahmen innovativer Praxisforschung, aber auch Grundlagenarbeit, in der Leitung zweier Forschungsinstitute und in der Arbeit an einem Universitätsinstitut gemacht habe.
- 23 Dieser Pseudolegitimierung dienen das Diktat der Auflagezahlen und Einschaltquoten in den Medien, aber auch der Koryphäenindustrie in den Wissenschaften und die Ideologisierungstrategien der Politik und der Medien im Zuge der neuen Religion der Globalisierung. Vgl. auch: Rosenmayr (2000, 62 f.).

## Literatur

- Albert, H., Wissenschaft und Politik. Zum Problem der Anwendbarkeit einer wertfreien Sozialwissenschaft, in: Topitsch, E. (Hrsg.), Probleme der Wissenschaftstheorie. Festschrift für Victor Kraft. Wien 1960, 201–232.
- Amann, A., Lebenslage und Sozialarbeit. Elemente zu einer Soziologie von Hilfe und Kontrolle. Berlin 1983.
- Amann, A., Kneusel, M., Löger, B., Wissenschaftliches Gutachten zum Burgenländischen Bedarfs- und Entwicklungsplan für die Pflegevorsorge. Endbericht. St. Pölten 1996 (Zentrum für Alterswissenschaften an der Landesakademie Niederösterreich).
- Amann, A., Kneusel, M., Löger, B., Nemeth, G., Urbas, E., Wiegele, B., Bedarfs- und Entwicklungsplan für die Pflegevorsorge in Niederösterreich (Wissenschaftliche Grundlage: Endfassung). St. Pölten 1997 (Zentrum für Alterswissenschaften an der Landesakademie Niederösterreich).
- Beck, U., Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis, in: Beck, U. (Hrsg.), „Soziologie und Praxis“. Soziale Welt, Sonderband 1. Göttingen 1982.
- Becker, H. (Hrsg.), Wissenschaftliche Experten und politische Praxis. Das Problem der Zusammenarbeit in der heutigen Demokratie (Bergedorfer Protokolle 17). Hamburg 1967.
- Bonß, W., Hartmann, H., Konstruierte Gesellschaft, rationale Deutung. Zum Wirklichkeitscharakter soziologischer Diskurse, in: Bonß, W., Hartmann, H. (Hrsg.), „Entzauberte Wissenschaft“. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen 1985.
- Bryant, C., Sociology in Action. A Critique of Selected Conceptions of the Social Role of the Sociologist. London 1976.
- Caplan, N., Morrison, A., Stambaugh, R., The Use of Social Science Knowledge in Policy Decisions at the National Level. Ann Arbor 1975.
- Cartellieri, B. W., Bildungs- und Forschungspolitik für 1980, in: Kaiser, J. H. (Hrsg.), Planung I. Recht und Politik der Planung in Wirtschaft und Gesellschaft. Baden-Baden 1965, 391–403.
- Daly, M., Lewis, J., The Concept of Social Care and the Analysis of Contemporary Welfare States, in: British Journal of Sociology 51/2 (2000), 291–298.
- Fischer-Kowalski, M., Bucek, J. (Hrsg.), Sozialbericht über Ungleichheit in Österreich. Wien 1978 (als Manuskript vervielfältigt, mehrere Berichtsteile).
- Flohr, H., Rationalität und Politik. Neuwied 1975, 2 Bde.
- Freyer, H., Herrschaft und Planung. Zwei Grundbegriffe der politischen Ethik. Hamburg 1933.
- Habermas, J., Dogmatismus, Vernunft und Entscheidung. Zur Theorie und Praxis in der verwissenschaftlichten Zivilisation, in: Habermas, J., Theorie und Praxis. Frankfurt/Main 1963, 307–335.
- Habermas, J., Technik und Wissenschaft als „Ideologie“. Frankfurt/Main 1968.

- Horowitz, I., *The Rise and Fall of Project Camelot. Studies in the Relationship Between Social Science and Practical Politics.* London 1967.
- Jungk, R., Mundt, H. J. (Hrsg.), *Modelle für eine neue Welt.* München, Wien, Basel 1964 ff.
- Kaiser, B. J., *Exposé einer pragmatischen Theorie der Planung*, in: Kaiser, J. B. (Hrsg.), *Planung I., Recht und Politik der Planung in Wirtschaft und Gesellschaft.* Baden-Baden 1965, 11–34.
- Karrenberg, F., Albert, H. (Hrsg.), *Sozialwissenschaft und Gesellschaftsgestaltung.* Berlin 1963.
- Kern, H., *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien.* München 1982.
- Krauch, H. (Hrsg.), *Beiträge zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik. (Studiengruppe für Systemforschung).* Heidelberg 1966.
- Lazarsfeld, P.F., Reitz, P., *An Introduction to Applied Sociology.* New York 1975.
- Lenhardt, G., Offe, C., *Staatstheorie und Sozialpolitik*, in: Ferber, Ch. Von, Kaufmann, F. (Hrsg.), „Soziologie und Sozialpolitik“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderband 19.* Opladen 1977.
- Lohmar, U., *Politik und Planung*, in: Lohmar, U. (Hrsg.), *Deutschland 1975. Analysen, Prognosen, Perspektiven.* München 1965, 232–241.
- Lompe, K., *Wissenschaftliche Beratung der Politik. Ein Beitrag zur Theorie anwendender Sozialwissenschaften.* Göttingen 1966.
- Lübbe, H., *Herrschaft und Planung. Die veränderte Rolle der Zukunft in der Gegenwart*, in: Lübbe, H., *Theorie und Entscheidung.* Freiburg 1971, 62–84.
- Mayer, H., Ritter, K., Mayntz, R. (Hrsg.), *Politik und Wissenschaft.* München 1971.
- Morkel, A., *Politik und Wissenschaft. Möglichkeiten und Grenzen wissenschaftlicher Beratung in der Politik.* Hamburg 1967.
- Nowotny, H., Lambiri-Dimaki, J. (Eds.), *The Difficult Dialogue Between Producers and Users of Social Science Research. (Eurosocial)* Vienna 1986.
- Nowotny, H., *Zur gesellschaftliche Irrelevanz der Sozialwissenschaften*, in: Stehr, N., König, R. (Hrsg.), „Wissenschaftssoziologie“, *Sonderheft 18 der KZSS.* Opladen 1975, 445–456.
- OECD (Eds.), *The Social Sciences and the Policies of Government.* Paris 1966.
- OECD (Eds.), *Social Sciences in Policy Making.* Paris 1979.
- OECD (Eds.), *The Utilization of Social Sciences in Policy Making in the United States.* Paris 1980.
- Offe, C., *Berufsbildungsreform. Eine Fallstudie über Reformpolitik.* Frankfurt/Main 1975.
- Plessner, H., *Wissenschaft und moderne Gesellschaft*, in: Plessner, H., *Gesammelte Schriften.* Frankfurt/Main 1985, Bd. X, 241–249 (erstmalig 1961).
- Rose, H., *Gelenkte Wissenschaft in der gelenkten Gesellschaft*, in: Stehr, N., König, René (Hrsg.), „Wissenschaftssoziologie“, *Sonderheft 18 der KZSS.* Opladen 1975, 429–444.
- Rosenmayr, L., *Soziologie: Forschung im Gesellschaftsbezug*, in: *Menschen, Märkte, Meinungen. 50 Jahre Fessel-GfK.* Wien 2000, 47–76.
- Sassen, S., *New Frontiers Facing Urban Sociology at the Millennium*, in: *British Journal of Sociology* 51/2 (2000), 143–159.
- Schelsky, H., *Unbewältigte Zukunft*, in: *Der Spiegel*, 19. Jg., 1965, Heft 31, 77–78.
- Treue, W., *Hitlers Denkschrift zum Vierjahresplan 1936*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 3, 1955, 184–210.
- Weiss, C., *Three Terms in Search of Reconceptualization: Knowledge, Utilization, and Decision-Making*, in: Holzner, B., Knorr, K., Strasser, H. (Eds.), *Realizing Social Science Knowledge.* Wien 1983.
- Wingens, M., *Soziologisches Wissen und politische Praxis.* Frankfurt/Main, New York 1988.



## Teil II: Nähe und Ferne „benachbarter Disziplinen“

... die Disziplin der ...

... die Disziplin der ...

... die Disziplin der ...



1. Theorie und Empirie

Theorie ohne Empirie ist leer, Empirie ohne Theorie ist blind: Dieser (von mir sprachlich leicht aktualisierte) Satz von Kant<sup>2</sup> kann vermutlich auf unser aller Zustimmung rechnen. Es gibt wenige Aussagen der Wissenschaftstheorie, die ähnlich unbestritten sind. Aber damit fangen die Probleme erst an. Wie können, wie sollen Theorie und Empirie angemessen aufeinander bezogen werden?

Ich beginne mit einem kleinen Umweg über Paul F. Lazarsfeld, einen der Gründerväter der heutigen Wiener Soziologie. Was er in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts in Wien als Soziologie vorfand (verkörpert insbesondere durch Othmar Spann), lehnte er ab – nicht nur weil er Spanns politischen Konservatismus bekämpfte, sondern auch, weil er eine empirische Fundierung mit Methoden auf der Höhe der Zeit forderte. Auf der Höhe der Zeit: das konnte Soziografie sein (wie in der Marienthal-Studie), es konnte aber auch Marktforschung sein – da gab es bei Lazarsfeld ungeachtet seiner sozialistischen Neigungen keine Berührungsängste. Nach seiner Emigration in die USA wurde Lazarsfeld zu einem der Begründer der empirischen Sozialforschung und zu einem ihrer wirkungsmächtigsten Praktiker. In den Auseinandersetzungen nach dem Zweiten Weltkrieg repräsentierte er das, was in Europa als „Amerikanisierung“ der Soziologie bezeichnet wurde – von den Traditionalisten als Verflachung beklagt, von den (zumeist jüngeren) Reformern als pragmatische, methodisch kontrollierte Hinwendung zur empirischen Realität geschätzt. Der europäischen Soziologie der Fünfzigerjahre stand Lazarsfeld kritisch gegenüber, sie war für ihn zu sehr nur theoretisch gerichtet. Es gab für ihn aber auch einige löbliche Ausnahmen. Im Vorspruch zur neuen Auflage der Marienthal-Studie von 1960 nennt er insbesondere Leopold Rosenmayr, der Erhebungen so zusammenfasse, dass sie Begriffsbilder ergeben, aus denen man weitere Folgerungen ableiten kann, „*nicht mit logischer Notwendigkeit, aber mit großer Plausibilität (...) als Zwischending zwischen einer Analogie und dem, was man heute ein Modell nennt*“ (Lazarsfeld 1975, 17 f.). Für ein Beispiel verweist Lazarsfeld auf Rosenmayrs Interviews mit alten Leuten in Wien, die zur Idee führten, „*daß sie ‚Intimität à la distance‘ suchen*“ (a. a. O.).<sup>3</sup>

„*Intimität auf Abstand*“ (Rosenmayr, Köckeis 1965) – das ist in der Tat ein Begriffsbild, dem eine glänzende Karriere beschieden war. Es hat die theoretischen Vorstellungen darüber, was unter den Bedingungen moderner Gesellschaften „Familie“ bedeutet, nachhaltig geprägt und inzwischen den höchsten Status erreicht, der für ein

sozialwissenschaftliches Konzept möglich ist: nämlich Teil der allen Gebildeten verfügbaren gehobenen Alltagssprache geworden zu sein, ohne dass man sich seines Urhebers noch bewusst ist. Ähnliches gilt für spätere Konzepte, etwa dasjenige der „*späten Freiheit*“ (Rosenmayr 1983). Im letzten Jahrzehnt hat Leopold Rosenmayr mit seinen intensiven Forschungen über Alter und Generationenverhältnis in afrikanischen Stammesgesellschaften (z. B. Rosenmayr 2000) erneut ein Thema aufgegriffen, das für eine empirisch verankerte Soziologie in theoretischem Interesse von hoher Fruchtbarkeit zu sein verspricht.

Das ist umso bemerkenswerter, als im Feld des höheren Alters das Fehlen einer angemessenen Verknüpfung von Theorie und Empirie besonders fühlbar ist. Was in der Soziologie generell ein Problem ist, stellt sich in der Alterssoziologie in zugespitzter Form. In seinem großen Überblick über die Soziologie des Alters von 1976 hat Leopold Rosenmayr selber zu Recht deren „*theoretische Sterilität*“ beklagt (Rosenmayr 1976, 253). Über weite Strecken würde diese Diagnose auch heute noch zutreffen. Anders gesagt: Die Alterssoziologie ist im Wesentlichen sowohl institutionell wie kognitiv eine typische angewandte Soziologie geblieben (vgl. Kohli 1990). Eine solche ist nicht nur dadurch charakterisiert, dass sie sich an den praktischen Problemen ihres Feldes orientiert, sondern auch dadurch, dass sie dessen sozial konstruierte Grenzen als selbstverständliche Konturen ihrer eigenen Perspektive übernimmt. Institutionell hat sich die Alterssoziologie stärker mit den entsprechenden Teilen anderer Disziplinen verbunden, die sich auf das (höhere) Alter konzentrieren, als mit der Soziologie selber. Ihr kognitives Programm hat sie sich ebenfalls durch den unmittelbaren Problemdruck dieses spezifischen Realitätsausschnitts vorgeben lassen. Ihr Bezug zur allgemeinen soziologischen Diskussion ist deshalb bisher gering.

Man muss diese Aussage differenzieren. Die theoretische Sterilität der Alterssoziologie ist bis heute von vielen Autoren als Mangel empfunden worden, und dies hat zu einer ganzen Reihe von Versuchen geführt, theoretische Ressourcen aus der allgemeinen Soziologie für die Deutung der empirischen Probleme der Alterssoziologie zu mobilisieren: von funktionalistischen oder symbolisch-interaktionistischen Theorieperspektiven in den Sechzigerjahren über solche der Phänomenologie oder der politischen Ökonomie in den Siebziger und Achtzigern bis zur Luhmann'schen Fassung der Systemtheorie oder der Elias'schen Figurationssoziologie in den Neunzigern. Aber diese Verknüpfung von soziologischer Theorie und empirischer Altersforschung ist eine Einbahnstraße geblieben: Die Empirie sucht, um nicht mit Blindheit geschlagen zu sein, eine theoretische Grundlage, aber die Theorie ist sich ihrer empirischen Leere in dieser Hinsicht noch nicht bewusst geworden. Es hat, in anderen Worten, noch kaum einen kognitiven Einfluss der Altersforschung auf die soziologische Theorie gegeben. Auch in diesem fundamentalen Sinne ist die Alterssoziologie nach wie vor eine angewandte Soziologie.



Die Schuld daran liegt allerdings nicht nur bei der Alterssoziologie, sondern auch beim vorherrschenden Stil der Theoriebildung in der Soziologie. Manche allgemeinen Theorieprogramme – nicht nur diejenigen, die diese Begriffe explizit auf sich selber anwenden – stehen entschieden unter dem Zeichen der Selbstreferenzialität und Selbsterzeugung; und auch dort, wo sie sich auf die empirischen Teilbereiche der Gesellschaft einzulassen behaupten, wie etwa in Niklas Luhmanns großen Schriften zur Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Religion der Gesellschaft, schneiden sie sich ihren Gegenstand bis zur empirischen Unkenntlichkeit zu. Die Beschäftigung mit allgemeiner Gesellschaftstheorie ist deshalb in der Soziologie selber zu einem Spezialgebiet geworden. Was dagegen in den bereichsspezifischen Feldern als „Theorie“ gehandelt wird, ist solche mittlerer oder geringer Reichweite.

## *2. Altern als Herausforderung an die Soziologie*

Die Folgen solcher Einseitigkeit sind auch für die allgemeine soziologische Theorie fatal. Ihre Artikulation mit den Fragen des gesellschaftlichen Alterns steht noch aus; sie hat bisher nicht einmal die Fragen erkannt (vgl. Backes, Clemens 2000). Dabei geht es für sie keineswegs nur um die Akquisition eines neuen Gegenstandes, für dessen Bearbeitung die Einfügung einiger neuer Variablen in den gewohnten kategorialen Apparat genügen würde; dieser selber wird vielmehr zum Problem. Der Prozess des Alterns der Gesellschaft erzeugt nicht nur einen neuen Themenbereich, sondern ist auch eine Herausforderung für die Grundlagen der Theoriebildung – Grundlagen, die aus einer Zeit stammen, bevor dieser Prozess sich konturierte.

Die Herausforderung lässt sich am besten fassen, wenn man sich den strukturellen Grundtatbestand bewusst macht, von dem die klassischen soziologischen Theorien ausgehen: die moderne (kapitalistische bzw. industrielle) gesellschaftliche Organisation der Arbeit und ihr Verhältnis zu den übrigen Bereichen der Gesellschaft. Die soziologische Perspektive auf diesen Tatbestand wird deutlicher, wenn man sie mit der ökonomischen kontrastiert. In der Ökonomie geht es um rationale Wahlhandlungen, in der Soziologie um Vergesellschaftung. Für die Ökonomie ist die Wirtschaft ein System, das Produktionsfaktoren zum Zwecke der Produktion von Gütern zusammenfasst und von dem entsprechende Verteilungswirkungen ausgehen. Für die Soziologie ist sie ein System, das Menschen vergesellschaftet, indem es sie mit Einkommen und entsprechenden Konsumchancen ausstattet, aber auch indem es sie mit systematischen Aufgaben konfrontiert und ihre Kompetenz fordert, ihren Alltag regelhaft strukturiert, sie in soziale Beziehungen – Kooperation ebenso wie Konflikt und Abhängigkeit – einbindet, ihnen ihren gesellschaftlichen Ort anweist und ihre Identität prägt. In den mo-

dernen Gesellschaften sind diese Vergesellschaftungsleistungen der Wirtschaft besonders gewichtig, und ihre Charakterisierung als „Arbeitsgesellschaften“ hebt gerade dies hervor: Arbeit sichert in ihnen nicht nur – wie in allen anderen Gesellschaften auch – die wirtschaftliche Reproduktion, sondern ist darüber hinaus der Fokus ihrer grundlegenden Werte und Weltauffassung; Arbeit ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt des materiellen Überlebens und der Organisation wirtschaftlicher und politischer Interessen relevant, sondern darüber hinaus unter demjenigen der kulturellen Einheit der Gesellschaft und der Erfahrung und Identität ihrer Mitglieder.

Wenn davon auszugehen ist, dass das gesellschaftliche Leben um die Arbeit herum strukturiert ist – wie lässt sich dann eine Situation theoretisch bewältigen, in der ein großer (und sich weiter vergrößernder) Teil der Bevölkerung den Bereich der formell organisierten Erwerbsarbeit verlassen hat, und zwar auf Dauer? Vor einer Antwort auf diese Frage ist zunächst ein Einwand gegen die Frage selber auszuräumen. Er lautet, dass diese Zentralität der Arbeit heute nicht mehr gegeben sei. Paradoxiertweise tauchte ja der Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ in der Soziologie erst im Zuge der Entwicklung auf, in der die mit ihm gemeinten Strukturbedingungen empirisch fraglich wurden (Matthes 1983). Die Bedeutung von Konsum und Freizeit nimmt zu, sowohl strukturell – hinsichtlich der verfügbaren Ressourcen – als auch kulturell – hinsichtlich der grundlegenden Werte. Aber zumindest mit Bezug auf die Organisation des Lebenslaufs sind die Strukturbedingungen der Arbeitsgesellschaft, wie sich bei einer Prüfung der entsprechenden Befunde erweist (Kohli 2000), noch in erstaunlichem Maße in Kraft. Die „Normalerwerbsbiografie“ hat sich zwar an ihren beiden Rändern (der Einstiegs- und der Ausstiegsphase) etwas aufgeweicht und ist auch in ihrer Kernphase stärker als früher von instabilen und marginalen Beschäftigungsverhältnissen durchsetzt; aber für die meisten männlichen Erwerbstätigen ist sie nach wie vor und für die weiblichen sogar zunehmend bestimmend. Von Patchwork-Biografien ist bisher wenig zu sehen. Das besondere Interesse, das die empirische Altersforschung der Soziologie bietet, entsteht also aus dem Problem, dass die Theoriearchitektur der (klassischen) Soziologie explizit oder auch nur implizit von der Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft ausgeht. Die zeitgenössischen Theorieentwürfe machen andere Perspektiven stark (Wissen, Information, Risiko, Optionenvielfalt), aber in manchen ihrer verborgenen Grundannahmen bleiben sie der arbeitgesellschaftlichen Struktur verhaftet.

Ich habe dies vor zehn Jahren am Beispiel der Theorien sozialer Ungleichheit ausgeführt (Kohli 1990). Die Theorien sozialer Ungleichheit richten sich im Wesentlichen auf zwei Sachverhalte. Der erste ist die Verortung von Individuen bzw. Gruppen in der sozialen Hierarchie – anders gesagt: ihre Verteilung auf und Rekrutierung für hierarchisch geordnete Positionen – und ihr entsprechender Zugang zu Ressourcen und Lebenschancen. Der zweite sind die sozialen Beziehungen, die aus dieser Verortung

entstehen, die Formierung von Interessen und damit die Konflikte, welche die Gesellschaftsstruktur prägen und ihr ihre Dynamik geben. (Dies entspricht im Wesentlichen der Marx'schen Unterscheidung zwischen *Klasse an sich* und *Klasse für sich*.) Für beide Sachverhalte bringt die Institutionalisierung der Ruhestandsphase Probleme, die zunächst gar nicht erkannt wurden und auch heute noch nicht wirklich gelöst sind.

Dabei ist es in weiten Bereichen der Forschung seit längerem zumindest im Prinzip unbestritten, dass soziale Ungleichheit in einem lebenszeitlichen Bezugsrahmen zu sehen ist: als Prozess statt als dauerhafte Struktur (so schon Müller 1977). Aber diese Ansätze machten lange an der Schwelle zum Ruhestand halt; das Erwachsenenleben wurde implizit so behandelt, als sei es koextensiv mit dem Erwerbsleben. Die Folgen dieser Beschränkung lassen sich an zwei repräsentativen Beiträgen zur Klassenanalyse der Achtzigerjahre beobachten, von denen der erste eine Verbindung von Marx'scher und Weber'scher Konzeption anstrebte, während der zweite auf einer marxistischen Grundorientierung aufbaute: demjenigen von Giddens (1981) und demjenigen von Wright (1985). Die individuelle Klassensituation erscheint in diesen Studien noch als merkwürdig zeitlose Eigenschaft; sie wird ohne systematischen Bezug auf Veränderungen im Lebenslauf diskutiert. Die einfachste Art, das Problem des Alters für die Theorie sozialer Ungleichheit zu lösen, besteht darin, es für irrelevant zu erklären, indem behauptet wird, es ändere sich im Alter gar nichts, es gebe also eine Kontinuität der Klassenlage vom Erwerbsleben in den Ruhestand. Die Bedeutung der gesellschaftlichen Altersgliederung wird damit heruntergespielt oder ganz verneint. Die Ungleichheit *des* Alters verschwindet hinter der Ungleichheit *im* Alter, und letztere ist ein nicht weiter differenzierungsbedürftiger Teil der Ungleichheit im Leben als Ganzem.

Man kann das Kontinuitätsargument soweit akzeptieren, als die Ungleichheiten des Erwerbssystems chronifiziert werden und dadurch auch das Leben im Alter weiterhin dominieren. Für das Einkommen gilt das zum Teil in der Tat: Soweit die öffentlichen Rentensysteme auf die Aufrechterhaltung der Statusdifferenzen in der Erwerbsarbeit gerichtet sind – dies entspricht dem „konservativen“ bzw. korporatistischen Wohlfahrtsregime der meisten kontinentaleuropäischen Länder –, gibt es eine hohe Korrelation zwischen Erwerbs- und Ruhestandseinkommen. Aber diese scheinbar leichte Lösung des Problems ist mit verschiedenen Schwierigkeiten behaftet. Erstens ist die Korrelation auch in den korporatistischen Wohlfahrtsstaaten nicht vollständig; es gibt Fälle und Gruppen (etwa die Selbständigen), für die das Transfereinkommen der Rentenversicherung nach anderen Dimensionen strukturiert ist als ihr früheres Arbeitseinkommen, und darüber hinaus existieren mannigfache Umverteilungselemente. Zweitens ist die Korrelation zwischen Erwerbs- und Ruhestandseinkommen eine solche des Rangs, aber nicht des absoluten Niveaus; das Ruhestandseinkommen bringt gegenüber dem Erwerbseinkommen schon heute gewöhnlich eine erhebliche Einbuße.

Und schließlich gibt es eine dritte Schwierigkeit, die grundsätzlichsste: das Kontinuitätsargument versagt gegenüber dem Beziehungsaspekt der Klassenlage. Vor allem bei einer Orientierung am marxistischen Klassenkonzept führt dies zu unlösbaren Problemen. Wenn der Kern der Klassentheorie in der Existenz einer Masse von (formal) freien Lohnabhängigen besteht, die ihre Arbeitskraft als Ware im Tausch für die Mittel zu ihrer Subsistenz verkaufen müssen (so auch noch Giddens 1981, 298), wird es in der Tat schwierig, diese Theorie auf Personen zu beziehen, die einen auf Sozialbürgerrechte gestützten Einkommensanspruch haben.

Aus diesen Gründen ist ein einfaches Modell von Kontinuität vom Erwerbsleben zum Ruhestand nicht brauchbar, schon gar nicht, wenn es auf den Einkommensaspekt beschränkt bleibt. Sowohl die Marx'sche wie die Weber'sche Klassentheorie gehen über die materiellen Aspekte der Klassenlage hinaus – die eine, indem sie sich auf die aus ihr erwachsenden Vergesellschaftungsformen und sozialen Konflikte konzentriert, die andere, indem sie diese auf Aspekte von Politik und Kultur (Macht und Status) ausweitet. Um dem gerecht zu werden, ist ein breiterer Ansatz erforderlich, der sich nicht nur auf die Art des Einkommens bezieht, sondern auch auf die Beziehungsstruktur zwischen Einkommensempfänger und „Geber“, die damit konstituiert wird. Außerdem muss er dem Tatbestand gerecht werden, dass im höheren Alter politische Interessen und lebensweltliche Statuserfahrungen nicht mehr in gleicher Weise unmittelbar mit der Einkommengewinnung verknüpft sind wie im Erwerbsleben, da die vergesellschaftenden Wirkungen der alltäglichen Erwerbsarbeit wegfallen.

Inzwischen haben sich die Theorien sozialer Ungleichheit weiter ausdifferenziert. Es sind neue Ansätze der „Verzeitlichung“ sozialer Ungleichheit entstanden (z. B. Berger, Hradil 1990). Neben die Klassen- und Schichttheorien sind Theorien der Lebensstile und sozialen Milieus getreten. Außerdem hat sich die Theoriesprache von der ausschließlichen Konzentration auf Ungleichheit der Ressourcen gelöst und sich zu derjenigen der Vergesellschaftung insgesamt verlagert (etwa mit dem Begriffspaar von Inklusion/Exklusion, vgl. Woodward, Kohli 2001). Diese verschiedenen Ansätze sind allerdings nicht als sich gegenseitig ausschließende Alternativen zu verstehen, sondern machen nur unter dem Gesichtspunkt gegenseitiger Artikulation Sinn. Es geht also z. B. um die Fragen, wie Klasse und Schicht mit andern („horizontalen“) Ungleichheiten wie Geschlecht oder Milieu verknüpft sind oder wie sich verschiedene Ungleichheitsdimensionen im Hinblick auf allgemeine Inklusion/Exklusion bündeln und verstärken oder sich neutralisieren. Für solche Fragen bildet das höhere Alter ein besonders gut konturiertes Modell, und es ist über soziale Ungleichheit hinaus auch für andere allgemeine Theorieprobleme ertragreich.

### 3. Vier Forschungsbeispiele

Ich möchte dieses theoretische Potenzial der Altersforschung an vier Beispielen aus unserer eigenen Forschung des vergangenen Jahrzehnts erläutern. Sie sind Beispiele dafür, wie wir die skizzierten Schwierigkeiten der Theorie-Konstruktion empirisch gewendet und in entsprechende Untersuchungen umgesetzt haben. Man könnte in einem erweiterten Sinne von „Fallstudien“ sprechen: Studien über jeweils ein thematisches Feld, das im Hinblick auf das zur Debatte stehende Konstruktionsproblem einen kritischen Fall darstellt.

Das *erste* Beispiel betrifft die Altersposition als Grundlage für politische Partizipation und Mobilisierung (Kohli, Neckel, Wolf 1999). Es geht also um den zweiten der beiden Sachverhalte, die in den Theorien sozialer Ungleichheit bearbeitet werden: den Zusammenhang zwischen sozialer Verortung und Interessenorganisation. Für die Soziologie allgemein lautet die Frage: Wie müssen Theorien der Formierung und Mobilisierung von Interessen konstruiert sein, um den Lebenslagen jenseits der Erwerbsarbeit gerecht zu werden?

Im Zuge der Entwicklung der öffentlichen Alterssicherung haben sich in einigen Ländern (z. B. in Holland, Schweden und den USA) bereits relativ früh Interessenorganisationen Älterer herausgebildet, die als Lobbies oder „pressure groups“ zugunsten der Durchsetzung und Sicherung der sozialstaatlichen Leistungen wirken. Die Situation in Deutschland bildet dazu einen Kontrastfall. Erst in der jüngeren Vergangenheit haben sich hierzulande ältere Menschen in Seniorenbeiräten oder eigenen Organisationen zusammengeschlossen und sich z. B. in der Kommunalpolitik zu Wort gemeldet. Zwar sind die Älteren in Deutschland – wie in anderen Industriegesellschaften auch – zu einem gewichtigen politischen Machtfaktor geworden. Zukünftig wird ihre Bedeutung noch weiter zunehmen. Politik ohne die Älteren ist immer schwerer zu machen. Aber die aktive Beteiligung Älterer in politischen Prozessen ist gegenwärtig noch gering. In Parlamenten, Vorständen und anderen politischen Gremien sind die Senioren unterrepräsentiert. Die numerische Macht der Älteren steht im Widerspruch zu ihrer Beteiligung an der politischen Macht. Insofern lässt sich von einer latenten Altenmacht sprechen, der gegenwärtig noch kein direkter Einfluss im politischen Geschehen entspricht. Dies ist jedoch in schneller Veränderung begriffen. Die spezifischen Vertretungen der Älteren sind nach wie vor relativ schwach, und von sozialen Bewegungen der Älteren ist ebenfalls wenig zu sehen. Angesichts dessen kommt den gesellschaftlichen Großorganisationen – den politischen Parteien und den Gewerkschaften – eine besondere Rolle zu. Auf sie wirkt ein Druck von außen, sich auf die sich verändernde Altersstruktur der Bevölkerung einzustellen, und zugleich von innen, weil die wachsende Zahl ihrer älteren Mitglieder auf bessere Repräsentation und größere Mitwirkung drängt. Wie strukturieren sich diese gesellschaftlichen Großorganisationen um, um die Ruhestandspopulation

an sich binden und mobilisieren zu können – und zwar in einer Epoche, in der auch unter den Älteren die „Stammwähler“ bzw. „Stammmitglieder“ zunehmend aussterben?

Paradox scheint die Lage vor allem für die Gewerkschaften zu sein (vgl. die Fallstudie von Wolf, Kohli, Künemund 1994). Als Arbeitnehmerorganisationen hätten sie – so könnte man annehmen – primär die Interessen der Erwerbstätigen zu vertreten. Sie müssten für hohe Löhne sowie für die Erhaltung und Schaffung von Arbeitsplätzen und damit für möglichst niedrige Lohnnebenkosten eintreten. Aber so einfach ist die Sache nicht. Zum einen verstehen sich die Gewerkschaften schon immer als Interessenvertretung auch der ehemals Erwerbstätigen. Zum anderen gewinnen die Älteren auch in den Gewerkschaften zunehmend an Gewicht und bringen ihre Interessen ein. Unbeabsichtigt und weitgehend unbemerkt sind die Gewerkschaften zu einem der größten Seniorenverbände in Deutschland geworden.

Das geht allerdings nicht ohne Konflikte ab. Es müssen neue Organisationsformen gefunden werden, in der die potenziellen Interessengegensätze zwischen Erwerbstätigen und Rentnern vermittelt und stillgestellt werden. Damit wird die Ruhestandsbevölkerung in eigenständigen Formen organisiert, aber zugleich partiell an die Erwerbsphase zurückgebunden. Die politische Partizipation und Mobilisierung der Älteren erfolgt also in einer Weise, in der bezogen auf die Erwerbsphase sowohl die Kontinuität wie auch die Diskontinuität der Lebenslage Alter berücksichtigt werden. Man könnte von einer biografischen Konzeption der Vergesellschaftung im Alter sprechen.

Das *zweite* Beispiel richtet sich auf eine andere Dimension der Vergesellschaftung im Alter, nämlich die institutionalisierten Formen von Tätigkeit jenseits der Erwerbsphase. Gibt es nachberufliche Tätigkeitsformen, deren Wirkungen denen der Berufsarbeit entsprechen? Wir haben einige solche Tätigkeitsformen zum Gegenstand einer Reihe qualitativer Fallstudien gemacht. Es handelt sich um Ältere, die als Teilzeitarbeiter oder Selbständige in Handwerk und Einzelhandel noch Erwerbsarbeit leisten, um ehrenamtlich Tätige, um Aktive in selbstorganisierten politischen Interessenvertretungen und um Aktive in institutionalisierten Hobbykulturen. Diesen Tätigkeiten ist gemeinsam, daß sie nicht von anderen (z. B. professionellen Sozialarbeitern) für Ältere organisiert werden, sondern von diesen selbst in Gang gesetzt werden oder Angebote des Marktes aufnehmen; sie gehören also zum gesellschaftlichen Spontanbereich.

Strukturell besonders interessant sind zunächst die (wenigen) Ruheständler, die noch Erwerbsarbeit leisten, denn an ihnen lassen sich die Parallelen und Unterschiede zur „eigentlichen“ Berufsphase besonders gut verdeutlichen. Ihnen ist wichtig, etwas „Ernsthaftes“ zu machen, eine „Pflicht“ zu haben, etwas zu leisten und gefordert zu werden. Auch die Chance zur Interaktion mit anderen (den Kollegen und den Besuchern bzw. Klienten) ist von großer Bedeutung. Die Ansprüche an Qualifikation und Status sind dagegen vor dem Hintergrund eines relativ erfolgreichen Erwerbslebens

nicht mehr so hoch. Man hat in der Vergangenheit, in der abgeschlossenen „aktiven“ Phase des Lebenslaufs genug geleistet und braucht seine Fähigkeiten jetzt nicht mehr unbedingt unter Beweis zu stellen. Die restriktiven Aspekte der Tätigkeit werden ertragen, weil sie ja freiwillig ist und im Prinzip jederzeit beendet werden kann. Der „Rentnerjob“ wird also als sinnvolle Form der Erwerbstätigkeit in der – ökonomisch durch die Rente abgesicherten – dritten Phase des Lebenslaufs angesehen. Es gibt eine Kontinuität der Erwerbstätigkeit, jedoch verbunden mit dem objektiven Bruch der Verrentung eine Neudefinition der Ansprüche an sie. Sie hat im Ruhestand einen anderen Charakter als in der „aktiven“ Phase des Lebenslaufs.

Einen klaren Kontrast dazu bilden die Hobbyisten. Der Bezug auf die biografischen Erfahrungen erfolgt in dieser Gruppe nicht über die Erwerbsarbeit, sondern über das Hobby. Die Erwerbsarbeit war für diese ausgeprägten Hobbyisten seit jeher oder wurde zunehmend eine Belastung. Der Übergang in den Ruhestand wurde für sie vor diesem Hintergrund zu einer Befreiung: zur Chance, endlich das zu tun, was sie schon immer tun wollten. „Mit Ernst und Leidenschaft“ muß der Hobbyist bei seiner Sache sein. Die Emphase liegt auf der lebenslangen Verpflichtung; sie sichert dem Hobby sein Gewicht. Entsprechend schwierig ist es, als vollgültiger Hobbyist anerkannt zu werden, wenn man erst nach dem Übergang in den Ruhestand damit beginnt.

An diesen beiden Tätigkeitsfeldern lässt sich darlegen, was sie mit der Erwerbsarbeit verbindet und wie sie Kontinuität von der Berufsphase in die nachberufliche Phase sichern. In beiden Fällen setzt diese Kontinuität die Diskontinuität des Übergangs in den Ruhestand voraus. Die Altersgrenze wird zur Ressource – nicht nur materieller Art, indem sie den Zugang zur Altersrente ermöglicht, sondern auch moralischer Art, indem sie im positiven oder negativen Sinne das Berufsleben abschließt.

Ähnliches ließe sich mit Bezug auf Ehrenamt und zum Teil auch auf produktive Tätigkeiten im sozialen Nahbereich von Familie und Nachbarschaft – wie Pflege oder Enkelbetreuung – zeigen. Das Ausmaß und der gesellschaftliche Wert dieser Tätigkeiten sind beträchtlich, auch wenn sie mit zunehmendem Alter zurückgehen (Künemund 2000). Sie sind jedoch nicht nur sozialpolitisch bedeutsam, sondern auch – worauf es hier ankommt – theoretisch: durch ihre Strukturanalogien zur Erwerbsarbeit. Nachberufliche Tätigkeitsformen sind der Erwerbsarbeit zugleich ähnlich und unähnlich.

Das *dritte* Beispiel betrifft die Pluralität von Vergesellschaftungsbezügen, wie sie etwa in der neueren sozialpolitischen Forschung unter den Begriffen „Wohlfahrtspluralismus“ bzw. „Wohlfahrtsmix“ angesprochen wird (Evers, Olk 1996). Das höhere Alter macht diese Koexistenz unterschiedlicher Dimensionen der Lebenslage in besonders herausfordernder Weise deutlich, da in ihm die Prägekraft der Erwerbsarbeit stark abnimmt. Es geht um die Zusammenhänge zwischen mindestens vier Bereichen (Subsystemen) mit je eigenen Leistungsbedingungen, Verteilungswirkungen, Handlungs- und

Beziehungslogiken: Markt, Staat, Zivilgesellschaft (oft unter dem Begriff „Dritter Sektor“ thematisiert) und Familie (bzw. gesellschaftlicher Nahbereich). Die Forschung hat sich bisher vor allem mit dem Verhältnis von Markt und Staat befasst, das mit dem Übergang in den Ruhestand für die meisten ehemaligen Erwerbstätigen eine starke Veränderung erfährt: Die Dominanz der Erwerbseinkommen und der betrieblichen Vergesellschaftung weicht einer Dominanz der öffentlichen Renteneinkommen und damit der Abhängigkeit vom Sozialstaat. Wir haben in den letzten Jahren das Hauptgewicht auf das Verhältnis von Familie und Sozialstaat gelegt, ein Feld, für das wir mit dem Alters-Survey erstmals repräsentative Daten für Deutschland zur Verfügung haben (Kohli, Künemund, Motel, Szydlik 2000; Szydlik 2000). Der Alters-Survey erlaubt eine umfassende Analyse der verschiedenen Beziehungs- und Austauschformen zwischen den Familienmitgliedern und hebt vor allem die Wichtigkeit der Verbindungen zwischen den Generationen in der Familie hervor. Von besonderem Interesse sind in diesem Spektrum die materiellen Leistungen in Form von Geld- und Sachtransfers, wobei die Älteren gegenüber ihren Kindern und Enkeln – auch wenn diese schon erwachsen sind – hier klar in der Position der Netto-Geber bleiben.

Die Transfers zwischen den Generationen in der Familie fließen also in umgekehrter Richtung zu den Transfers im Umlageverfahren der Rentenversicherung. Was heißt das für das Verhältnis zwischen familialem und staatlichem Generationenvertrag? Die traditionelle Auffassung lautete, im Modernisierungsprozess bestehe zwischen der Herausbildung der Kernfamilie – also der „strukturellen Isolierung“ der Älteren von ihren erwachsenen Kindern, wie es Parsons (1942) formulierte – und derjenigen des Wohlfahrtsstaats eine funktionale Entsprechung, indem manche früheren Funktionen der Familie nun zunehmend vom Wohlfahrtsstaat übernommen würden. Für andere Autoren war es nicht nur ein Entsprechungs-, sondern ein Verdrängungsverhältnis: Sie betrachteten die Expansion des Wohlfahrtsstaates nicht nur als eine Begleiterscheinung der zunehmenden Distanz zwischen den erwachsenen Generationen in der Familie oder als ein funktionales Äquivalent für sie, sondern als ihre Ursache.

Inzwischen hat sich gezeigt, dass diese Distanz geringer ist, als in dieser Perspektive angenommen wurde. Mit der Forschung über Transfers können wir demonstrieren, dass die Familie auch über die Trennung der Haushalte hinaus ein wirksames materielles Austauschsystem bleibt. Zwar ist die Vergabe von Transfers durch die Eltern stark von ihrer eigenen finanziellen Lage abhängig, aber auch in den unteren Einkommensgruppen findet sich noch ein beträchtlicher Anteil an Gebern; und da bei den älteren Angehörigen dieser Gruppen das Einkommen fast vollständig aus den Zahlungen der Rentenversicherung bzw. Pensionen besteht, ist für sie die Möglichkeit des Gebens unmittelbar daran gebunden, dass sie solche Leistungen aus dem staatlichen Generationenvertrag empfangen. Familiäre Transfers setzen also zu einem guten Teil öffentliche Transfers voraus.



In gewisser Weise kann man durchaus sagen, dass die Familie durch den Wohlfahrtsstaat verdrängt worden ist – nämlich im Hinblick auf die Verpflichtung der Jüngeren, für ihre alten Eltern finanziell aufzukommen. Diese Verpflichtung gibt es heute nicht mehr; sie ist vom Wohlfahrtsstaat übernommen worden. Aber entscheidend ist, dass diese wohlfahrtsstaatlichen Leistungen nun die Grundlage für ganz neue Leistungen der Familie geworden sind – nämlich solche, die den Jüngeren zugute kommen. In diesem Sinne ist die Familie durch den Wohlfahrtsstaat nicht verdrängt oder geschwächt, sondern gestärkt worden. (Ähnliches gilt für den Zusammenhang zwischen privaten und öffentlichen Hilfen bei Pflegebedürftigkeit.) Die Forschung über Generationentransfers in der Familie belegt demnach nicht nur die nach wie vor gegebene Bedeutung der Familie im *public-private mix*, sondern auch die neue Form, die sie unter den Bedingungen des modernen Wohlfahrtsstaates – der ja vorwiegend ein Wohlfahrtsstaat für die Älteren ist – annimmt.

Das vierte Beispiel bezieht sich auf ein Feld, dem wir uns erst vor kurzem zugewandt haben und zu dem wir deshalb noch keine gesicherten Ergebnisse vorlegen können. Es geht um den heute breit diskutierten Prozess der Ethnisierung sozialer Ungleichheit im Zuge der Wandlung auch der meisten europäischen Gesellschaften zu Einwanderungsgesellschaften. Eine wichtige Frage dabei ist diejenige nach dem Verhältnis von Klassenzugehörigkeit und politischer Zugehörigkeit im Sinne von Bürgerschaft (*citizenship*). Die älteren Migranten sind ein Fall, an dem sich diese Frage zuspitzt. Auf der einen Seite wird die These vertreten, politische Zugehörigkeit sei zunehmend irrelevant für gesellschaftliche Inklusion/Exklusion, weil die Sozialrechte sich in den meisten westlichen Demokratien vom Bürgerstatus abgekoppelt hätten und eine Entwicklung hin zu postnationalen Bürgerschaftskonzepten zu beobachten sei (z. B. Soy-*sal* 1994). Dies ist natürlich wiederum besonders wirksam im Bereich des staatlichen Generationenvertrags, also der Leistungen für die Älteren. Wohlfahrtsklassen wären demgemäß außerhalb jeder politischen Zugehörigkeit anzusiedeln. Auf der anderen Seite sind ältere Migranten im Hinblick auf kulturelles und soziales Kapital und damit auf Lebensstil und Milieu oft besonders stark marginalisiert und von Exklusion bedroht. Da das sozialpolitische Angebot an Dienstleistungen für Ältere sich über weite Strecken nach Herkunftsgruppen der Migranten spezialisiert, treibt diese Form der Sozialpolitik unbeabsichtigt den Ethnisierungsprozess noch weiter fort.

#### Anmerkungen

- 1 Ich danke dem Hanse-Wissenschaftskolleg (Delmenhorst/Bremen) für die Berufung als Fellow, die mir die Zeit zur Abfassung dieses Beitrages gab.
- 2 „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ beginnt die berühmte Passage an prominenter Stelle der *Kritik der reinen Vernunft* (Kant [2. Aufl. 1787], hier zitiert nach der Reclam-Ausgabe 1970, 120).

- 3 Lazarsfeld befasst sich auch mit dem Einwand, die meisten Soziografien seien „ohne Rücksicht auf Geschichte“ konzipiert: *„Das ist richtig, aber auch hier muß man sich der Schwierigkeiten bewußt sein. Es ist leicht, jeder Arbeit ein paar Seiten voranzuschicken, die erzählen, wie es früher gewesen ist. Aber wirklich den Einfluß der Vergangenheit auf die Gegenwart nachzuweisen, ist eine schwierige Aufgabe, die wohl der Mitarbeit von Fachhistorikern bedarf. Ich kenne wenige europäische Arbeiten, wo der Versuch gelungen ist; die Sammlung von Rosenmayrs Arbeiten über Wiener Wohnverhältnisse, die bald herauskommen soll, wird vermutlich eine solche Ausnahme sein“* (Lazarsfeld 1975, 22).

## Literatur

- Backes, G. M., Clemens, W. (Hrsg.), *Soziologie und Alter(n)*. Opladen 2000.
- Berger, P., Hradil, St. (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt, Sonderband 7)*. Göttingen 1990.
- Evers, A., Olk, Th. (Hrsg.), *Wohlfahrtspluralismus*. Opladen 1996.
- Giddens, A., *The class structure of the advanced societies*. London 1981.
- Kant, I., *Kritik der reinen Vernunft*, 2. Aufl. 1787. Stuttgart 1970.
- Kohli, M., Das Alter als Herausforderung an die Theorie sozialer Ungleichheit, in: Berger, P., Hradil, St. (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt, Sonderband 7)*. Göttingen 1990, 387–406.
- Kohli, M., Arbeit im Lebenslauf: Alte und neue Paradoxien, in: Kocka, J., Offe, C. (Hrsg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt/Main 2000, 362–382.
- Kohli, M., Künemund, H., Motel, A., Szydlik, M., Generationenbeziehungen, in: Kohli, M., Künemund, H. (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen 2000, 176–211.
- Kohli, M., Neckel, S., Wolf, J., Krieg der Generationen? Die politische Macht der Älteren, in: Niederfranke, A., Naegele, G., Frahm, E. (Hrsg.), *Funkkolleg Altern*, Bd. 2. Opladen 1999, 479–514.
- Künemund, H., „Produktive“ Tätigkeiten, in: Kohli, M., Künemund, H. (Hrsg.), *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*. Opladen 2000, 277–317.
- Lazarsfeld, P. F., Vorspruch zur neuen Auflage 1960, in: Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., Zeisel, H. (Hrsg.), *Die Arbeitslosen von Marienthal*. [1933] Frankfurt/Main 1975.
- Matthes, J. (Hrsg.), *Krise der Arbeitsgesellschaft? (Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg)*. Frankfurt/Main 1983.
- Müller, W., Klassenlagen und soziale Lagen in der Bundesrepublik, in: Handl, J., Mayer, K. U., Müller, W. (Hrsg.), *Klassenlagen und Sozialstruktur*. Frankfurt/Main 1977, 21–100.
- Parsons, T. Age and Sex in the Social Structure of the United States, in: *American Sociological Review* 7 (1942), 604–616.
- Rosenmayr, L., Köckeis, E., *Umwelt und Familie alter Menschen*. Neuwied 1965.
- Rosenmayr, L., Alter, in: König, R. (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, 2. Aufl., Bd. 7. Stuttgart 1976, 218–406.
- Rosenmayr, L., *Die späte Freiheit*. Berlin 1983.
- Rosenmayr, L., Zwischen Sippe und Modernität – Feldstudien über das Generationenverhältnis im afrikanischen Kulturwandel, in: Kohli, M., Szydlik, M. (Hrsg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*. Opladen 2000, 179–202.
- Soysal, Y. N., *Limits of citizenship: Migrants and postnational membership in Europe*. Chicago 1994.
- Szydlik, M., *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen 2000.
- Woodward, A., Kohli, M. (Eds.), *Inclusions and exclusions in European societies*. London 2001.
- Wright, E. O., *Classes*. New York 1985.
- Wolf, J., Kohli, M., Künemund, H. (Hrsg.), *Alter und gewerkschaftliche Politik. Auf dem Weg zur Rentnergewerkschaft?* Köln 1994.

Franz Kolland  
Globalisierung des Alterns –  
Fragen der Gerontologie an die Entwicklungssoziologie

Altern in Entwicklungsländern ist erst seit etwa zwei Jahrzehnten – seit der Weltkonferenz 1982 über Altersfragen in Wien – ein Gegenstand der öffentlichen Diskussion. Und: Altern in der Dritten Welt wird als ein Problem gesehen. Im Vordergrund der Diskussion stehen dabei die demografischen Veränderungen, die im folgenden Zitat angesprochen sind. *„Aus Sorge um die niedrige Geburtenrate im eigenen Land will die größte Bank in Singapur die Wochenarbeitszeit reduzieren. Ab März kommenden Jahres sollen die meisten der 8.000 Angestellten der DBS Group Holdings nur noch fünf statt fünf-einhalb Tage arbeiten. Ministerpräsident Goh Chok Tong hatte wiederholt über die sinkende Geburtenrate geklagt und auf die vielen unverheirateten Frauen verwiesen. Um junge Paare anzuspornen versprach er einen Babybonus. Arbeitgeber ermutigte er, die Arbeitszeiten flexibler zu gestalten, um Paaren mehr Freizeit zu gewähren“* (Der Kurier, 30. 10. 2000). In Singapur ist die Lebenserwartung bei der Geburt innerhalb einer Generation von 30 auf 70 Jahre gestiegen. Mit 13 Geburten pro 1.000 Einwohner weist Singapur eine derjenigen der Niederlande ähnliche Geburtenrate auf (Martin, Kinsella 1994).

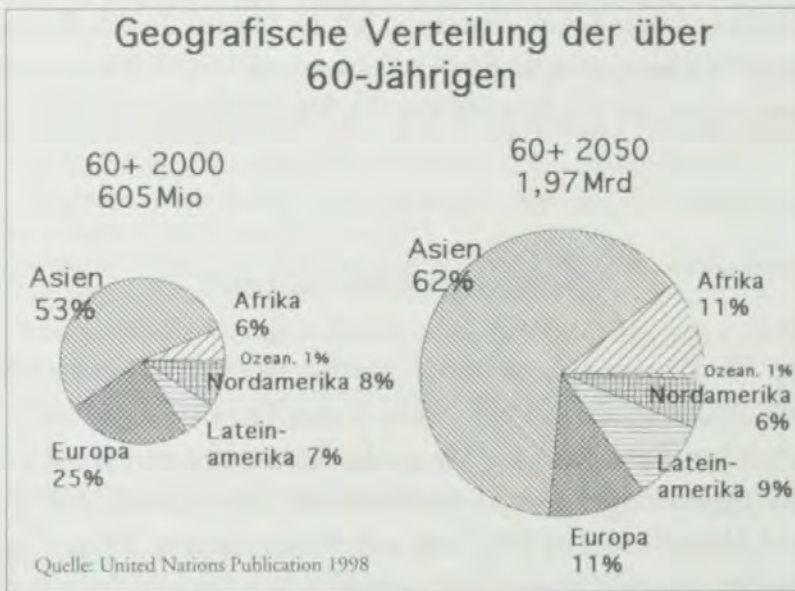
### 1. Die demografische Situation

Seit Mitte der Fünfzigerjahre konzentriert sich das Bevölkerungswachstum fast ausschließlich auf die Entwicklungsländer, denn in den Industrieländern gibt es zur Zeit einen jährlichen Zuwachs von 1,9 %, in den Industrieländern von 0,1 %. Bei Beibehaltung des gegenwärtigen Tempos würde sich der Zuwachs der Zahl der Einwohner der Entwicklungsländer in 50 Jahren nahezu verdoppeln. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass seit einiger Zeit auch zwischen den einzelnen Regionen und Ländern des Südens erhebliche Unterschiede bestehen. In Lateinamerika verlangsamte sich das Wachstumstempo bereits Ende der Sechzigerjahre. In Asien erfolgte der Trendbruch erst in der ersten Hälfte der Siebzigerjahre, wobei etwa in China das Wachstum stark zurückging und heute bei 0,9 % pro Jahr liegt, während in anderen Regionen das Bevölkerungswachstum zum Teil sehr hoch ist, z. B. in Afrika 2,4 %.

In Entwicklungsländern fällt der Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung geringer aus als in den industrialisierten Weltregionen, nimmt aber wesentlich schneller zu als das Insgesamt der Bevölkerung. Gegenwärtig beträgt der Anteil der

über 60-Jährigen an der Weltbevölkerung 10 %, während der Anteil in den Least Developed Countries bei 5 % liegt. Heute leben in Asien 53 % der über 60-Jährigen, in Europa lebt ein Viertel der über 60-Jährigen und in Nord- und Südamerika etwa je ein Zehntel. Bis zum Jahr 2050 wird der Anteil der über 60-Jährigen in den Industriestaaten stark zurück gehen, während in Asien dann fast zwei Drittel der über 60-Jährigen leben werden und in Afrika etwas mehr als ein Zehntel. Der Anteil der in Europa und Nordamerika lebenden über 60-Jährigen wird sich mehr als halbieren. Insgesamt wird die Zahl der über 60-Jährigen von 171 Millionen im Jahr 1998 auf 1,6 Milliarden im Jahr 2050 ansteigen. Und in den Entwicklungsländern zeigt sich – ähnlich wie in den Industriestaaten – eine doppelte demografische Alterung, d. h. es kommt nicht nur zu einem Anstieg der über 60-Jährigen, sondern innerhalb dieser Gruppe auch zu einem starken Anstieg der alten Alten. So werden für das Jahr 2050 für China 100 Millionen, für Indien 47 Millionen und Indonesien 10 Millionen über 80-Jährige geschätzt (United Nations population estimates 1998).

Schaubild 1



Die Ursache für die rasche Zunahme des Anteils der Älteren ist seit den Fünfzigerjahren in fast allen Entwicklungsländern die sinkende Sterblichkeit. Der Rückgang ist primär auf externe Faktoren und nicht auf eine innere Entwicklungsdynamik zurückzuführen, z. B. auf forcierte Malariabekämpfung mittels DDT, auf Massenimpfungen gegen Infektionskrankheiten, auf hygienische Maßnahmen, auf Nahrungsmittelhilfe oder die Auflösung traditioneller Methoden der Bevölkerungsregulierung (Mertens 1992). Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ist aufgrund sich verändernder Sterb-

lichkeitsverhältnisse die Lebenserwartung in Entwicklungsländern um rund 9 Jahre gestiegen. Dabei sind die Zuwächse sehr unterschiedlich nach Regionen ausgefallen, am niedrigsten im subsahariellen Afrika und am höchsten in Südost-Asien. Dass die Lebenserwartung auch Einbußen zeigen kann, lässt sich am Beispiel des Einflusses von AIDS zeigen. Die Auswirkungen sind dabei für bestimmte Länder besonders dramatisch, z. B. Botswana, Zimbabwe, Uganda, Sambia, Malawi, wo jeweils deutlich mehr als zehn Prozent der Bevölkerung HIV-infiziert sind. Das bedeutet, dass die bei der Geburt gegebene Lebenserwartung sinkt – im Zeitraum von 1985 bis 2000 von durchschnittlich 53 Jahren auf 47 Jahre. In 25 Jahren wird ein Rückgang der generellen Lebenserwartung um 16,3 Jahre erwartet. Ein ähnlicher, wenn auch von der Auswirkung her vergleichsweise geringer ausfallender Trend zeichnet sich für Kambodscha, Indien und Thailand ab, wo die Pandemie die Lebenserwartung im gleichen Zeitraum um durchschnittlich 1,6 Jahre reduzieren wird.

Die steigende Lebenserwartung in Entwicklungsländern lässt ein steigendes Wirtschaftswachstum erwarten, denn, so eine Studie des Harvard Institute for International Development, bei einer hohen Lebenserwartung besteht eine höhere Sparleistung für die Alterssicherung; es wird mehr in die eigene Ausbildung und die der Kinder investiert und die Arbeitnehmer sind gesünder (Boom, Canning 1999). Höhere Lebenserwartung führt damit auch zu einer Steigerung der Sozialkompetenz. Dabei ist festzuhalten, dass Unterschiede in der Lebenserwartung zwischen Industriestaaten und Entwicklungsländern verdecken, dass beispielsweise Afro-Amerikaner in den USA eine niedrigere Lebenserwartung aufweisen als Menschen, die in ökonomisch deutlich schlechter gestellten Ländern wie China, dem indischen Bundesstaat Kerala oder in Jamaika geboren werden (Sen 2000). Aus diesem Vergleich kann abgeleitet werden, dass niedrige Lebenserwartung kein Spezifikum der Entwicklungsländer ist. Die Maßzahl Lebenserwartung verweist auf den unterschiedlichen Zugang zum Gesundheitssystem, zu entsprechender Ernährung, hygienischen Bedingungen, und sie verweist auf die An- bzw. Abwesenheit von Katastrophen und Kriegen.

Ein weiterer Einflussfaktor auf wirtschaftliches Wachstum ist der Anteil der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter. Für die Entwicklungsländer kann man derzeit einen relativ „jungen“ Altersaufbau feststellen, der als günstig für die sozio-ökonomische Entwicklung eingeschätzt wird. In den Entwicklungsländern leben doppelt bis dreimal so viele Menschen unter 15 Jahren wie in den Industrieländern (z. B. Österreich 17 %; Kenia 46 %). In den Industriestaaten ist für die Zeit von 1950 bis 2050 ein Rückgang der unter 15-Jährigen von 28 % auf 15 % zu verzeichnen, in den Entwicklungsländern von 42 % 1970 auf 20 % 2050. In den Industriestaaten wächst der Anteil der über 60-Jährigen von 12 % auf über 30 % und in den Entwicklungsländern von 8 % auf rund 20 %.

## 2. Theoretische Erklärungsansätze

Die dargestellten demografischen Trends führen zu einer Veränderung der Altersstruktur. Dazu gehört die Entstehung immer größerer Kohorten älterer Menschen, die in den Entwicklungsländern sowohl ökonomisch als auch bei den Verrichtungen des alltäglichen Lebens auf Unterstützung angewiesen sind. Alt sein in der Dritten Welt bedeutet aus der Sicht der Nord-Süd-Diskussion arm zu sein. Weniger klar ist schon, ob dieses Problem – wie es der Mainstream der Forschung sieht – seine Ursachen in der Modernisierung hat, in Industrialisierung und Verstädterung. Entsprechend dieser Vorstellung handelt es sich um ein Übergangsphänomen, welches durch sozialtechnologische Eingriffe entschärft werden kann. Der primäre Ansatz, anhand dessen die Auswirkungen der Industrialisierung und des technologischen Wandels auf die Stellung der Älteren betrachtet werden, ist also die Modernisierungstheorie. Als Modernisierungsprozess im weitesten Sinn gilt der kombinierte Prozess von Industrialisierung, Urbanisierung, Überwindung traditioneller Verhaltensweisen, Kommunikationssteigerung und Schaffung einer entsprechenden politischen Struktur. Modernisierung meint damit den Übergang von einer traditionellen, rückständigen und prinzipiell statischen Ordnung zu einer modernen, industrialisierten und grundsätzlich dynamischen Gesellschaft.

Während dieser Transformationsprozess insgesamt als vorteilhaft für die Entwicklungsländer gesehen wird, wird eine streng inverse Beziehung angenommen zwischen der Modernisierung als unabhängiger Variable und dem Status der Alten als abhängiger Variable. Zu den klassischen Arbeiten gehört auf diesem Gebiet „Aging and Modernization“ (Cowgill, Holmes 1972). Historiker und Sozialanthropologen (Elwert 1992, 275) haben diesen Ansatz in Frage gestellt und nicht nur den ahistorischen Charakter hervorgehoben, sondern auch, dass es sich um eine Idealisierung der Vergangenheit handle und die Vorstellung einer „verlorenen Welt“. Wenn auch weniger linear und weniger eurozentristisch, so beschreibt auch Leopold Rosenmayr in seinen Arbeiten Anfang der Achtzigerjahre den Statusverlust der Älteren in Entwicklungsländern: *„Der allmähliche Ansehensverlust der Alten in Asien und Afrika muss nicht unbedingt so verlaufen und sich so allgemein durchsetzen wie in den europäisch-amerikanischen Entwicklungen“* (Rosenmayr 1983, 47). Dieser Sichtweise kann aufgrund der heutigen Forschungslage (Elwert 1992) entgegengehalten werden, dass sich für bestimmte Gruppen von Älteren in Asien und Afrika der gesellschaftliche Status verbessert hat und Modernisierung nicht zwingend Ausgrenzung heißt (Sokolovsky 2000). Soziale Exklusion der Alten wird weiters als Folgeproblem von Kolonialismus und Neokolonialismus gesehen. Dabei wird von einem strukturellen Problem ausgegangen, wonach die Marginalisierung der Alten einen Bestandteil der peripheren Integration der Entwicklungsländer in den Weltmarkt bildet. Letzteres bedeutet auch, dass die Vorstellung von einer Überwin-

dung von Unterentwicklung unhaltbar ist. Armut im Alter ist demnach in Entwicklungsländern nicht ein Übergangsphänomen, sondern Folge einer abhängigen Entwicklung. Sie ist Bestandteil der Entwicklung der Unterentwicklung.

Schließlich lässt sich ein dritter Erklärungsansatz vor dem Hintergrund der neueren Globalisierungsdiskussion herausheben (Sassen 2000). Durch die Umstrukturierung der Weltwirtschaft, d. h. weg von der Produktionsorientierung hin zu einer Dienstleistungsorientierung, kommt es zu einer Informalisierung der Ökonomie, in der den Alten eine besondere Rolle zukommt. Sie sind sowohl Träger der informellen Wirtschaft als auch Rückhalt für jene Familienmitglieder, die in der formellen Wirtschaft tätig sind. Dieser Ansatz unterscheidet sich von den älteren Vorstellungen der politischen Ökonomie zunächst dadurch, dass eine stärkere mikrosoziale Fokussierung gegeben ist und dass die Alten nicht als ausgeschlossen (marginalisiert) gesehen werden, sondern „Lücken“ füllen. Sie erfüllen, obwohl sie ungeregelt und unterbezahlt tätig sind, eine „produktive“ Funktion (Ewing 1999). Es handelt sich nicht nur um Aktivitäten, die lediglich das Überleben sicherstellen.

### 3. Soziale Benachteiligung im Alter und staatliche Sicherungssysteme

In der Entwicklungsforschung wird die Frage diskutiert, ob Altern ein sozialer Tatbestand ist, der in allen sozialen Schichten gleichermaßen auftritt oder primär in den besser situierten Gruppen anzutreffen ist. Denn es zeigt sich, dass jene Gesellschaften, die den größten Zuwachs an Älteren aufweisen, auch jene sind, die einen beträchtlichen Zuwachs der Mittelschichten verzeichnen (Lloyd-Sherlock 2000). Probleme bei der Messung lassen gegenwärtig keine eindeutigen Aussagen zu. So wird davon ausgegangen, dass zwar Menschen in einer benachteiligten Lebenssituation früher sterben, nichtsdestoweniger gibt es eine wachsende Gruppe armer alter Menschen. Dazu kommt, dass Strukturanpassungsprogramme (SAP's), die der Internationale Währungsfonds seit Beginn der Achtzigerjahre in einer Vielzahl von Entwicklungsländern einsetzt, zu einer ökonomischen Schlechterstellung geführt haben. Für Nigeria wird nachgewiesen (Ekpenyong 1995), dass diese Programme zu einem Ansteigen der Inflation geführt haben, die es der mittleren Generation erschweren, für die ältere Generation zu sorgen. Darüber hinaus gefährden die SAP's die medizinische Versorgung, weil für Medikamente nach dem Cost-sharing-Prinzip höhere Gebühren verlangt werden. In einer Untersuchung über Veränderungen des Gesundheitssystems im ländlichen Raum belegt Kwagala, dass es zu einem Crowding out der älteren Menschen kommt. Sie vergleicht Dörfer, die dem Cost-sharing-Prinzip folgen, mit solchen, die (noch) eine staatlich finanzierte Versorgung aufweisen. Dabei lässt sich für die ersteren eine medizinische Unterversorgung

der Älteren nachweisen, wobei alleinstehende Ältere besonders betroffen sind (Kwagala 2001).

Eine empirische Studie über ältere Frauen in Peru zeigt (Clark 1999, 221), dass diese eine marginale gesellschaftliche Stellung einnehmen. Sie werden nicht in vorhandene Sozialprogramme (öffentliche Ausspeisungen, Milchabgaben) einbezogen, was sich nicht nur auf die Lebensverhältnisse ungünstig auswirkt, sondern auch auf ihre politische Stellung. Diese Programme sind an die Kinder bzw. an junge, alleinstehende Frauen im großstädtischen Bereich gerichtet.

Deutliche Veränderungen werden in den Vorstellungen zur ökonomischen Sicherstellung sichtbar. Seit etwa einem Jahrzehnt gibt es eine klare Abkehr von der Formel, nach der das Erreichen einer bestimmten Stufe ökonomischer Entwicklung zur Einrichtung und zum Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherungssysteme führt. Während 1940 erst 33 Länder staatlich gestützte Sozialsysteme für Ältere hatten, verfügten 1993 praktisch alle Staaten über solche Systeme (U. S. Social Security Administration 1994). Damit war der Höhepunkt einer auf staatliche Sicherung zielenden Altersversorgung erreicht. Den Hintergrund für ein Umdenken bildete die neoliberale Doktrin, nach der Alterspensionen als ein privates Gut angesehen werden, die auch durch den Markt gesteuert werden sollen (Barrientos 1998). Aber Pensionsfonds erreichen nur eine Minorität der Bevölkerung. Beschäftigte in der informellen Wirtschaft bzw. im Agrarbereich sowie Frauen haben einen geringen Zugang zu marktgesteuerten Pensionssystemen (Clark 1999).

#### *4. Innerfamiliäre Lebensbedingungen: empirische Befunde zu Koresidenz und Hilfetransfers*

Eine besondere Relevanz entfalten die sozio-demografischen Trends auf der Mikroebene der Familie für die Interaktionen zwischen den Generationen. Leo Simmons hat in seiner klassischen Arbeit über die Rolle der Alten in 71 nicht-industrialisierten Ländern festgestellt, dass die Familie der „sicherste Hafen für die alten Menschen ist“ (Simmons 1945). Doch gilt dieser Sachverhalt auch noch mehr als fünfzig Jahre später angesichts fortschreitender Industrialisierung, Urbanisierung und Migration in den Entwicklungsländern? Handelt es sich hier nicht um eine Idealisierung (Nydegger 1983)? Bei der Untersuchung der innerfamiliären Beziehungen bzw. der Solidarität zwischen den Generationen werden heute grundsätzlich drei Dimensionen unterschieden, nämlich Koresidenz, monetäre Transfers und instrumentelle Hilfeleistungen. Neuere Studien in Deutschland, Österreich, Frankreich (Majce 1999; Künemund 2000; Attias-Donfut 2000) belegen hier, dass, ganz im Gegensatz zu den modernisie-



rungstheoretischen Annahmen, eine starke Solidarität in den innerfamilialen Beziehungen festgestellt werden kann. Gelten diese Befunde auch für die Situation in Entwicklungsländern?

#### 4.1 Koresidenz

Als relativ gut erforscht kann hier die Dimension der Koresidenz gelten. So zeigen Studien über den asiatischen Raum, dass zwischen 60 % und 90 % der Älteren mit ihren Kindern zusammen leben (Knodel, Debavalya 1997). Im Zeitvergleich ist eine Abnahme des Zusammenlebens feststellbar, die jedoch länderspezifisch unterschiedlich ausfällt. So ist etwa in Südkorea der Rückgang beträchtlich. Während in Studien über verschiedene afrikanische Länder, etwa Zimbabwe oder Uganda, ähnliche Ergebnisse zu finden sind, zeigen sich für eine Reihe von lateinamerikanischen Ländern, etwa Argentinien (35 %), Chile (59 %), Uruguay (53 %) deutlich geringere Prozentsätze des Zusammenlebens von älteren Menschen mit Kindern (Sokolovsky 2000). Interessant ist dabei ein Detailbefund, wonach in bestimmten ländlichen Gemeinden – nachgewiesen für Zimbabwe und Thailand – in bis zu einem Drittel der Haushalte Großeltern mit ihren Enkelkindern leben. Erklärbar ist dieser Befund erstens über Migrationsprozesse. Die Jungen ziehen weg und lassen Eltern und Enkelkinder zurück. Zweitens hat AIDS zu einem Verlust der mittleren Generation geführt und drittens sind ökonomische Krisen dafür verantwortlich. Letzteres heißt, dass Haushalte mit einer großen Anzahl von Nachkommen, wenn sie in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, Kinder an die (nunmehr langlebigen) Eltern abgeben.

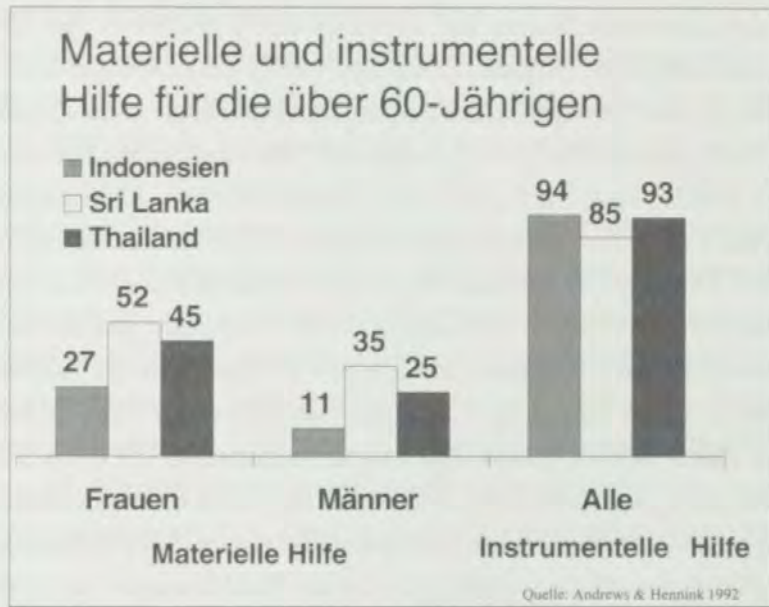
Kann aus dem Tatbestand multigenerationeller Haushalte auf einen hohen sozialen Status der Älteren geschlossen werden? In einer brasilianischen Studie wurde herausgefunden, dass ältere Menschen in multigenerationellen Haushalten die niedrigsten Scores physischer und mentaler Gesundheit aufwiesen und dass dieser Teil der Älteren vorwiegend arm und weiblich war (Ramos 1995). In einer anderen Studie konnte nachgewiesen werden (Knodel 1999), dass ältere Familienmitglieder von den Jüngeren, die weggezogen waren, mehr Unterstützung bekamen, als jene Älteren, die mit den Jungen zusammen lebten. Mit dem Wegziehen und der Gründung eines eigenen Haushaltes war eine ökonomische Besserstellung verknüpft, während diejenigen, die zurück blieben, ökonomisch weniger „erfolgreich“ waren.

#### 4.2 Monetäre Transfers und instrumentelle Hilfeleistungen

Neben den Forschungen zum Zusammenleben verschiedener Generationen finden sich neuerdings – vor allem für asiatische Entwicklungsländer – auch Arbeiten über

intergenerationellen Austausch von Hilfe und Unterstützung (Andrews, Hennink 1992). Diese Arbeiten zeigen deutlich, dass die Älteren – im Unterschied zu den Industriestaaten – von den Jungen nicht nur instrumentell, sondern auch ökonomisch unterstützt werden. Umgekehrt kommen von den Älteren für die Jüngeren hauptsächlich instrumentelle Hilfen.

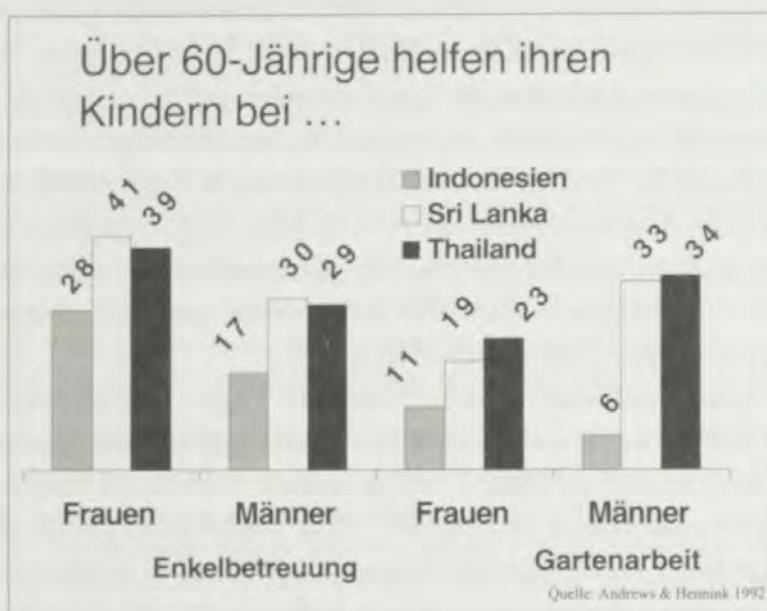
Schaubild 2



In einer Studie über Indonesien, Sri Lanka und Thailand wird gezeigt, dass neben der eigenen Erwerbsarbeit die Kinder zum Einkommen der Älteren beitragen, wobei dies bei den älteren Frauen stärker als bei den älteren Männern der Fall ist (Andrews, Hennink 1992). Bei den über 75-Jährigen ist es die Mehrheit, die ihre materielle Lebensgrundlage über die Kinder erhält. Darüber hinaus wird die überwiegende Mehrheit der Älteren mit Nahrungsmitteln, Kleidern, medizinischen Hilfsmitteln und Transporthilfe von den Jüngeren unterstützt. Begünstigt sind jedenfalls junge Alte, Männer und Stadtbewohner gegenüber alten am Land lebenden Frauen hinsichtlich sozialer Kontakte und Hilfe. In dieser Hinsicht nimmt Rosenmayr bereits Anfang der Achtzigerjahre eine Position ein, die inzwischen durch vielfältige Forschungsbefunde erhärtet ist. In Aufsteigerschichten ist die Zuwendung zu den Alten den Bemühungen um die Kinder nachgereicht. „Den in die Stadt eingewanderten Jungen fällt es schwer, wenn sie mehrere Kinder haben, den alten Eltern noch Geld zu schicken, wozu sie nach der herkömmlichen Tradition verpflichtet wären“ (Rosenmayr 1983, 49). Nicht übersehen werden sollte, dass die Älteren umgekehrt ihren Kindern helfen, etwa bei der Betreuung der Enkelkinder, der Essenszubereitung, der

Haus- oder Gartenarbeit. Die Alten sind demnach keine Bürde. Die Großeltern übernehmen vielmehr Aufgaben der mittleren Generation (Haushaltsarbeit, Betreuung der Enkelkinder), „um diese zu entlasten und ihnen eine Möglichkeit zu geben, im formellen Sektor tätig zu sein“ (Clark 1999, 219). Das Image der armen Alten portraitiert diese zu sehr als passive Opfer ihres Alters denn als potenziell aktive und produktive Menschen.

Schaubild 3



### 5. Altenmacht und Statusverlust

Die beiden folgenden Zitate deuten auf einen Ansehensverlust des Alters hin: „Der Vorstandsvorsitzende der indischen Software-Firma Infosys Technologies Narayana Murthy untersagte Angestellten mit über 35 bei der Mitarbeiterkonferenz Reden zu halten. Die Meinung der über 35-Jährigen interessiere ihn nicht; interessant seien vielmehr die Visionen der jungen Leute“ (Sen 2000). Und in einer Studie über alte Menschen in Thailand wird als Folge steigender Belastung durch die Erwerbsarbeit und die Begleitung der Kinder zur Schule folgende Beobachtung berichtet: „Eine Mehrheit der Familien bringt die älteren Mitglieder der Familie jeden Tag sehr früh auf ein offenes Feld und lässt sie dort bis zum Abend, wo sie dann wieder abgeholt werden“ (Oppenheim-Mason 1992).

Durch den Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozess in Afrika, Asien und Lateinamerika ist ein Übergang vom Familienunternehmen zur Lohnarbeit gegeben. Dies führe, so etwa Nana Apt, zu einem Ausschluss der Alten aus dem produktiven und sozialen Leben (Apt 2000). Es kommt zu einem Autoritätsverlust älterer Menschen. Aller-

dings zeigen Studien zur Wertschätzung des Alters in Asien, dass nicht die Wertschätzung als solche nachgelassen hat, aber wohl die Formen des Respekts. So würden ältere Menschen zwar weniger um Rat gefragt – wie auch das Beispiel der Software-Firma zeigt – und Gehorsam in Frage gestellt, aber unbestritten sei auf der anderen Seite zum Beispiel die Bereitschaft, für ältere Familienmitglieder Hilfe zu leisten (Ingersoll-Dayton, Saengtienchai 1999). (Die Geschichte über die thailändische Familie wäre demnach eine Ausnahme.) Eine weitere Modifikation der „Verlustthese“ besteht darin, dass geringeres Prestige der Älteren in stärkerem Maße in jenen Gesellschaften der Fall ist, in denen das Familiensystem patrilinear aufgebaut ist (z. B. China, Japan, Bangladesh) als in solchen, in denen stärker bilaterale Familiensysteme gegeben sind (z. B. Sri Lanka, Südindien). In patrilinearen Gesellschaften sind die innerfamiliären Beziehungen auf Autorität aufgebaut, die im Zuge der Industrialisierung in Frage gestellt wird und in der Folge zu einem Ansehensverlust der Älteren führt. Währenddessen beruhen in Gesellschaften mit bilateralen Familiensystemen die innerfamiliären Beziehungen stärker auf affektiven Bindungen, die durch die Industrialisierung einer geringeren Veränderung unterworfen sind (Oppenheim-Mason 1992).

Aufgrund dieser Forschungsergebnisse kann eine These von Rosenmayr weitergeführt werden. Danach werten Gesellschaften, die auf Familien- und Verwandtschaftssystemen basieren, ältere Familienmitglieder seltener ab als Gesellschaften, die nach Altersgruppen organisiert sind (Rosenmayr 1992). Weitergeführt heißt diese These, dass es im Zuge des sozialen Wandels in jenen Gesellschaften zu einem geringeren Statusverlust der Älteren kommt, wo es bilaterale Familienverhältnisse gibt.

Die soziale Hochschätzung oder Missachtung des Alters ist also aufs Engste mit den grundlegenden Werten einer Kultur verbunden. Diese Werte tragen zur Bestimmung der gesellschaftlichen Stellung der Älteren entscheidend bei. Man kann Würde und Respekt vor dem Alter nicht beliebig dekretieren oder durch bloße Übereinkünfte erzeugen. Entwickelt man diese These einer Abhängigkeit der sozialen Stellung und gesellschaftlichen Wertung der Älteren von den zentralen Kulturwerten weiter, so besagt sie auch, dass ökonomische Fundierung und Sicherung zur Schaffung und Festigung einer sozialen Stellung zwar notwendig, aber allein noch nicht ausreichend sind. Soziale Sicherheit, so wichtig sie ist, verhindert noch nicht – wie sich für die Industriestaaten zeigen lässt – die Desintegration oder Abwertung der Älteren und Alten.

## Literatur

- Andrews, G. R., Hennink, M. M., The Circumstances and Contributions of Older Persons in Three Asian Countries: Preliminary Results of a Cross-national Study, in: *Asia-Pacific Population Journal* 7/1 (1992), 127–146.

- Apt, N. A., *Rapid Urbanization and Living Arrangements of Older Persons in Africa*. New York 2000 (Manuskript).
- Barrientos, A., *Pensionsreform in Latin America*. Aldershot 1998.
- Bloom, D. E., Canning, D., *Economic Development and the Demographic Transition: The Role of Cumulative Causality*. Cambridge 1999.
- Clark, F. C., *Old Age, Gender and Marginality in Peru: Development for the Elderly*, in: INSTRAW (Eds.), *Ageing in a Gendered World: Women's Issues and Identities*. Santo Domingo 1999, 215–244.
- Cowgill, D. O., Holmes, L. D., *Aging and Modernization*. New York 1992.
- Ekpenyong, S., *The Structural Adjustment Programme and the Elderly in Nigeria*, in: *International Journal Of Aging and Human Development*, 41/2 (1995), 267–280.
- Elwert, G., *Alter im interkulturellen Vergleich*, in: Baltes, P. B., Mittelstraß, J. (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin 1992, 260–282.
- Ewing, D., *Gender and Ageing*, in: Help Age International (Hrsg.), *The Ageing & Development Report*. London 1999, 33–45.
- Ingersoll-Dayton, B., Saengtienchai, C., *Respect for the Elderly in Asia: Stability and Change*, in: *International Journal of Aging and Human Development*, 48/1 (1999), 113–130.
- Knodel, J., *The Demography of Asian Ageing: Past Accomplishments and Future Challenges*, in: *Asia-Pacific Population Journal*, 14/1 (1999), 39–56.
- Knodel, J., Debavalya, N., *Living Arrangements and Support among the Elderly in South-East Asia: An Introduction*, in: *Asia-Pacific Population Journal*, 12/1 (1997), 5–16.
- Kwagala, B., *Health and Participation in Uganda*. Vienna 2001 (Doctoral Thesis).
- Lloyd-Sherlock, P., *Old Age and Poverty in Developing Countries: New Policy Challenges*, in: *World Development*, 28/12 (2000), 2157–2168.
- Majce, G., *Stützung und Hilfe zwischen den Generationen*, in: *Conturen*, 3a (1999), 25–34.
- Martin, L. G., Kinsella, K., *Research on the Demography of Aging in Developing Countries*, in: Martin, L. G., Preston, S. H. (Hrsg.), *Demography of Aging*. Washington 1994, 356–397.
- Mertens, H., *Das Bevölkerungsproblem als Indikator ungleichgewichtiger Entwicklung*, in: Nohlen, D., Nuscheler, F. (Hrsg.), *Handbuch der Dritten Welt. Grundprobleme. Theorien. Strategien*. Bonn 1992, 180–196.
- Nydegger, C. N., *Family Ties of the Aged in Cross-cultural Perspective*, in: *The Gerontologist*, 23/1 (1983), 26–32.
- Oppenheim-Mason, K., *Family Change and Support of the Elderly in Asia: What Do We Know?* in: *Asia-Pacific Population Journal*, 7/1 (1992), 13–32.
- Ramos, L., *The Elderly and the Family in Developing Countries*, in: *Bold*, 5(1995), 2–5.
- Rosenmayr, L., *Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewusst gelebten Lebens*. Berlin 1983.
- Rosenmayr, L., *Die Schnüre vom Himmel*. Wien 1992.
- Sassen, S., *Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?* Stuttgart 2000.
- Sen, A., *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München 2000.
- Simmons, L. W., *The Role of the Aged in Primitive Society*. New Haven, Conn. 1945.
- Sokolovsky, J., *Living Arrangements of Older Persons and Family Support in Less Developed Countries*. New York 2000 (Manuskript).

### 1. Zur Identität einer Wissenschaft

#### 1.1 Zwischen einzelwissenschaftlicher Arbeit und Multi- oder Interdisziplinarität

Ethnologie und Soziologie sind Wissenschaften, die eng miteinander verwandt sind, aber dennoch aufgrund einer getrennten Entwicklung „als [verschiedene] historische Einheiten“ (Krüger 1987) zu betrachten sind. Eine Klärung des Verhältnisses zwischen beiden Fächern fällt nicht immer leicht, wobei noch erschwerend hinzukommt, dass die Art ihrer gegenseitigen Abgrenzungen und wechselseitigen Beziehungen in Ländern mit unterschiedlichen Wissenschaftstraditionen wie z. B. Frankreich und Österreich oder auch Deutschland jeweils anderer Natur ist.

Wissenschaftlern, die einen ganzheitlichen Zugang bevorzugen und deren Forschung sich vorzugsweise in Grenzbereichen zwischen mehreren Wissenschaften abspielt, fällt eine strenge Unterscheidung bisweilen schwer. Aus geschichtlicher Sicht ist eine disziplinäre Trennung zwischen Ethnologie und Soziologie erst spät vollzogen worden. Beide Wissenschaften waren Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, also zu der Zeit, als sie als akademische Disziplinen eine erste Institutionalisierung erfahren haben, Teil einer bestimmten vom Evolutionismus geprägten Vorstellung des Menschen und der menschlichen Entwicklung. Die Wissenschaften vom Menschen wurden als Einheit gesehen, weil man sich dessen bewusst war, dass sie nur zusammen ihrem komplexen Gegenstand, dem Menschen, gerecht werden können. Diese ganzheitliche, eine philosophische und psychologische, aber auch historische Komponente einschließende Sichtweise wird heute – unter dem Druck der vielfältigen sozialen und kulturellen Probleme und als Reaktion auf ihre frühere ideologische Einbettung – nicht immer in ihrer wissenschaftstheoretischen Bedeutung gewürdigt.

Aber selbstverständlich findet eine solche Betrachtungsweise – unter Einbeziehung neuester Ergebnisse – in großen multidisziplinären Forschungen Eingang, wenn das Detailwissen aus verschiedenen Bereichen wieder zusammengeführt wird. So ist es zur Lösung von evolutionstheoretischen Fragestellungen auch notwendig, die Bedeutung der in den Wissenschaften vom Menschen allgegenwärtigen Prämisse des Menschen als Sozial- und Kulturwesen (vgl. Chevron 1998a; 1998b) zu überprüfen. Einer interdisziplinären Kontrolle und Auseinandersetzung mit dieser Prämisse müssen sich die Kultur- und Sozialwissenschaften stellen (Chevron 1998a; 1998b), um zu sehen, ob

die von ihnen beschriebenen Phänomene im Lichte neuerer Erkenntnisse aus anderen Wissensbereichen zu halten sind.

Auch Fragen der Alterssoziologie, die von Leopold Rosenmayr unter vielfältigsten Aspekten behandelt wurden, lassen sich ohne Berücksichtigung biologischer, sozialer und kultureller Faktoren nicht lösen. Auch hier ist ein inter- und multidisziplinärer Zugang unentbehrlich und die verschiedenen Sichtweisen und Ergebnisse bilden eine Einheit.

Denn verschiedene Forschungsfelder können nach unterschiedlichen Forschungsstrategien verlangen. Und die viel geforderte, aber selten eingelöste Interdisziplinarität entspricht dieser Notwendigkeit der Zusammenführung und klärenden Ergänzung verschiedener Sichtweisen und der methodischen Herangehensweisen an das Thema Mensch. So lässt sich die Identität einer Wissenschaft aus dem Spannungsfeld zwischen ihrem einzelwissenschaftlich immer fester werdenden Kern und ihren immer willkürlich gezogenen Grenzen bestimmen.

Die Ethnologie hat deshalb von Anfang an einen seltsamen Zauber auf die Menschen ausgeübt, weil sie – zumindest bis vor kurzem – grundsätzlich fremde Sitten oder andersartige Kulturen entdeckt und beschrieben hat. Immer wieder haben ihre Forschungen nicht nur zum Nachdenken über andere Menschen angeregt, sondern sie wurden von Anfang an Teil der Selbstreflexion im Sinne eines Vergleichs und einer Relativierung der eigenen kulturellen Besonderheiten betrachtet.

Allerdings war ihre Geschichte auch immer wieder von der Befürchtung begleitet, ihr Gegenstand, diese Gruppen, die man einmal „Wilde“, „Primitive“ oder „Naturvölker“ nannte, würden bald aussterben. Also war die ihr prophezeite Zukunft die einer Wissenschaft ohne Gegenstand. Immer wieder war sie auch eine Wissenschaft in der Krise. Nicht zuletzt wurde sie von den Menschen, die sie erforschte, in Frage gestellt: als Tochter und Komplizin des Kolonialismus.

In all diesen Punkten unterschied sich die Soziologie von der Ethnologie. Denn ihr „Objekt“, die Gesellschaft und ihre Akteure, waren bekannt. Es ging ihr „nur“ darum, Regelmechanismen und Gesetzmäßigkeiten – das sind die „sozialen Tatsachen“ nach Durkheim – aufzudecken. Dass die eigene Gesellschaft oder die Gesellschaft als Phänomen *sui generis* ausstirbt, musste man ja nicht befürchten. Die Legitimität der soziologischen Forschung schien daher unbestritten. Dennoch kannte auch sie ihre Krisen und In-Frage-Stellungen. Zuletzt wurde sogar im Zusammenhang mit der *„Ökonomisierung der Gesellschaft“* von einem *„Verschwinden des Sozialen“* (Reinprecht 2000) gesprochen.

In den so genannten Entwicklungsländern fand die Soziologie als die objektive Wissenschaft der Gesellschaft viele Anhänger. So blieb sie auf wundersame Art und Weise auch als Entwicklungssoziologie eine anerkannte Wissenschaft, obwohl sie sehr wohl auch als Teil der Entwicklungsdebatte gesehen werden muss und ihre Rolle hier

nicht minder kritisch zu hinterfragen wäre als die der Ethnologie. Hat sich der Ethnologe oder die Ethnologin traditionell als Dolmetsch zwischen den Kulturen verstanden, so wird diese Funktion heute oft in Frage gestellt. Nicht zuletzt kann diese Tatsache auf den Umstand zurückgeführt werden, dass der Ethnologie der Bereich der Tradition, der Beharrlichkeit, ja der Rückständigkeit im gesellschaftlichen Zusammenhang zugewiesen wird, während die Soziologie im Vergleich hierzu als die Wissenschaft der Modernität, des Wandels, ja des Fortschritts gesehen wird. Diese künstliche Unterscheidung trifft selbstverständlich nicht den Kern des Problems, dennoch wird der Ethnologie oft angelastet, sie würde das produzieren, was sie in Wirklichkeit nur erforscht und festhält.

### 1.2 Stellenwert von Gegenstand und Methode

Zur Identität einer Wissenschaft gehört selbstverständlich das Objekt und die Methode, durch welche sie sich von anderen Wissenschaften unterscheidet und von ihnen abgrenzt. Krisen, die sie erschüttern, können zu einer Infragestellung dieser beiden Komponenten führen und werden durch immer wieder neue Definitionsversuche des wissenschaftlichen Gegenstands abgewehrt.

Die verschiedenen Auffassungen der Soziologie und der Ethnologie im Zusammenhang mit unterschiedlichen Zugängen und Denkschulen werden in Handbüchern in einem eigenen wissenschaftshistorischen Teil abgehandelt und gehören somit zur Geschichte des Faches. An dieser Stelle sollten aber vor allem das heutige Selbstverständnis und bestimmte Möglichkeiten wie auch Spielräume innerhalb beider Forschungsbereiche erwähnt werden.

In deutschsprachigen Lexika, wie etwa im Meyers Konversationslexikon (1978), wird man nachlesen können, dass die Soziologie diejenige Wissenschaft ist, die *„die Bedingungen und Formen menschlichen Zusammenlebens, die komplexen Struktur- und Funktionszusammenhänge der Gesellschaft und ihrer Institutionen in der geschichtlichen Entwicklung und in der Gegenwart systematisch untersucht und beschreibt“*. Aufgezählt werden Normen, Rollen, Handlungsmuster, Einstellungen und Wertorientierungen, die Analyse sozialer Prozesse wie Wandel, Mobilität und Konflikte, aber auch die Erforschung verschiedenster sozialer Lebensbereiche wie Familie, Schule, Betrieb und das soziale Leben als Ganzes, also in seinem Zusammenhang. Unter dem Stichwort Ethnologie wird man lesen, dass es sich hier um die *„Bezeichnung für die allgemeine vergleichende Völkerkunde“* (a. a. O.) handelt. Wenn man weiterblättert, stellt man fest, dass die Völkerkunde *„die Wissenschaft von den Kulturen der schriftlosen Völker ist“*. Allerdings kann man auch erfahren, dass in der Ethnologie von einer Auflösung des Gegenstands die Rede ist, da die von ihr erforschten Gesellschaften nicht mehr losgelöst von



einem globalen Zusammenhang betrachtet werden können. So werden neue Forschungsbereiche aufgezählt, wie die Geschichte des Faches und die Erforschung von kleinen abgeschlossenen Gemeinschaften in der Industriegesellschaft.

Nach Karl-Heinz Kohl (1993) ist die Ethnologie „*die Wissenschaft des kulturell Fremden*“. Jean Copans (1986, 115) spricht von der Ethnologie als „*science de l'autre*“. In dieser „*Wissenschaft des Anderen*“ sieht er eine „*notwendige Illusion*“, da der fremde Blick konstituierend für das Objekt wird. In diesem Zusammenhang ist wiederholt vom „*ethnologischen Blick*“ (a. a. O.) die Rede. Dass aber die Ethnologie nicht nur ein Blick oder eine Sichtweise ist, zeigt sich daran, dass sie eine sehr komplexe Wissenschaft, „*mit einer komplizierten Fachsprache, mit einem entwickelten methodischen Instrumentarium und mit einem schier unbegrenzten Gegenstandsbereich*“ (Kohl 1993, 12) ist.

Die Ethnologie befindet sich seit ihrem Bestehen regelmäßig in einer Identitätskrise. Nicht zuletzt spiegelt sich diese Problematik in ihrem wechselnden Namen wider. Im deutschsprachigen Raum wird der Begriff Völkerkunde nicht mehr verwendet, weil er mit dem Begriff Volk in Verbindung gebracht wird (vgl. Kohl a. a. O., 15). Stattdessen spricht man von Ethnologie oder von Kultur- und Sozialanthropologie. Das Institut für Völkerkunde der Universität Wien heißt seit kurzem „Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie“. Diese Namensänderung ist aber nicht bloß das Ergebnis einer kosmetischen Operation, sondern sie entspricht einer tiefgehenden Wandlung des Faches.

Die Geschichte der Ethnologie ist von der Suche nach wertneutralen Begriffen geprägt. Zu den früheren Bezeichnungen wie „Wilde“, „Primitive“ oder „Naturvölker“ hat sie bis heute immer noch „*keine allgemein akzeptierte Alternative*“ (Kohl a. O., 24) gefunden. Sind nun die von der Ethnologie erforschten Gruppen „archaische, vorindustrielle oder traditionelle Gesellschaften“? Sind es „schriftlose Kulturen“ oder „Stammesgesellschaften“? Einige dieser Begriffe stammen übrigens aus der Soziologie bzw. aus einer mehr soziologischen Betrachtungsweise. Die Bezeichnung „ethnologische Gesellschaften“, die hie und da anzutreffen ist, stellt einen nicht annehmbaren Zirkelschluss dar. Schließlich bleibt als letzte Rettung der Ethnos-Begriff, für welchen aber keine einheitliche Inhaltsbestimmung zu finden ist. In der klassischen Definition des „Ethnos“ – wie bei Shirokogoroff (1935) und Mühlmann (1964) – wurde von einer Menschengruppe mit gleicher Kultur, gleicher Sprache, Glauben an eine gleiche Abstammung und ausgeprägtem Wir-Bewusstsein gesprochen (vgl. Wernhart 1998, 81 ff.). Heute wird allgemein eher der „*relationale Charakter*“ dieses Begriffs hervorgehoben (vgl. Müller 1989; Kohl 1993). Es ist von Ethnizität die Rede, als „*ein Synonym für interethnische Beziehungen, Praktiken und Vorstellungen*“ (Gingrich 1998, 102), und damit steht aber wieder das „Wir-Gefühl“ als Ergebnis einer Auseinandersetzung mit anderen Gruppen indirekt im Vordergrund (vgl. Kremser 1998). Dieser „relationale

Charakter“ entspricht jedenfalls einer Grundausrichtung der Ethnologie, die heute zur Erkenntnis kommt, dass die erforschten Gruppen nur aus unserer Sicht „eine homogene Einheit“ (Kohl 1993) bilden (siehe auch Copans 1986, 116; u. a. m.).

Zur Erfassung des Gegenstands – das sind diese kleinen Gruppen, in welchen die Verwandtschaft eine grundlegende für die soziale Organisation bestimmende Kategorie darstellt, aber auch Gesellschaften, in welchen die Institutionen bzw. die verschiedenen Lebensbereiche noch stark miteinander verschränkt sind und Schriftlosigkeit wie auch eine gering entwickelte Technik vorherrschen – hat die Ethnologie eigene Methoden und Strategien entwickelt, um den fernen Blick durch Nähe auszugleichen. Ferne und Nähe sind in der Methode der teilnehmenden Beobachtung auf sehr raffinierte Art und Weise miteinander verbunden. In der Feldforschung wird ein Blick von innen angestrebt. Der Feldforscher wird in die ihm zunächst fremde Gesellschaft eingeführt. Es ist von „zweiter Sozialisation“ und Initiation die Rede. Die Ethnologie stützt sich für die Analyse ihrer Daten vor allem auf qualitative Methoden. Diese Methoden werden zu meist denjenigen der Soziologie gegenübergestellt, da sich diese in einem hohen Maße der quantitativen Methoden – wenn auch nicht ausschließlich – bedient.

### 1.3 Getrennte Entwicklung

Auf den gemeinsamen Ursprung von Ethnologie und Soziologie und trotz vieler Gemeinsamkeiten folgte eine getrennte Entwicklung. Aber gerade im Falle der Beziehungen zwischen Ethnologie und Soziologie gilt es, die Tatsache besonders zu bedenken, dass für die Wissenschaften als „historische Einheiten“ (Krüger 1987, 116) die „Grenzen in erster Linie nicht theoretische Grenzen, sondern historische Grenzen [sind]“ (Mittelstraß 1987, 153). Diese Bemerkung trifft in einem hohen Maße für die Entwicklung zur Soziologie und zur Ethnologie zu (vgl. Lévi-Strauss 1958; König 1984). In der französischen Tradition ist hier das Durkheim-Mauss'sche Erbe, nach welchem die Ethnologie und Ethnografie als Teil der Soziologie betrachtet werden, unbedingt zu erwähnen. Bis heute gibt es in diesem Bereich kaum eine Darstellung der Ethnologie, ohne dass der Autor sich konkret in irgendeiner Form auf die Soziologie bezieht. Hierbei wird in den ethnologischen Darstellungen nicht nur die Tatsache berücksichtigt, dass die Ethnologie auch soziologische Kategorien verwenden muss, wenn sie die soziale Struktur der von ihr untersuchten Gesellschaften beschreibt, sondern es wird auch dieser wissenschaftshistorischen Eigenheit der französischen Denkschule Rechnung getragen. So betrachtet Lévi-Strauss – wie Durkheim und Mauss vor ihm – die Ethnologie als „Zweig“ der Soziologie (1958, 11).

Ähnliche Vorstellungen findet man aber auch im deutschsprachigen Raum, z. B. bei Justin Stagl (1997), der sich auf Max Weber bezieht und meint, „dass es zwischen der

*Soziologie und der Ethnologie einen ‚wirklich grundlegenden Unterschied‘ nicht gibt“* (Raum 2000, 63). Auf die Bedeutung eines Soziologen wie Max Weber für die ethnologische Theoriebildung wurde schon vielfach hingewiesen (vgl. Raum 2000). Diese Tatsache des nicht grundlegenden Unterschieds ist an sich verständlich, aber die doch bisweilen sehr radikal ausgesprochene Negierung der disziplinären Grenzen durch namhafte Vertreter des Faches ist dennoch verwunderlich. So drängt sich immer wieder der Verdacht auf, diese Trennung sei wirklich nur das Ergebnis einer zufälligen und willkürlichen Geschichtsschreibung, wie manche behaupten. Dazu kommt noch, dass die Geschichte denjenigen, die eine Trennung verworfen haben, bis zu einem gewissen Grad Recht zu geben scheint, da das „Objekt“ beider Wissenschaften in manchen Bereichen eine zunehmende Angleichung erfährt. Denn die Ethnologie ist schon längst nicht mehr nur auf außereuropäische Bereiche beschränkt, sondern der fremde Blick hat sich auch in der Erforschung von Gruppen in der eigenen Gesellschaft als zielführend erwiesen.

Aber es gilt auch zu bedenken, dass vom Augenblick an, als die Erklärung für die Entwicklung einer Wissenschaft – wie dies im Falle der Ethnologie bisweilen geschieht – nur in der Eigendynamik von selbstgeschaffenen Kategorien und Begriffen gesucht wird (siehe Amselle 1990, 38), die „*Offenheit der Grenzen*“ und damit die Durchlässigkeit dieser Wissenschaft offenkundig wird. Eine Gefahr besteht darin, dass hierdurch Aussagen grundsätzlich unmöglich gemacht werden. Denn auch wenn der von Kozeny (1997, 50 ff.) beschriebene „*psychologische Vorgang der Begriffsbildung*“, der zu subjektiven Zuordnungen und Kategorisierungen führt und bei der Bildung von Vorurteilen involviert ist, in jeder Wissenschaft genau zu bedenken sein wird, so ist es trotzdem in jeder Wissenschaft notwendig, Kategorien zu schaffen, um Phänomene beschreiben zu können. Dass diese nur Annäherungen an eine Wirklichkeit sein können, liegt auf der Hand. Aber das „*Kategoriensystem menschlicher Erfahrung*“ (Riedl 1979) sollte in den Wissenschaften – soweit wie möglich – nicht nur auf dem ideologischen, sondern vor allem auch auf dem erkenntnistheoretischen Niveau hinterfragt werden.

Was die aktuellen Beziehungen der Ethnologie zur Soziologie betrifft, kann aus ethnologischer Sicht von einer gewissen Abkapselung die Rede sein. Die Annäherung ist – wenn überhaupt – im Wesentlichen stilistischer Natur. Offenen Gesprächen zwischen beiden Wissenschaften steht zweierlei im Wege: einerseits die Tatsache, dass für viele Vertreter beider Fächer die disziplinäre Trennung nicht nur eindeutig vollzogen ist, sondern auch die von ihnen behandelten Themen so fachspezifisch sind, dass kaum noch Platz für Interdisziplinarität vorhanden ist. Andererseits gilt es zu bedenken, dass die Ethnologen und Soziologen, deren Forschungen interdisziplinär ausgerichtet sind, des Öfteren für sich in Anspruch nehmen, das ganze Spektrum dieses ethnologisch-soziologischen Feldes abzudecken. So scheint der Typus des „*globalen Interdisziplinaritätsanspruchs*“ (Chevron 2001a) auf beiden Seiten das meistverbreitete Muster darzustellen.

## 2. Gemeinsame Aufgaben

### 2.1 Thematische Gemeinsamkeiten

Die um eine ethnologische Perspektive erweiterte und vertiefte Sicht der Gesellschaft bezeichnete René König (1984, 19) im Sinne Durkheims als „*Fundamentalontologie des Sozialen*“. Er vertrat die Meinung, dass die Soziologie nur durch Heranziehung der Ethnologie zu einem tiefen Verständnis komplexer symbolischer Ordnungen des Sozialen und so zu einer echten Durchdringung und Hinterfragung der von ihr behandelten Fragen kommt. Aus dieser Sicht ist auch zur Durchführung fundierter interkultureller Vergleiche der Beitrag der Ethnologie unentbehrlich (a. a. O.).

Geht man von der Existenz historischer Einheiten aus, so stellt sich die Frage, wie diese „Fundamentalontologie des Sozialen“ zu erreichen ist. Grundsätzlich wird die Soziologie wie die Ethnologie, sobald sie sich mit theoretischen Fragestellungen auseinandersetzt, mit existenziellen Aspekten des Mensch-Seins konfrontiert und sie benützt hierfür sehr oft die Forschungsergebnisse der Ethnologie. Dieses Phänomen könnte man als Multidisziplinarität erster Stufe bezeichnen, also Verwendung der Ergebnisse anderer Wissenschaften ohne wirklichen Diskurs mit deren Vertretern. Aber gerade die Diskussion mit den Vertretern anderer Wissenschaften, also eine Multidisziplinarität zweiter Stufe, wäre öfters wünschenswert. Es ist sicher anzunehmen, dass diese Multidisziplinarität zweiter Stufe vor allem aufgrund der großen Nähe beider Wissenschaften zueinander schwer erreichbar ist.

In einigen Forschungsbereichen kann eine Diskussion über den Zusammenhang zwischen sozialer Struktur und Kultur, und somit auch eine Kooperation von Soziologie und Ethnologie, jedenfalls nicht ausbleiben. Hier ist eine wechselseitige Reflexion über Inhalte und Schwerpunkte, aber auch Berührungspunkte wohl unweigerlich.

Zumeist – wie in der Wissens- und der Kultursoziologie – sind solche Überlegungen von einer historischen Rückbesinnung begleitet. So stellt Eisenstadt (1990, 15) fest: „*Das Problem des Stellenwerts von ‚Kultur‘ in der Konstruktion von sozialer Ordnung war in der klassischen deutschen Soziologie zentral*“.

Nachdem Sozialstruktur und Kultur Mitte der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts in der deutschen Soziologie zunehmend als voneinander getrennte Wirklichkeiten betrachtet worden waren, konnte man seit Mitte der Achtzigerjahre ein Wiederaufflammen des Interesses für den Kulturbegriff und für das Verhältnis zwischen Sozialstruktur und Kultur feststellen (vgl. König, Koepping, Drechsel 1984; Neidhardt, Lepsius, Weiß 1986; Eisenstadt 1990; u. a. m.). Dies kann m. E. bis zu einem gewissen Grad als Rückkehr zu einer ausgewogeneren, der Wirklichkeit gerechter werdenden Forschungsperspektive gedeutet werden.

Tenbruck sieht zwar in Sozialstruktur bzw. Gesellschaft und Kultur zwei nicht voneinander zu trennende Wirklichkeitsbereiche, ja „*verschiedene Aspekte der gleichen Erscheinungen*“ (1990, 28), aber er führt eine genauso folgenschwere Trennung dadurch wieder ein, dass für ihn Kultur in streng voneinander getrennte Bereiche zerfällt. Er geht von einer Definition der Kultur als „*Repräsentativkultur*“ aus. Hierbei werden nur die Bestandteile der Kultur, „*die unmittelbare gesellschaftliche Bedeutung besitzen*“ (a. a. O., 30), als soziologisch beachtenswert hervorgehoben. In der „*Repräsentativkultur*“ sind nach ihm Innovation und Produktivität angesiedelt. Dem gegenüber setzt er einen statischen Aspekt der Kultur, den er grob mit Tradition und Weitergabe umschreibt. Es handelt sich m. E. hier um eine eingeschränkte Betrachtungsweise, welche die Gefahr in sich birgt, dass man bestimmte kulturelle Aspekte in ihrer Wirkung und Bedeutung, vor allem aber in ihrer Verflechtung, einfach übersieht oder unterschätzt. Dennoch kann diese typische soziologische Sichtweise auch für die Ethnologie von Interesse sein, wenn man sie nur als Erklärungsmodell betrachtet. Denn sie bietet sehr viele Anknüpfungspunkte für die Zusammenarbeit zwischen Ethnologie und Soziologie. Allerdings wird aus ethnologischer Sicht auch die Erneuerungskapazität von traditionellen Elementen und ihre Symbolträchtigkeit, die gerade aus ihrer scheinbaren Ungebundenheit im aktuellen Sinnzusammenhang der Kultur resultiert (vgl. Chevron 2000), von Soziologen im Allgemeinen zu wenig beachtet. Dieses Phänomen, das ich „*kulturelles Recycling*“ (a. a. O.) genannt habe, müsste in einem solchen Zusammenhang unbedingt Beachtung finden.

## 2.2 *Gemeinsamkeit der Forschungsfelder*

Besonders in der Kulturosoziologie, in der Entwicklungssoziologie oder in der Ethno-soziologie wird der Gemeinsamkeit der Forschungsfelder Rechnung getragen.

Als Entwicklungssoziologie trifft die Soziologie spätestens in der Vorbereitungsphase zu einer Feldforschung auf die Ethnologie. Die auf diesem Niveau verwendete Literatur kann für weite Bereiche dieselbe sein, und unabhängig von der ursprünglichen Absicht findet im Laufe jeder Forschung dieser Art ein Austausch der Gedanken und des Wissens statt. Im Idealfall arbeiten Ethnologen und Soziologen zusammen. Eine solche multidisziplinär angelegte Forschung war die Leopold Rosenmayrs über „*Generationenbeziehungen im Entwicklungszusammenhang*“ (FWF-Projekt Nr. P8225-SOZ und P9423-SOZ), bei welcher Manfred Kremser und ich als Ethnologen neben den Vertretern anderer Disziplinen beteiligt waren (vgl. hierzu Rosenmayr 1992; Chevron 2001b).

Aber diesem Anspruch wird nicht immer wirklich genüge getan, da der Dialog zwischen Ethnologie und Soziologie oft nur mangelhaft – zumeist extrem oberflächlich –

ausgebildet ist und bleibt. Eine für die Soziologie schwer zu überwindende Hürde ist, dass der Wissenschaftler im Rahmen der Entwicklungssoziologie Gesellschaften mit anderen kulturellen Eigenheiten erforscht und er hierbei Gefahr läuft, Konzepte, welche er bei der Untersuchung von Phänomenen in der eigenen Gesellschaft entwickelte, auf andere Kulturen unwillkürlich zu übertragen. Auch der Ethnologe muss sich dieser Gefahr dauernd bewusst sein, aber im Gegensatz zum Soziologen wurde er während seines ganzen Studiums auf diese Problematik vorbereitet. Diese Schulung und Sensibilisierung ist die erste Vorbereitung auf die neue „Sozialisation“, die in einem vollkommen neuen Umfeld und damit fremden Kontext auf ihn wartet. Der Ethnologe weiß, dass das kulturelle Umfeld und somit auch die Inhalte mancher Begriffe, die er in der Umgangs- oder in der Fachsprache verwendet, in einer fremden Gesellschaft wirklich anderer Natur sind, d. h. dass sie anders gedacht und gelebt werden. Sein erstes Ziel muss es sein, dies zu verstehen und in seinen Forschungen als steten Bezugspunkt im Auge zu behalten.

In der Entwicklungssoziologie geht es m. E. unter anderem darum, die Bedeutung von Tradition im Sinne von lokaler Kultur im Kontext der Entwicklung aufzudecken (vgl. Rosenmayr 1992; Chevron 2001b). Die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen traditionellen, sprich den lokalen Wissensformen allgemein und den wissenschaftlichen, sprich den weiteren globalen Wissensformen sind Teil eines Forschungsbereiches, der auch für die in unserer eigenen Gesellschaft stattfindende Entwicklung bedeutsam ist. Im Falle vom „*unbalanced development*“ (Knight 1993, 37) kann die zunehmende Bedeutung des globalen Wissens mit dem Verlust von lokalen Wissensformen einhergehen.

Hier ist eine Zusammenarbeit möglich, ja notwendig und die multidisziplinäre Kooperation sicher angebracht. Ein Verständnis für bestimmte Grundlagen des anderen kulturellen Zugangs zu verschiedenen Fragen wird immer mehr – auch in der eigenen Gesellschaft – verlangt. Daher müsste jeder Soziologe als Voraussetzung für die multidisziplinäre Arbeit selbst auch über eine hohe wissenschaftliche Sensibilität gegenüber anderen Fächern verfügen. Es geht hier einerseits um ein „Horchen“ und um das „Pulsmessen“ an einer Gesellschaft, wie dies nur durch die „teilnehmende Beobachtung“ erreicht werden kann und andererseits um das methodische und analytische Instrumentarium, das diese Vorgangsweise ermöglicht, also auch um ein Verständnis der anderen wissenschaftlichen Möglichkeiten.

### 3. *Gemeinsames Schicksal, Ausblick*

Dass das „Objekt“ der Ethnologie immer soziologischer wird, lässt sich im Zeitalter der Globalisierung der Lebensweisen nicht bestreiten. Viel zu wenig klar ist aber bis heute, wie viele unterschiedliche Phänomene unter der so genannten Globalisierung subsummiert werden, aber auch welche neuen Formen sich daraus entwickeln. Die sozialen und kulturellen Veränderungen, die zur Zeit in den Städten der so genannten Entwicklungsländer genauso wie in den Industriegesellschaften beobachtet werden können, sind nicht neu; sie verlaufen nur mit zunehmender Geschwindigkeit. Theoretisch könnte sich der Ethnologe damit begnügen, die übriggebliebenen Inseln, die mancherorts noch vorhanden sind – soweit sie von dieser Entwicklung nicht oder nur unwesentlich betroffen sind – mit ethnologischem Interesse zu erforschen. Aber dieses Festhalten an der Vorstellung eines gleichbleibenden „Gegenstandes“ hätte mit wissenschaftlicher Arbeit nichts gemein. Der Ethnologe ist – ob er Phänomene in einer einzelnen Kultur oder im Vergleich zwischen unterschiedlichen Kulturen erforscht – auf der Suche nach Erklärungsmustern und Regelmäßigkeiten. Nicht nur die Vielfalt der kulturellen Erscheinungen, sondern auch universelle Grundstrukturen sind für ihn von Bedeutung (vgl. Chevron und Wernhart 2001). Hier zählen Phänomene des Kulturwandels und der kulturellen Entwicklung zu den wichtigsten Forschungsgebieten der Ethnologie (vgl. Chevron 1998a; 1998b).

Eine Krise der Ethnologie gibt es sicher. Allerdings möchte ich behaupten, dass es eine Ethnologie geben wird, solange es Menschen auf der Erde gibt, weil die Ethnologie aus einem Grundinteresse für die Anderen, und das sind unsere Mitmenschen, entspringt. Die Ethnologie ist, trotz aller Kritik an ihrer Geschichte, eine Zählung des Blickes auf das Fremde. Sie ist ein Mittel, das Fremde, das Andere mit Distanz und doch großer Nähe zu betrachten und m. E. immer noch der neutralere und wissendere Blick von außen.

Man darf sich nicht täuschen lassen: Nicht die Ethnologie ist es, die Probleme hat, sondern vielfach die Ethnologen, weil sie in einer Gesellschaft mit Wertvorstellungen leben und von diesen abhängig sind. Zudem sind sie als Teil einer immer größer werdenden „scientific community“ in einem globalen Zusammenhang immer abhängiger vom Mainstream und von gesellschaftlichen Zwängen. Dies trifft für die Soziologie in einem ebenso hohen Maß zu (siehe hierzu Amann 1996).

Soziologen und Ethnologen müssen sich mehr und stärker an multidisziplinären Forschungen beteiligen, z. B. im Bereich der Entwicklungsforschung. Hier zeigte sich nur zu oft, dass fehlerhaft und an den wahren Bedürfnissen der Menschen vorbei gewisse technologische Lösungen eingeführt werden. In der Ethnologie werden wir ständig mit dieser Problematik konfrontiert, da die Technologie-Gläubigkeit alles Weitere

verdrängt. Es mag sein, dass dieses Problem in den so genannten Ländern des Südens aufgrund der großen kulturellen Unterschiede besonders sichtbar wird. Aber auch in der eigenen Gesellschaft wäre es falsch, auf den fremden Blick der Ethnologie zu verzichten.

Die Ethnologie sollte dafür stehen, dass allgemein Entwicklung im Kontext der zunehmenden Globalisierung erforscht wird. Sie ist besonders dazu in der Lage, die Wechselwirkungen zwischen lokalen Kulturen und Globalisierung zu analysieren und aufzudecken: dies gilt sowohl in Europa als außerhalb von Europa. Deshalb sollte sie auch in so genannten Entwicklungsländern ernster genommen werden. Eine der Hauptrollen der Ethnologie und der Soziologie sehe ich darin, dass sie gegen eine verordnete Entwicklung ankämpfen, soweit diese eine eigenständige Entwicklung im Sinne der historischen Freiheit unterbindet, um allein eine vorgegebene und globale Entwicklung zuzulassen.

Wenn Themenschwerpunkte aus gesellschaftlichen Gründen abgeschafft und andere künstlich am Leben erhalten werden, sind besonders die Kultur- und Geisteswissenschaften bzw. die Human- und Sozialwissenschaften in ihrer Freiheit bedroht, weil sie aufgrund ihrer Nähe zu gesellschaftlich nie als neutral zu bezeichnenden Themen immer wieder von den gesellschaftlichen Diskursen und Moden abhängig sind. Einerseits ist die Forderung der Gesellschaft nach anwendungsbezogenen Themen und Ergebnissen legitim, andererseits gibt es aber sehr viele Bereiche, in welchen die Wissenschaften vom Menschen durch ideologische Auflagen und Einschränkungen eingengt werden. Sowohl die Ethnologie als auch die Soziologie gehören zu den für die Zukunft der Menschheit wichtigsten Wissenschaften. Beide Wissenschaften müssen sich immer wieder gefallen lassen, dass vorgefertigte Meinungen den vernünftigen Stimmen und soliden Forschungen vorgezogen werden. Die im Zuge der populärwissenschaftlichen Verbreitung und so allmählich zum Allgemeingut und Wissensreservoir der Menschen bekannt gemachten Ergebnisse unserer Wissenschaften werden allzu schnell als Banalitäten betrachtet, und man vergisst, dass diese Erkenntnisse einmal gewonnen werden mussten.

Die Krisenstimmung, welche unsere Wissenschaften regelmäßig erschüttert, ist zu meist künstlich herbeigeführt, denn sie spiegelt vor allem gesellschaftliche Unsicherheiten und Widersprüche wider. Die Krise der Kultur- und Sozialwissenschaften ist in der Tat weitgehend eine gesamtgesellschaftliche Krise, da wir in einer Gesellschaft leben, in welcher – nach dem Muster der so genannten Naturwissenschaften – sichtbare, kleine, ertragreiche „Erfolge“ erwünscht sind. Dass dies in den Geisteswissenschaften nicht immer möglich ist, liegt auf der Hand. Wünschenswert wäre hier eine Forcierung der Grundlagenforschung, denn unsere Aufgabe kann es keineswegs sein, gesellschaftliche „Sachzwänge“ zu reproduzieren.



Ethnologie und Soziologie sind bis jetzt nicht nur getrennte Wege gegangen, sondern sehr oft – wie im Falle von Leopold Rosenmayr – stehen beide Wissenschaften in manchen Bereichen in einer so engen Kooperation, dass eine Teilung der Aufgaben zuweilen schwer fällt. Nichtsdestoweniger gilt es zu bedenken, dass die Ethnologie andere Fragen als die Soziologie stellt. Aus diesem Grund ist die bescheidene multidisziplinäre Arbeit wichtig. Es bleibt allerdings allein großen interdisziplinären Entwürfen vorbehalten, zu echten Lösungsansätzen vorzustoßen.

Die Zweifel und die Angst um den Verlust eines Gegenstands sind weder für die Ethnologie noch für die Soziologie angebracht, denn die Probleme, die es zu lösen gilt, werden mehr, nicht weniger. So könnte es sein, dass weniger vom Verlust des Gegenstands als vielmehr vom Verlust der wissenschaftlichen Phantasie die Rede sein sollte.

## Literatur

- Amann, A., *Soziologie. Ein Leitfaden zu Theorien, Geschichte und Denkweisen*. Wien, Köln, Weimar 1996 (4. Aufl., 1. Aufl. 1986).
- Amselle, J.-L., *Logiques métisses*. Paris 1999.
- Chevron, M.-E., Mechanismen der kulturellen Entwicklung aus ethnologischer Sicht, in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW)* 128 (1998a), 33–42.
- Chevron, M.-E., Man's Special Position in Nature, in: *Evolution and Cognition* 4/2 (1998b), 173–184.
- Chevron, M.-E., Reliktbildung, Tradition und Kulturwandel aus ethnologischer Sicht, in: Liedtke, M. (Hrsg.), *Relikte? Der Mensch und seine Kultur*. Wien 2000, 22–35.
- Chevron, M.-E., Mensch und Umwelt in der französischen Ethnologie. Auswirkungen des geographisch-morphologischen Paradigmas. *Veröffentlichungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, Bd. 5. Wien 2001a.
- Chevron, M.-E., Entwicklungsparadigma und Kulturwandel, Nachhaltigkeit und Mechanismen der Wissensvermittlung in der malischen Gesellschaft, ein Beispiel aus Westafrika, in: Liedtke, M. (Hrsg.), *Kulturwandel*. Wien 2001b, 340–359.
- Chevron, M.-E., Wernhart, K. R., Ethnologische Reflexion über die universellen Grundlagen gesellschaftlicher Phänomene und der kultur- und sozialanthropologische Forschungszugang, in: *Archaeologia Austriaca* 86 (2000/2001), 15–22.
- Copans, J., *Le regard ethnologique*, in: Guillaume, M. (Hrsg.), *L'Etat des Sciences Sociales en France*. Paris 1986, 115–119.
- Eisenstadt, S. N., Kultur und Sozialstruktur in der neueren soziologischen Analyse, in: Haferkamp, H. (Hrsg.), *Sozialstruktur und Kultur*. Frankfurt/Main 1990, 7–19.
- Gingrich, A., Ethnizität für die Praxis, in: Wernhart, K. R., Zips, W. (Hrsg.), *Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung*. Wien 1998, 99–112.
- König, R., Soziologie und Ethnologie, in: *Ethnologie als Sozialwissenschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft* 26 (1984), 17–35.
- König, R., Koepping, K.-P., Drechsel, P., Ethnologie als Sozialwissenschaft, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft* 26 (1984).
- Knight, R. v., Sustainable development – sustainable cities, in: *International Social Sciences Journal* 45 (1993), 35–44.

- Kohl, K.-H., Ethnologie, die Wissenschaft vom kulturell Fremden. München 1993.
- Kozeny, E. D., Gruppengesetzmäßigkeiten und Vorurteil, in: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW) 127 (1997), 33–57.
- Kremser, M., Von der Feldforschung zur Felderforschung, in: Wernhart, K. R., Zips, W. (Hrsg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien 1998, 135–144.
- Krüger, L., Einheit der Welt – Vielheit der Wissenschaft, in: Kocka, J. (Hrsg.), Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie. Frankfurt/Main 1987, 106–128.
- Lévi-Strauss, C., Anthropologie structurale. Paris 1958.
- Mittelstraß, J., Die Stunde der Interdisziplinarität? in: Kocka, J. (Hrsg.), Interdisziplinarität. Praxis – Herausforderung – Ideologie. Frankfurt/Main 1987, 152–158.
- Neidhardt, F., Lepsius, M. R., Weiß, J. (Hrsg.), Kultur und Gesellschaft, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 2 (198).
- Raum J. W., Überlegungen zur Bedeutung Max Webers für die Theorienbildung in der Ethnologie, in: Schomburg-Scherff, S. M., Heintze, B. (Hrsg.), Die offenen Grenzen der Ethnologie. Schlaglichter auf ein sich wandelndes Fach. Klaus E. Müller zum 65. Geburtstag. Frankfurt/Main 2000.
- Reinprecht, Ch., Krise der Gesellschaft – Krise der Soziologie? Zur Rolle der Soziologie im Prozess der europäischen Integration, in: Schjerve-Rindler, R. (Hrsg.), Wissenschaft und Europäische Integration. Neapel, Wien 2001.
- Riedl, R., Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft. Berlin, Hamburg 1979.
- Rosenmayr, L., Die Schnüre vom Himmel. Wien 1992.
- Stagl, J., Kulturanthropologie und Kulturosoziologie: ein Vergleich, in: Kultur und Gesellschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 27 (1986), 75–91.
- Tenbruck, F. H., Repräsentative Kultur, in: Haferkamp, H. (Hrsg.), Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt/Main 1990, 20–53.
- Wernhart, K. R., Ethnos, Identität, Globalisierung, in: Wernhart, K. R., Zips, W. (Hrsg.), Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Wien 1998, 81–98.
- Wernhart, K. R. (gem. mit M.-F. Chevron), Ethnologische Reflexion über die universellen Grundlagen gesellschaftlicher Phänomene und der kultur- und sozialanthropologische Forschungszugang, in: *Archaeologia Austriaca* 86 (2000/2001), 15–22.

1. Das Erscheinen des langlebigen Menschen

Seit längerer Zeit sind die hoch entwickelten Gesellschaften mit der Tatsache einer rasch ansteigenden Lebenserwartung konfrontiert. Sie ist ein wesentlicher Wirkfaktor für die voll in Gang befindliche „*demografische Revolution*“ (Hayward, Zhang 2001; für Österreich vgl. Kytir, Münz 2001). Die Prognosen zur Altersverteilung finden stets ein lebhaftes öffentliches Echo, wobei sich die Berichterstattung auf die angeblichen negativen Konsequenzen der „Überalterung“ der Bevölkerung für das ökonomische System bzw. für die Kranken- und Pensionsversicherung zu konzentrieren pflegt.

Weitaus seltener Anlass zur Diskussion gibt der Umstand, dass aus der gegebenen demografischen Situation höchstwahrscheinlich epochale sozio-kulturelle Wirkungen erfließen werden, wenngleich deren Ausgestaltungen im Einzelnen noch weitaus schwieriger vorhersagbar sind als quantitativ besser fassbare Entwicklungen.

Dieser Beitrag knüpft an eine These von Leopold Rosenmayr (1996, 31) an, wonach der modernen Gesellschaft eine ihr adäquate Alterskultur fehle. Alter als Massenphänomen sei eine historisch ganz neue Erscheinung. Der entstandene Menschentypus, den Rosenmayr (1990, 371) in Abwandlung einer Wortschöpfung von James Birren als *homo sapiens longaevus* bezeichnet, könne aus keinem vorhandenen Wert-Universum schöpfen; die Folge sei eine Art „Spätlebens-Lethargie“ und ein fast völliger Mangel an Autoritätspotenzial. Die Alten verharrten in einer defensiven Haltung und seien nur schwer für einen Dialog der Generationen zu erreichen, weil unfähig, ihre Erlebnisse kulturell wirksam werden zu lassen.

Man könnte diesen Zustand soziale Orientierungslosigkeit oder Anomie nennen. Es haben sich offensichtlich (noch) keine sozialen Normen zum neuen langen Leben entwickelt, keine kollektiven Überzeugungen darüber, worin der Lebensinhalt während des „langen Alterns“ bestehen sollte. Die empirische Forschung, beispielsweise zu den Lebensstilen, hat weitgehend Leermeldungen abgegeben (Hörl 1998) und die theoretischen Konzepte (siehe weiter unten) haben sich für die gesellschaftliche Praxis kaum als fruchtbar erwiesen. Auch die Auswertung von gesammelter Lebenserfahrung hilft nicht viel weiter, wie Arthur Imhof in Gesprächsrunden mit emeritierten Hochschullehrern feststellen musste. Zur Abklärung seiner zweifellos interessanten Fragestellung, ob es nicht „*unerlässlich wäre, das lange Leben von Anfang an zu planen, langfristige Lebensziele (...) zu entwickeln und (...) während all der zahlreichen Erdenjahre konsequent zu verfolgen*“ (Imhof 1988, 54), konnten diese hochgebildeten Menschen

leider wenig beitragen. Ihre eigene Lebenserfahrung wurde noch zu sehr von den unsicheren Zeitläuften der Dreißiger- bis Fünfzigerjahre geprägt.

Die Geschichte lehrt aber, dass unstrukturierte gesellschaftliche Verhältnisse auf Dauer nicht bleiben können, und auch die soziale Tatsache des neuen langen Lebens wird zu einer neuen Ordnung drängen. An den Rändern des gesellschaftlichen Stroms finden wir dafür Anzeichen.

So hat sich eine Ratgeberliteratur fest etabliert, die sich gewissermaßen das Besiegen des Alters zur Aufgabe macht und beispielsweise die populistische Losung „*forever young!*“ (Strunz 2000) ausgibt. Der Zukunftsforscher Horx (1999) prophezeit „*Oldie Power*“ und das Aufkommen von wirtschaftlich potenten „*Grey Achievers*“ sowie gleichzeitig eine „Peter-Pan“-Gesellschaft der ewig zelebrierten Jugendlichkeit. Zu verzeichnen ist weiters eine ziemlich kuriose Debatte darüber, ob es dereinst möglich sein könnte, die Unsterblichkeit des Menschen zu erreichen und welche Folgen daraus zu gewärtigen wären (Shapin, Martyn 2000). Wir erleben auch immer wieder den rituellen Rummel zu hohen – namentlich dreistelligen – Geburtstagen von Prominenten, etwa die Versammlung der Politprominenz zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Ernst Jünger 1995; man könnte auch an den 1900 geborenen Philosophen Hans-Georg Gadamer denken oder an die gleichaltrige britische *queen mum*. Die Friedensaktivistin Fuki Kushida führte mit 100 Jahren einen anti-militaristischen Demonstrationzug von 2000 Menschen durch Tokio an; Strom Thurmond, der Senator von South Carolina, trat nach Vollendung des zehnten Lebensjahrzehnts von seinem Amt zurück. Alle diese uralten, aber hellwachen und voll im Leben stehenden Symbolfiguren rufen uns gleichsam zu: „So wollen wir leben bis 100!“ Nicht zuletzt können sich auch die jeweiligen Rekordhalterinnen und -halter an Lebensjahren (weltweit gibt es rund zwei Dutzend Menschen über 110 Jahre, deren Geburtsdatum zweifelsfrei dokumentiert ist) einer großen medialen Aufmerksamkeit sicher sein.

Auf die Ursachen der Tatsache, dass ein langes Leben für einen immer größeren Anteil unter den Menschen zur Realität wird, kann hier nicht im Einzelnen eingegangen werden (für eine ausführliche Darstellung vgl. z. B. Höpflinger 1997). Zusammenfassend ist festzuhalten, dass es zunächst die mittlere Lebenserwartung bei der Geburt war, die stark angestiegen ist, von etwa 25 Jahren in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf etwas mehr als 40 Jahre zu Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, und zwar dank Herabsetzung der Säuglingssterblichkeit und der Müttersterblichkeit im Kindbett sowie der Zunahme der Verfügbarkeit von Ärzten, Verbesserungen der öffentlichen Hygiene und Seuchenkontrolle und Fortschritten in den sozialen Verhältnissen insgesamt, wie Abschaffung der Kinderarbeit, Einführung des obligaten Schulbesuchs usw. Seit einiger Zeit jedoch haben sich die Gewinne bei den Überlebenswahrscheinlichkeiten mehr und mehr in die höheren Altersgruppen verlagert, nämlich in Form der

Hinzufügung von weiteren Lebensjahren für die bereits 65- oder 70-Jährigen, vor allem dank der Reduktion des Risikos, frühzeitig an Kreislaufkrankheiten und insbesondere an ischämischen Herzkrankheiten zu sterben.

Die Folge ist das so genannte demografische Altern, ein im Prinzip weltweiter und nach menschlichem Ermessen unumkehrbarer Vorgang in der Menschheitsentwicklung. Nur eine Zahl zur Illustration: das Medianalter, das die österreichische Bevölkerung in zwei gleich große Gruppen teilt, betrug um 1900 etwa 26 Jahre, beträgt heute etwa 38 Jahre und wird nach den Modellannahmen im Jahre 2050 bereits 50 Jahre betragen (Kytir, Münz 2001).

## 2. Gesellschaftliche Reaktionsweisen auf das demografische Altern

Weitaus häufiger als positive Äußerungen findet man in den Medien Beiträge, die Variationen eines panischen Alarmschlagens mit aggressiven Untertönen darstellen: Die demografische Zeitbombe tickt! Wer wird diese vielen alten Menschen pflegen? Wie sollen die Krankheitskosten aufgebracht werden? Wozu erhalten wir eigentlich diese vielen alten Menschen mit allen möglichen technischen Mitteln am Leben, wenn es gleichzeitig eine globale Bevölkerungsexplosion gibt? Wird die Überalterung zu einer Stagnation an Elan und neuen Ideen und daraus folgend zu einer mangelnden Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft im Westen führen? Wird es einen Krieg der Generationen geben? Wer wird die Pensionen zahlen?<sup>2</sup>

Die furchtsamen Fragen drücken allesamt das Unvermögen aus, mit den Problemen vernünftig umzugehen. Diese Feststellung gilt auch für die Politik. Anstatt sich der Tatsache einer unabwendbar alternden Gesellschaft in einer rationalen Weise zu nähern, werden geradezu atemberaubend naive Lösungsvorschläge gegen die „Überalterung“ präsentiert.

Auf der einen Seite wird die Förderung eines geburtenfreundlicheren Klimas durch finanzielle Zuwendungen angestrebt, auf der anderen Seite wird die Forderung nach einer forcierten Einwanderung erhoben, die unsere Gesellschaft gleichsam wieder jung machen wird. Diese „Empfehlungen“ markieren gleichzeitig die ideologischen Eckpunkte einer Diskussion, die bisweilen durchaus leidenschaftlich geführt wird. Freilich lässt sich mit Hilfe der empirischen Daten und demografischer Modellrechnungen (Lutz 1999) leicht zeigen, dass beide Vorschläge zwecklos sind: Zur ersten Empfehlung ist anzumerken, dass es noch in keinem Land der Welt gelungen ist, durch politisch-administrative Maßnahmen die Geburtenrate dauerhaft signifikant zu heben. Im Übrigen bedürfte es eines Anstiegs der durchschnittlichen Kinderzahl von derzeit 1,4 auf 3,5 Kinder pro Frau, wollte man in Österreich die Altersverteilung nur auf dem gegen-

wärtigen Niveau stabilisieren. Abgesehen davon, dass eine solche Erhöhung der Geburtenzahl illusorisch ist, wüchse auf diese Weise die Einwohnerzahl in den nächsten Jahrzehnten auf rund 16 Millionen Menschen an. Zur zweiten Empfehlung ist anzumerken, dass Zuwanderung den Alterungsprozess keinesfalls anhalten kann. Seine spürbare Verlangsamung wäre möglich, aber nur dann, wenn jährlich weit über 100.000 Personen immigrierten, was wiederum auf eine Verdoppelung der Einwohnerzahl innerhalb relativ kurzer Frist hinausläufe ...

### 3. Theoretische Ansätze in den Sozialwissenschaften

Die an Verlustprozessen orientierten Sichtweisen des Alters betonten stets jene Aspekte, die zu einer mit zunehmendem Lebensalter sich verstärkenden sozialen Isolation führen – sei sie selbstgewählt oder oktroyiert. Ein bekanntes Beispiel für diese Argumentation ist Rosows These zur Erwachsenensozialisation: *“unlike earlier status changes in American life, people are not effectively socialized to old age”* (1974, xii). Durch den Berufsaustritt und andere Ereignisse, z. B. Verwitwung, komme es zu einer Rollen-Diskontinuität, zu sozialen Entwertungsprozessen und damit zu einer fortschreitenden Abschwächung der sozialen Integration; das Rollenangebot für die späte Lebensphase sei diffus und unattraktiv, die Folge eine *„roleless role“* der alten Menschen. Rosow betonte den strukturellen Charakter seiner Sozialisationsthese, Fragen der persönlichen Lebensqualität, von individuellem Wohlbefinden und Glück waren nicht sein Thema. Das funktionalistische Rollenkonzept von Rosow ist starr und auf das Rollenhandeln in institutionalisierten und formalisierten Situationen fixiert. In den drei Jahrzehnten seit dem Erscheinen seiner These haben sich weitere enorme Zugewinne an Lebenszeit und damit im Anteil älterer Menschen ergeben, d. h. ein noch größerer Teil der Gesellschaft müsste – obschon grundsätzlich leistungsfähig – jahrzehntelang ein *„rollenloses“* Leben führen. Ein derartiges Szenarium ist soziologisch nur schwer vorstellbar. Und in der Tat gab es seither mehrere Anläufe aus theoretisch, begrifflich und empirisch ganz unterschiedlichen Richtungen, um das neue lange Leben als soziales Phänomen befriedigender zu erfassen.

Neugarten und Neugarten (1986) legten eine Konzeption zum Lebenslauf vor (*“playing down rather than playing up programs based on age”*), die weg von der chronologischen und hin zu einer funktionalen Betrachtungsweise des Lebens führen sollte; demnach entfielen die Behinderungen in den einzuschlagenden Wegen zu Bildung, Erwerbsarbeit, Familienleben und Freizeit durch Altersbarrieren, weil diese schlicht irrelevant geworden seien. Empirische Daten scheinen zu bestätigen, dass das chronologische Alter subjektiv zunehmend als bedeutungslos empfunden wird. Zwischen 50

und 65 fühlen sich mehr als drei Viertel der Menschen jünger und beurteilen auch ihr Aussehen jünger als es ihrem kalendarischen Alter entspräche (Rosenmayr 2000, 239); das bedeutet nichts anderes, als dass jedem Konsens in den Beurteilungsstandards bereits der Boden entzogen wurde. Worin sollte ein dem Alter zwischen 50 und 65 „entsprechendes“ Gefühl oder Aussehen bestehen?

Eine andere Differenzierung entwickelten Baltes und Baltes (1990) in ihren Studien; zwar seien die „Jung-Alten“ in der Lage, den Lebensstil der mittleren Jahre fortzuführen, hingegen bedürfe es im höchsten Alter (ab etwa 80–85 Jahren) bestimmter Prozesse von Selektion, Optimierung und Kompensation, um „erfolgreich“ altern zu können. Erfüllungskonzepte auf historisch-philosophischer Grundlage haben unter anderen Peter Laslett (1989) vorgelegt, wonach im „Dritten Alter“ Freizeitgenuss nicht mehr das Privileg von Eliten, sondern zu einem erwerbbaaren Gut für Millionen geworden sei, und Leopold Rosenmayr (1983), wonach der Mensch sich in seiner „Vorläufigkeit“ als ein auf die Zukunft hin Handelnder erkenne: der daraus entwickelte Begriff von der „späten Freiheit“ avancierte mittlerweile nachgerade zum geflügelten Wort. Es gab auch Versuche, das Potenzial des Alterns mit Hilfe von Weisheitskonzepten auszuloten (Staudinger, Dittmann-Kohli 1992).

Viel Widerhall fand die Unterscheidung zwischen einem altersdifferenzierten und einem altersintegrierten Typus sozialer Struktur (Riley, Riley 2000). Der altersdifferenzierte Typus repräsentiert demnach die bis heute weitgehend geübte altersgebundene Gliederung: Ausbildung im Jugendalter, Erwerbsarbeit in der mittleren Lebensphase und Freizeit in der Altersphase. Der kommende altersintegrierte Typus bezeichnet eine grundsätzlich viel stärker altersunabhängige bzw. altersheterogene Teilhabe in den Lebensbereichen Bildung, Arbeit und Freizeit, wobei gilt: *“For individuals, the implication of age heterogeneity is ‘cross-age interaction’. That is, individuals have increased opportunities to interact with others who differ in age”* (Riley, Riley 2000, 267). Verursacht wird diese Entwicklung zur Heterogenität durch die massive Zunahme dicht besetzter Kohorten zwischen 65 und 100 Jahren. Diese üben einen kollektiven Druck aus, um ihre kulturellen Vorstellungen von einem selbstverantwortlichen, guten Leben zu verwirklichen, ob dieses nun in Teilnahme am Arbeitsleben, in Betätigung im Freizeitbereich oder im Ehrenamt oder in vielfältig möglicher sonstiger Aktivität besteht. Allerdings stößt dieser Veränderungsdruck auf den Widerstand der traditionellen gesellschaftlichen Strukturen, die auf die Lebensweise von relativ wenigen, weitgehend homogenen und leicht ausgrenzbaren alten Menschen ausgelegt sind. Wenn man der „structural lag“-These des Ehepaars Riley folgt, dann eilt die neue heterogene Alterskultur voraus, die Institutionen und Strukturen bleiben zurück; irgendwann aber müssen sie sich revolutionieren.<sup>3</sup>

#### 4. Das Beispiel von Arbeit, Pension und Ruhestand

Konkrete gesellschaftliche Wirkungen haben die Ideen aus dem Bereich der Wissenschaft bisher kaum entfaltet. Ein Dilemma entsteht: Die alte Ordnung des Weiter-wie-Bisher dürfte nicht mehr lange aufrechtzuerhalten sein, aber neuen Entwicklungen wird – strukturell und kulturell! – hartnäckig Widerstand entgegengesetzt. Ich will diesen Gedanken am Beispiel eines Lebensbereichs: Arbeit, Pensionierung, Ruhestand erläutern.

Die Alterssicherung ist das Herzstück des Systems der Sozialen Sicherheit (Ehmer 1990). Das Recht, in einem ganz bestimmten, oft Jahre vor dem eigentlichen Ereignis bereits auf den Tag exakt feststehenden Alter in Pension gehen zu können, gehört zum festen Bestandteil der Lebensplanung vieler Menschen, ein Argument, das immer wieder in die politische Diskussion eingebracht wird. Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Lebensplanungen der Menschen über die bloße Frage: „Wann genau werde ich in Pension gehen?“ wirklich entscheidend hinausgehen.

Im Zuge der sozio-ökonomischen Entwicklung wurde die nunmehr über 100 Jahre lang praktizierte Politik der Lebensarbeitszeitverkürzung möglich und zweifellos wird das von den meisten Menschen als eine soziale Errungenschaft angesehen. Berufliche Arbeit ist zwar nach wie vor ein wesentliches Sinnstiftungs- und Ordnungselement im Lebensablauf. Für die Aufrechterhaltung eines positiven Selbstwertgefühls scheint es jedoch völlig zu genügen, wenn auf 30 oder 40 Jahre Erwerbstätigkeit „zurückgeblickt“ wird. Die Bedeutung der Pensionierung als subjektive Altersmarkierung im Sinne eines „Jetzt-bin-ich-alt“-Erlebnisses hat sich zweifellos abgeschwächt. Die Pension wird – entgegen Behauptungen eines „Pensionsschocks“ – im Allgemeinen als Befreiung erlebt (Rosenstiel 1994). Dieses Ereignis trat 1998 in Österreich im Mittel bei den Männern mit 58 Jahren und bei den Frauen mit knapp 57 Jahren ein (BMAGS 2000, 49). Diese frisch pensionierten Männer und Frauen können davon ausgehen, noch über 20 Jahre bzw. 26 Jahre vor sich zu haben. Das ist für Männer mehr als ein Viertel, für Frauen fast ein Drittel ihrer gesamten Lebensspanne. Die Forschung neigt inzwischen mehrheitlich zur Auffassung, dass die gewonnenen Jahre überwiegend in hinreichend guter Gesundheit und geistiger Kompetenz verbracht werden (Crimmins, Saito, Reynolds 1996; Manton, Stallard, Corder 1995).

Wenn sich ein Lebenslaufmuster herausbildet, demzufolge die in Pension (bzw. allenfalls vorher schon in Arbeitslosigkeit) verbrachte Zeitspanne bereits an jene Spanne heranreicht, die vollwertig im Berufsleben verbracht wird, dann läuft das auf eine Abschaffung der Erwerbsarbeit als zentrale Lebenstätigkeit im bisherigen Sinn hinaus. Die bisherige Organisation des Lebenslaufs wäre endgültig aufgelöst zugunsten eines nicht näher definierten „pluralistischen“ Modells, das in der gängigen Konstruktion der



Lebensverlaufsmuster in der Nachkriegszeit bereits enthalten ist als „eine Phase der Institutionalisation und Standardisierung, die etwa in die Zeit bis Ende der 60er bzw. den Beginn der Siebzigerjahre gelegt wird, und eine danach anschließende Phase der De-Institutionalisierung, Pluralisierung und Entstandardisierung (...) [die] bis in die Gegenwart anhält“ (Mayer 1998, 441).

Es fehlen Langzeitstudien auf einer größeren Stichprobenbasis, ob und wann sich für die „de-institutionalisierten“ Menschen im Laufe der nächsten Jahrzehnte Sinnfragen stellen und wie diese beantwortet werden.<sup>4</sup> Im Allgemeinen wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass ab Mitte oder Ende 50 die drei großen „F“: Familie, Fernsehen, Ferien dem Leben auf Jahrzehnte hin Sinn zu geben vermögen. Natürlich sind die wichtigen Ausnahmen nicht zu übersehen: Wir finden bestimmte Altersformen von Kulturstilen und in der Weiterbildung (Kolland 1996), mit beachtlichen Zuwachsraten beim Seniorenstudium; im wirtschaftlichen Bereich entwickelte sich beispielsweise mit dem „Austrian Senior Experts Pool“ (Jaekel 1994) eine erfolgreiche Beratungsinitiative von älteren Managern nach amerikanischem Vorbild („business angels“). Es mag sein, dass es sich hier und bei etlichen anderen Initiativen um die ersten Vorboten künftiger Entwicklungen handelt. Jedoch ist unstrittig, dass derartige Aktivitäten letzten Endes derzeit noch auf eine schmale Elite konzentriert sind. Zum Beispiel sind in ehrenamtlichen und freiwilligen Funktionen die älteren Menschen unterrepräsentiert und ist eine Neuaufnahme solcher Tätigkeiten im Alter eher selten (Müller, Rauschenbach 1988).

In dieser Situation wirkte das Bekanntwerden der zu erwartenden dramatischen Schwierigkeiten bei der Finanzierung der Pensionen wie ein Schock. Fast schien es, als hätte es erst der Diskussion über die Pensionsfinanzierung als Katalysator bedurft, um die Tatsache des langen Lebens und seine vielfältigen sozialen Konsequenzen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu heben. Nicht nur die reinen Finanzfragen, sondern auch Erörterungen, die bisher bei der wissenschaftlichen Grundlagenforschung bzw. als normative Forderungen im Grenzbereich von Philosophie und Ethik angesiedelt waren, gewannen auf einmal unmittelbare Politikrelevanz und wurden zu Themen in talk shows: Wie wollen oder müssen wir den langen „Ruhestand“ nutzen? Länger arbeiten? Aber wie und was und wo?

Die mediale Diskussion schaffte jedoch nicht Klarheit, vielmehr traten neue Widersprüche zutage – ich kehre konkret zum Beispiel von Arbeit und Pension zurück.

Derzeit wird (in Österreich wie auch anderswo) das Hinaufsetzen des faktischen Pensionseintrittsalters mit verschiedenen gesetzlichen Maßnahmen mehr oder weniger zu erzwingen versucht; der reale „Erfolg“ dieser Maßnahmen (im Sinne von Einsparungen beim Staatshaushalt und in der Sozialversicherung) in der Zukunft bleibt jedoch offen. Die größten Unsicherheiten bestehen darin, dass erstens unklar ist, ob

die stufenweise Erhöhung des Mindestalters für eine Frühpension nicht durch vermehrte Arbeitslosigkeit oder durch höhere Invaliditätsraten „erkauft“ wird und zweitens unklar ist, ob die finanziellen Abschläge für eine frühzeitige bzw. die Anreize für eine spätere Pensionierung bei der individuellen Entscheidungsfindung wirklich ins Gewicht fallen.

Als weitere Maßnahme wurde das so genannte Bonus-Malus-System verschärft, das den Arbeitgebern die Einstellung von älteren Arbeitnehmern schmackhaft, deren Freisetzung aber kostspieliger macht. Schon allein die Tatsache, dass das System offenbar nicht gut genug funktionierte, lässt Skepsis über den Erfolg des neuen Anlaufs aufkommen; bisher war die reale Konsequenz dieser Regelung, dass sie zwar eine (relativ bescheidene) Einnahmequelle für die Sozialversicherung brachte, jedoch unwirksam geblieben ist, den Frühpensionstrend anzuhalten oder umzukehren. Für die Betriebe war (und ist) sie eine unangenehme Erhöhung der Lohnnebenkosten. Aus gerontologischer Sicht besonders folgenreich ist der Umstand, dass Männer und Frauen bereits im Alter von 50 Jahren als Benefiziarer des Bonus-Malus-Systems in Frage kommen. Gesetzliche Altersgrenzen haben aber eine Beispielwirkung: Wenn jemand mit 50 Jahren als „geschützte Person“ etikettiert wird, so trägt das zu seiner oder ihrer latenten Abwertung bei. Außerdem ist zu erwarten, dass die Betriebe versuchen werden, die Kündigung überflüssiger Arbeitnehmer eben noch vor dem 50. Lebensjahr durchzusetzen.

Die so genannte Altersteilzeit florierte hingegen, weil bei dieser sozialpolitischen Maßnahme die älteren Arbeitskräfte mittels drastischer Arbeitszeitverkürzung schrittweise aus dem Betrieb ausgelagert, die Kosten hierfür jedoch zu einem guten Teil der Allgemeinheit (im Wege der Arbeitsmarktverwaltung) angelastet werden konnten. Gerade wegen ihrer Kostspieligkeit wurden diese Regelungen wieder verschärft.

Das heißt, die Betriebe arbeiten nach wie vor mit ungebrochener Vehemenz darauf hin, mit jüngeren, gut ausgebildeten und gleichzeitig relativ billigen Kräften die zukünftigen Technologie- und Rationalisierungsschübe zu bewältigen, wogegen der Verlust an Humankapital durch den Weggang der Älteren leicht zu wiegen scheint (Alber, Schölkopf 1999). Die wissenschaftlichen Ergebnisse über die gestiegene Leistungsfähigkeit der neuen Kohorten älterer Menschen werden üblicherweise als lediglich theoretisch interessante Erkenntnisse aus dem „psychologischen Testlabor“ betrachtet. Für die Praxis der Personalpolitik an der *frontline* haben sie noch keine wirkliche Bedeutung. Zudem gibt es eine nicht immer deutlich nach außen erkennbare, aber dennoch höchst wirksame Allianz zwischen den Rationalisierungswünschen der Betriebe und der Ideologie des „wohlverdienten Ruhestandes“ unter den älteren Menschen bzw. ihren gewerkschaftlichen Vertretern (Bäcker, Naegele 1993).

Die realen Auswirkungen der neuen Pensionspolitik werden erst im Verlaufe der

nächsten Jahre festzustellen und zu beurteilen sein. Nun gibt es aber eine Reihe von plausiblen Argumenten, die annehmen lassen, dass die befürchtete oder erhoffte Entwicklung – polemisch ausgedrückt: die ersten 50 Jahre lang Lernen und Arbeiten, die zweiten 50 Jahre lang Erwerbslosigkeit und Ruhestand – ohnedies unwahrscheinlich ist und es möglicherweise auch ohne radikale staatliche Maßnahmen zu einer Wiederkehr der Erwerbsarbeit bis ins siebente oder achte Lebensjahrzehnt kommen könnte.

Die Ausgangspunkte sind bekannt: Über die zukünftige Altersstruktur wissen wir relativ genau Bescheid, es steht fest, dass sie sich schon in der nächsten Dekade wesentlich von der heutigen unterscheiden wird. Im Jahre 2015 wird es in Österreich rund 100.000 Menschen weniger im so genannten Erwerbsalter zwischen 20 und 59 Jahren geben, aber um 400.000 mehr Menschen über 60 Jahre (Kytir, Münz 2001). Wenn es nicht zu ganz gewaltigen Rationalisierungsprozessen auch im Dienstleistungssektor kommt, ist eine Arbeitskräfteknappheit (besonders in den qualifizierten Berufen) zu erwarten und es läge nahe, die dann neu entstandene ökonomische Reservearmee der 60- und Mehrjährigen zu nutzen.<sup>5</sup> Begünstigend für die Realisierung dieses Szenariums wirken zwei weitere Umstände: Die neuen Kollektivverträge gehen in Richtung eines Zurückdrängens des Senioritätsprinzips, dadurch werden die älteren Arbeitskräfte zukünftig tendenziell billiger und es werden sich vermutlich die speziellen Qualifikationsmaßnahmen und Förderungen auswirken.<sup>6</sup> Es ist freilich richtig, dass in bestimmten Sektoren eine Konkurrenzsituation zwischen den Älteren und den noch zusätzlich ins Arbeitsleben einzugliedernden Frauen sowie Immigranten zu erwarten sein wird.

Eine wichtige Komponente im Zukunftsszenarium ist, dass die Älteren in ein bis zwei Jahrzehnten im Vergleich zu ihren heute lebenden Altersgenossen einen weitaus höheren Schul- und Ausbildungsstand haben werden. Darüber hinaus wird es zu einer gewissen Angleichung des Bildungsniveaus zwischen den Generationen kommen. Das Argument der mangelnden (Aus)Bildung der älteren Arbeitnehmer wird dann so generell nicht mehr erhoben werden können. Aus einer amerikanischen Studie (Alwin 1991) geht etwa hervor, dass sich die verbalen Fähigkeiten (also Wortschatz, Ausdrucksvermögen) im Verlauf des 20. Jahrhunderts von Kohorte zu Kohorte sogar verschlechtern haben, d. h. die jüngeren Kohorten schneiden jeweils schlechter ab als ihre Vorgängerkohorte. Bis zur Geburtskohorte 1948 wurde dieser Rückgang jedoch nach außen nicht sichtbar, weil er vom gestiegenen Bildungsniveau verdeckt bzw. kompensiert worden war.

All diese Tatsachen werden auf Dauer auch in den innerbetrieblichen Arbeitsmärkten bei den Entscheidungen zur Personalentwicklung nicht völlig ignoriert werden können.

Die staatlichen Rahmenbedingungen werden natürlich ebenfalls weiterhin eine Rolle spielen, wobei jetzt weniger an die weitere Hinaufsetzung des Pensionsalters zu

denken ist, sondern daran, dass sich die Zusammensetzung der zukünftigen Pensionen aller Wahrscheinlichkeit nach mehr in Richtung von Eigenleistungen im Lebensverlauf – d. h. Privatvorsorge – bewegen wird. Die soziale Pensionsversicherung stellt bekanntlich darauf ab, dass sich bei Erreichen eines bestimmten Alters und einer bestimmten Anzahl von Versicherungsmonaten ein Recht auf Pension ergibt. Daraus folgt auch ein zumindest psychologischer Druck zur Berufsaufgabe: Jeder Monat, in dem jemand erwerbstätig ist, obwohl er oder sie bereits die volle Pension beziehen könnte, kann als verlorene Zeit (im Sinne eines Verschenkens von Geldansprüchen) aufgefasst werden. Bei den privaten Vorsorgeformen – etwa auf der Basis von Investmentfonds – liegt der Fall anders, denn dort hängen die Auszahlungen nicht vom Alter, vielmehr von den Gegebenheiten des Kapitalmarkts bzw. den privaten Bedürfnissen ab. Damit sinkt auch der Anreiz zur Pensionierung zum frühestmöglichen Zeitpunkt.

### 5. Die Zukunft des Alterns

Die Richtung der sozialen Entwicklung wird mehr denn je davon abhängen, ob und wie sich die Älteren selbst neu definieren; als gesellschaftliche Kategorie haben sie – wie immer unscharf die einzelnen Altersgruppen in der Gesellschaft auch abzugrenzen sein mögen – einen numerischen Schwellenwert erreicht, wo aufgrund von „Größeneffekten“ (Esser 1993) bestimmte sozio-ökonomische Folgen und Nebenfolgen gar nicht ausbleiben können. Diese Effekte werden umso spürbarer sein, je aktiver und selbstbewusster die Älteren – einschließlich eines gewissen Anspruchs nicht bloß auf Selbstbestimmung, sondern auf Partizipation in den Machtpositionen – auftreten werden. Das gilt für den Konsumbereich genauso wie für den Arbeitsmarkt und die Politik<sup>7</sup> und wird sich meines Erachtens auf zunehmend mehr Gebiete erstrecken.<sup>8</sup>

Ein Beispiel für die erfolgreiche Durchsetzung von Selbstbestimmung ist das österreichische Pflegevorsorgesystem. Überraschenderweise hat Österreich, das eher für eine paternalistische Haltung der „Obrigkeit“ zu seinen Bürgern bekannt ist, ein extremes System der Selbstbestimmung entwickelt: Die Pflegegeldregelung kennt weder eine Einkommensprüfung noch werden – nachdem das Zutreffen der Voraussetzungen einmal festgestellt wurde – den Empfängerinnen und Empfängern irgendwelche Vorschriften zur Verwendung des Pflegegeldes gemacht. Eine vergleichende Untersuchung (Tilly, Wiener, Cuellar 2000) in fünf Ländern,<sup>9</sup> die solche Programme eingeführt haben, kommt zu dem Schluss, dass das österreichische System nicht nur bei weitem das umfangreichste ist, sondern auch jenes, das den Menschen die größte Autonomie einräumt. Obwohl man gegen das Pflegevorsorgesystem aus Sicht der Quali-

tätssicherung und einer professionellen Gestaltung von ambulanten Dienstleistungen erhebliche Einwände erheben kann und auch die positiven Ergebnisse einer Evaluationsstudie (Badelt, Holzmann-Jenkins, Matul, Österle 1997) – die im Wesentlichen auf eine rein subjektive Zufriedenheitsmessung hinauslief – skeptisch betrachtet werden müssen, ist anzuerkennen, dass eindrucksvoll vorgeführt wird, dass die praktische Umsetzung des Prinzips „Wahlfreiheit“ durchaus realisierbar ist, und zwar auch und gerade für hilfebedürftige Menschen (von den kognitiv stark Beeinträchtigten einmal abgesehen). Als Beispiel für die Übertragung von Souveränität an die einzelne Person bis an ihr Lebensende ist dieses Gesetz in seiner Vorbildwirkung nicht zu unterschätzen.

Seit Beginn der Menschheit sind Alter und Geschlecht die beiden grundlegenden sozialen Differenzierungen. Das ehemals gültige Bild von der „Alterspyramide“ hat freilich ausgedient. Die moderne Langlebigkeit hat dazu geführt, dass mehr Generationen als je zuvor gleichzeitig existieren und diese Generationen von ungefähr gleicher Größe sind. Die neue Lebensaltersordnung ist aber nicht nur eine demografische, sondern auch eine soziale Tatsache eigener Art, die uns vor eine neuartige Integrationsaufgabe stellt.<sup>10</sup> Von den hergebrachten Vorstellungen über Jung und Alt und den damit vorgeblich verknüpften „angemessenen“ Verhaltensweisen wird man sich früher oder später lösen müssen, weil ihre Zeit vorbei ist und die Entwicklung des sozialen Lebens über diese Vorstellungen hinweg gegangen ist.

#### Anmerkungen

- 1 Siehe auch das Diskussionsforum in [www.bbc.co.uk/horizon/living\\_forever.shtml](http://www.bbc.co.uk/horizon/living_forever.shtml) (Zugriff am 13. 2. 2001).
- 2 So sagt Kenneth Courtis, Vizepräsident von Goldman Sachs Asia düster voraus: „*Japan will make Florida look juvenile. Revolutions are made by young people.*“ (beim Weltwirtschaftsforum in Davos, zitiert nach „Time“, 12. 2. 2001); auch seriöse Studien sind nicht frei von Alarmtönen, siehe die *White Papers* des Center for Strategic and International Studies (Washington DC), worin unter anderem die militärpolitischen (!) Folgen der kommenden Altersentwicklung diskutiert werden (England 2001; Goure 2000).
- 3 Zugegebenermaßen gibt es auch Beispiele für das umgekehrte Phänomen, wonach die (älteren) Menschen die strukturellen Wandlungsprozesse (z. B. die medizinischen, ökonomischen Fortschritte, das Vordringen moderner Technik und Organisation) nicht adäquat wahrnehmen und in ihren Werten, Einstellungen und Verhaltensweisen hinter den sich ändernden Strukturen zurückbleiben. Einen Beleg liefert die Tatsache, dass sich in Polaritätsprofilen die hergebrachten Alt-Jung-Stereotype als sehr beständig erweisen, am zähesten behaupten sie sich unter den alten Menschen selbst (Majce, Rosenmayr 1989).
- 4 Es gibt allerdings zahlreiche anekdotische Hinweise, die auf ein großes Bedürfnis nach Beschäftigung mit spirituellen Fragen schließen lassen, z. B. sagte Robert N. Butler in einem Diskussionsbeitrag beim 44th Annual Meeting der American Society on Aging: „*There is now a group called philosophical practitioners or philosophical counselors, and they get \$ 100 an hour. They emphasize dialogue, reflection, deeper thinking. (...) I think we should (...) try to understand why people are moving in those directions.*“
- 5 So wird für die USA prognostiziert, dass bereits 2008 die Erwerbsquote sowohl der 55- bis 64-Jährigen als auch der 65- und Mehrjährigen deutlich höher sein wird als heute (Purcell 2000, 21).

- 6 Zur Palette von Maßnahmen für ältere Arbeitnehmer siehe BMAGS (2000, 134); siehe auch „Wirtschaft braucht die Älteren“ in: Wiener Zeitung, 11. 1. 2001.
- 7 Ein symbolträchtiger Zufall wollte es, dass die entscheidenden Stimmen bei der amerikanischen Präsidentschaftswahl 2000 ausgerechnet im „Rentnerparadies“ Florida abgegeben wurden und dort wiederum in jenen Bezirken, die die höchsten Altenanteile unter den Wählern haben. Ein bissiger Zeitungskommentator (Hume 2000) bemerkte dazu: *„It is rather depressing that the retirement communities of Florida should have suddenly become the cockpit of American politics.“* Dahinter steht die allgemeine Sorge, dass die alten Wählerinnen und Wähler infolge ihrer quantitativen Übermacht mehr und mehr die politischen Entscheidungen dominieren und zugunsten ihrer kurzfristigen Interessen beeinflussen könnten.
- 8 So wurde Ende 2000 im niederländischen Parlament mit deutlicher Mehrheit ein Gesetz verabschiedet, welches den mit ärztlicher Assistenz vollzogenen Suizid unter bestimmten Voraussetzungen legalisiert. Obwohl die katholische und einige protestantische Kirchen und viele Ärzte energisch gegen die Sterbehilfe auftraten, setzte sich das Verlangen von Patienten nach Selbstbestimmung bei der Beendigung des eigenen Lebens letztlich auch politisch durch, nachdem diese Variante der Euthanasie schon jahrelang stillschweigend geduldet worden war.
- 9 Die Studie wurde vom Urban Institute (Washington, DC) in Österreich, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden und den Vereinigten Staaten durchgeführt.
- 10 Einen verwandten Gedankengang entwickelt Amann (1999), indem er aus gerontologischer Sicht die Frage nach der Neufassung des „Sozialvertrags“ aufwirft.

## Literatur

- Alber, J. und Schölkopf, M., Seniorenpolitik. Amsterdam 1999.
- Alwin, D. F., Family of Origin and Cohort Differences in Verbal Ability, in: *American Sociological Review* 56 (1991), 625–638.
- Amann, A., Ist ein neuer Sozialvertrag denkbar?, in: Amann, A. (Hrsg.), *Kurswechsel für das Alter*. Wien, Köln, Weimar 1999.
- Bäcker, G., Naegele G., *Alternde Gesellschaft und Erwerbstätigkeit: Modelle zum Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand*. Köln 1993.
- Badelt, Ch., Holzmann-Jenkins, A., Matul, Ch., Österle, A., *Analyse der Auswirkungen des Pflegevorsorgesystems*. Wien 1997.
- Baltes, P. B., Baltes, M. M., *Psychological Perspectives on Successful Aging: the Model of Selective Optimization with Compensation*, in: Baltes, P. B., Baltes, M. M. (Hrsg.), *Successful Aging: Perspectives from the Behavioral Sciences*. New York 1990, 1–33.
- Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (BMAGS), *Bericht über die soziale Lage 1998*. Wien 2000.
- Crimmins, E. M., Saito, Y., Reynolds, S. L., *Further Evidence on Recent Trends in the Prevalence and Incidence among Older Americans from two Sources: The LSOA and the NHIS*, in: *Journal of Gerontology: Social Sciences* 52B (1996), S59–S71.
- Ehmer, J., *Sozialgeschichte des Alters*. Frankfurt/Main 1990.
- England, R. St., *The Fiscal Challenge of an Aging Industrial World*. Washington, DC 2001.
- Esser, H., *Soziologie*. Frankfurt/Main 1993.
- Goure, D., *International Security and the Aging Crisis*. Washington, DC 2000.
- Hayward, M. D., Zhang, Z., *The Demographic Revolution in Population Aging: A Century of Change, 1950–2050*, in: Binstock, R. K., George, L. K. (Hrsg.), *Handbook on Aging and the Social Sciences* (5. Aufl.). New York 2001.

- Höpfinger, F., *Bevölkerungssoziologie*. Weinheim, München 1997.
- Hörl, J., Zum Lebensstil älterer Menschen, in: Kruse A. (Hrsg.), *Psychosoziale Gerontologie*, Bd. 1. Göttingen 1998, 65–78.
- Horx, M., *Die acht Sphären der Zukunft*. Wien 1999.
- Hume, M., When the Grey Vote Rules, *Democracy is Ready for the Geriatric Ward*, in: *The Times*, 20. 11. 2000.
- Imhof, A., *Reife des Lebens*. München 1988.
- Jaekel, R., Austrian Senior Experts Pool – Erfahrungswissen im Alter verwerten, in: Evers, A., Leichsenring, K., Marin, B. (Hrsg.), *Die Zukunft des Alterns*. Wien 1994, 269–276.
- Kolland, F., *Kulturstile älterer Menschen*. Wien, Köln, Weimar 1996.
- Kytir, J., Münz, R., Demografische Rahmenbedingungen: die alternde Gesellschaft und das älter werdende Individuum, in: *Österreichischer Bericht zur Lebenssituation älterer Menschen: Ältere Menschen – Neue Perspektiven*. Wien 2001.
- Laslett, P., *A Fresh Map of Life*. London 1989.
- Lutz, W., Werden Kinder in Europa Mangelware?, in: *Family Observer* (1999), 8–16.
- Majce, G., Rosenmayr, L., *Das Altersbild in der österreichischen Gesellschaft*. Wien 1989.
- Manton, K. G., Stallard, E., Corder, L. S., Changes in Morbidity and Chronic Disability in the U. S. Elderly Population: Evidence from the 1982, 1984, and 1989 National Long Term Care Surveys, in: *Journal of Gerontology: Social Sciences* 50B (1995), S194–S204.
- Mayer, K. U., Lebensverlauf, in: Schäfers, B., Zapf, W. (Hrsg.), *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Opladen 1998, 438–451.
- Müller, S., Rauschenbach, T. (Hrsg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif*. Weinheim, München 1988.
- Neugarten, B. L., Neugarten, D. A., Age in the Aging Society, in: *Daedalus* 115/1 (1986), 31–49.
- Purcell, P. J., Older Workers: Employment and Retirement Trends, in: *Monthly Labor Review* (October 2000), 19–30.
- Riley, M. W., Riley, J. W., Age Integration: Conceptual and Historical Background, in: *Gerontologist* 40/3 (2000), 266–270.
- Rosenmayr, L., *Die späte Freiheit*. Berlin 1983.
- Rosenmayr, L., *Die Kräfte des Alters*. Wien 1990.
- Rosenmayr, L., „Vor Greisengrau steh auf“. Alte Menschen im Spiegel der Geschichte und der Kulturen, in: *Deutsches Institut für Fernstudienforschung*. Tübingen 1996.
- Rosenmayr, L., Neue Daten und Thesen zur Generationenfrage – Österreichische und europäische Befunde, in: *SWS Rundschau* 40/3 (2000), 229–248.
- Rosenstiel, L. von, Psychische Probleme des Berufsaustritts, in: Reimann, H., Reimann, H. (Hrsg.), *Das Alter*. Stuttgart 1994, 230–254.
- Rosow, I., *Socialization to Old Age*. Berkeley, Los Angeles, London 1974.
- Shapin, St., Martyn, Ch., How to Live Forever; Lessons of History, in: *British Medical Journal* 321 (2000), 1580–1582.
- Staudinger, U. M., Dittmann-Kohli, F., Lebenserfahrung und Lebenssinn, in: Baltes, P. B., Mittelstraß, J. (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin, New York 1992, 408–436.
- Strunz, U., *Forever young*. München 2000.
- Tilly, J., Wiener, J. M., Cuellar, A. E., *Consumer-Directed Home and Community Services Programs in Five Countries: Policy Issues for Older People and Government*. Washington, DC 2000.





Teil III:  
Generationenverhältnisse und Alternsprozess

„Es ist nicht nur das Leben, das man altert, sondern auch die Welt, die man altert.“  
Schiller, „Die Kunst des Altertums“, in: „Die Kunst des Altertums“, 1794, S. 100

Die Generationenverhältnisse sind ein zentraler Bestandteil der Sozialstruktur einer Gesellschaft. Sie bestimmen die Lebensbedingungen der einzelnen Generationen und damit auch den Alternsprozess. In der vorliegenden Untersuchung wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse betrachtet. Es geht darum, zu verstehen, wie die Generationenverhältnisse den Alternsprozess beeinflussen und wie dieser wiederum die Generationenverhältnisse verändert. Die Untersuchung ist in drei Teile gegliedert: 1. Die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Vergangenheit, 2. die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Gegenwart und 3. die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Zukunft. In der ersten Hälfte der Untersuchung wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Vergangenheit betrachtet. In der zweiten Hälfte wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Gegenwart betrachtet. In der dritten Hälfte wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Zukunft betrachtet. Die Untersuchung zeigt, dass der Alternsprozess ein dynamischer Prozess ist, der von den Generationenverhältnissen beeinflusst wird und diese wiederum verändert. Die Generationenverhältnisse sind ein zentraler Bestandteil der Sozialstruktur einer Gesellschaft. Sie bestimmen die Lebensbedingungen der einzelnen Generationen und damit auch den Alternsprozess. In der vorliegenden Untersuchung wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse betrachtet. Es geht darum, zu verstehen, wie die Generationenverhältnisse den Alternsprozess beeinflussen und wie dieser wiederum die Generationenverhältnisse verändert. Die Untersuchung ist in drei Teile gegliedert: 1. Die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Vergangenheit, 2. die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Gegenwart und 3. die Darstellung der Generationenverhältnisse in der Zukunft. In der ersten Hälfte der Untersuchung wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Vergangenheit betrachtet. In der zweiten Hälfte wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Gegenwart betrachtet. In der dritten Hälfte wird der Alternsprozess im Kontext der Generationenverhältnisse der Zukunft betrachtet. Die Untersuchung zeigt, dass der Alternsprozess ein dynamischer Prozess ist, der von den Generationenverhältnissen beeinflusst wird und diese wiederum verändert.



Ursula Lehr  
„Erfolgreich Altern“ – psychologische Aspekte

1. Was ist „erfolgreiches Altern“? – Zur Begriffsklärung

„Es gilt, nicht nur dem Leben Jahre, sondern den Jahren Leben zu geben!“ – oder wie Hans Schaefer es formuliert: „Es kommt nicht nur darauf an, wie alt man wird, sondern wie man alt wird.“ (Schaefer 1979, 147)

Diese beiden Feststellungen umschreiben das, was mit dem Begriff „erfolgreiches Altern“ gemeint ist. Adams stellt fest: „Eines der Motive für die Beschäftigung von Sozial- und Verhaltenswissenschaftlern mit Fragen des Alterns ist zweifellos der Versuch, zum Wohlergehen älterer Menschen beizutragen“. (Adams 1971) Wohlergehen älterer Menschen, Lebenszufriedenheit – auch Lebensqualität – werden hier synonym gebraucht mit „successful aging“ (Maddox 1995). „Erfolgreiches Altern“, „successful aging“, wurde von dem Sozialpsychologen Robert Havighurst als ein „innerer Zustand der Zufriedenheit und des Glücks“ (Havighurst 1963, 664) umschrieben. Diese subjektive Konzeption des Begriffs „erfolgreiches Altern“ geht von der Annahme aus, dass der Übergang in das höhere Alter eine Instabilisierung der inneren und äußeren Situation auslöst, Belastungssituationen vermehrt auftreten. Dennoch zeigen viele Untersuchungen, dass die Lebenszufriedenheit in der älteren Bevölkerung höher ist als z. B. bei den 45- bis 55-Jährigen. Hier hat die Midus-Studie (Brim 2000), die 8.000 Amerikaner zwischen 25–74 Jahren erfasste, interessante Ergebnisse gebracht: Das Wohlbefinden wächst mit dem Alter (wobei man sich häufig jünger fühlt, als man ist). „Lebenszufriedenheit“ – verstanden sowohl als Zufriedenheit mit der eigenen Lebensentwicklung als auch mit der gegenwärtigen Situation – wird als Zeichen erfolgreichen Alterns gesehen. Lebenszufriedenheit – vielfach gemessen mit der so genannten „life-satisfaction-scale“ – wird in diesem Kontext als Indikator für eine gelungene Anpassung an den Alternsprozess gewertet. Alternsprozesse bringen Veränderung, die von außen her meist negativ gesehen werden, obwohl viele Ältere sie durchaus positiv erleben: die Kinder gehen aus dem Haus, die Berufstätigkeit wird beendet, oft tauchen finanzielle Probleme auf, Erkrankungen werden häufiger, Verluste von Angehörigen sind öfter gegeben.

Diese und andere Veränderungen der Lebenssituation schaffen ein Ungleichgewicht, bringen Instabilität, mit der sich die Älterwerdenden auseinander zu setzen haben. Gelingt diese Auseinandersetzung, die Anpassung an die neue Situation, und ist trotz der Veränderungen eine gewisse Lebenszufriedenheit gegeben, dann spricht Havighurst von „successful aging“. Nowlin setzt „erfolgreiches Altern“ mit „Überleben

bei guter Gesundheit“ gleich (Nowlin 1985). Hier spielen objektive Faktoren der Langlebigkeit eine Rolle. Palmore sieht „*successful aging*“ aus drei Faktoren zusammengesetzt: aus „*Langlebigkeit*“, d. h. dem Erreichen eines hohen Lebensalters, aus „*Gesundheit*“, d. h. dem Fehlen von Einschränkungen und aus „*Lebenszufriedenheit*“ oder auch „*happiness*“ und „*wellbeing*“ (Palmore 1979). Lawton möchte gleich vier Dimensionen berücksichtigen: „*behavioral competence*“ (health, perception, motor behavior, cognition), „*psychological well-being*“ (happiness, optimism, congruence between desired and attained goals), „*perceived quality of life*“ (family, friends, activities, work, income and housing) und „*objective environment*“ (realities of housing, neighborhood, income, work, activities) (Lawton 1984). Rowe und Kahn sehen ein „erfolgreiches Altern“ durch ein Zusammenwirken von extrinsischen und intrinsischen Faktoren gegeben, ein Zusammenwirken von günstigen objektiven Gegebenheiten und positivem subjektivem Erleben, die zu einer Quantität (Langlebigkeit) und Qualität des Lebens führen (Rowe, Kahn 1987).

„Erfolgreiches Altern“ – oder auch Altwerden bei psycho-physischem und psychosozialen Wohlbefinden – hat somit eine *subjektive* und eine *objektive* Komponente. Erstere umfasst die Zufriedenheit mit dem bisherigen Leben, nach Lawton als die Kongruenz zwischen Erwünschtem und Erreichtem (Lawton 1984) verstanden, sodann die Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation („*happiness*“) und mit „*wellbeing*“, mit einem Wohlbefinden, das stark vom subjektiven Gesundheitsgefühl mitbestimmt wird. Die objektive Komponente umfasst neben der Langlebigkeit die Kompetenzerhaltung, d. h. die „objektive Gesundheit“, die körperliche Funktionsfähigkeit, geistige Fähigkeiten und soziale Eingebundenheit.

Auch die in der Medizin im Zusammenhang mit „erfolgreichem Altern“ häufiger gebrauchten Begriffe der „*Lebensqualität*“ (Schölmerich, Thews 1990) oder gar jener der „*gesundheitsbezogenen Lebensqualität*“ (Kohlmann 2000) betonen sowohl subjektive als auch objektive Komponenten. Schölmerich und Thews haben vor nunmehr zehn Jahren ein Symposium der Akademie der Wissenschaften in Mainz zum Thema „*Lebensqualität als Bewertungskriterium in der Medizin*“ organisiert und in diesem Zusammenhang den Begriff der Lebensqualität recht eng gefasst: „*Lebensqualität bedeutet eine Bewertung von Krankheitszuständen unter Einbeziehung von physischen, psychischen und sozialen Parametern, die in erster Linie vom Patienten erfragt und von ihm bewertet werden*“ (Schölmerich, Thews 1990, 7). Und bei Kohlmann heißt es, „*gesundheitsbezogene Lebensqualität*“ sei definiert als „*die vom Befragten ausgehende Beurteilung von Befinden und Funktionsfähigkeit in psychischen, physischen, sozialen und emotionalen Lebensbereichen*“ (Kohlmann 2000, 93, zitiert nach Bullinger 1996, 6). Kohlmann sieht als „*zentrale Komponenten*“ einer Lebensqualität das körperliche Befinden, die seelische Verfassung und die soziale Situation. Zuzustimmen ist Kohlmann bei der Hervorhebung

des subjektiven Erlebens, das in diesem Zusammenhang wichtiger erscheint als klinisch objektivierbare Sachverhalte.

Wir wissen auch aus eigenen Untersuchungen, dass der so genannte „subjektive“ und der vom Arzt anhand von Laborwerten ermittelte „objektive“ Gesundheitszustand bei vielen Menschen divergiert, dass aber der subjektive Gesundheitszustand einen höheren Vorhersagewert für ein „erfolgreiches Altern“ bzw. für Langlebigkeit hat.

## 2. Welches sind die Voraussetzungen bzw. die Gründe für ein „erfolgreiches Altern“?

### 2.1 Interindividuelle und intraindividuelle Differenzen

Fragt man, was ein „erfolgreiches Altern“ im Sinne einer Lebenszufriedenheit bewirkt, dann zeigen empirische Untersuchungen große interindividuelle und in Längsschnittstudien auch intraindividuelle Differenzen. Die „*Disengagement-Theorie*“, die 1961 von Cumming und Henry kreiert wurde, besagt in ihrer Grundthese, dass ein „*successful aging*“ im Sinne zunehmender Zufriedenheit dann gegeben sei, wenn man sich von den sozialen Kontakten zurückziehen kann (Cumming, Henry 1961). Dem widerspricht die so genannte Aktivitätstheorie, die besagt, dass das Aktivsein und soziale Integriertsein zur Zufriedenheit im Alter beitrage, wenn nicht sogar Voraussetzung sei. Ein solcher Widerspruch ließ sich auch durch Daten der Bonner gerontologischen Längsschnittstudie leicht aufklären (Thomae 1976; Thomae 1983; Lehr, Thomae 1987). Für den einen Menschen bedeutet Zufriedenheit, happiness, Lebensqualität, wenn er oft und intensiv mit Kindern und Kindeskindern zusammen ist. Für den anderen Menschen hingegen trägt die objektiv vergleichbare Situation eher zur Unzufriedenheit, zur Minderung seiner Lebensqualität bei.

So fanden wir z. B., dass jene 60- bis 75-jährigen Persönlichkeiten, die einen großen Interessenradius hatten, leicht anregbar, geistig rege (höherer IQ) und antriebsstark waren sowie einen weitreichenderen Zukunftsbezug hatten, dann zufriedener waren, wenn sie in den familiären Rollen – als Eltern und Großeltern – weniger Kontakt hatten – also im Sinne der Disengagement-Theorie altern. Jene Männer und Frauen hingegen, die einen eingeschränkten Interessenbereich zeigten, weniger leicht anregbar waren, einen geringeren IQ hatten und eventuell sogar gesundheitlich stärker beeinträchtigt waren und finanzielle Sorgen hatten, dann zufriedener waren, wenn sie intensive familiäre Kontakte hatten – also hier im Sinne der Aktivitätstheorie alterten –, sich allerdings von außerfamiliären Kontakten zurückziehen konnten. Doch hier gibt es nicht nur interindividuelle Unterschiede zwischen einzelnen Persönlichkeiten, son-

dern auch intraindividuelle – situative und entwicklungsbedingte – Unterschiede: ein intensiver Kontakt zu Kindern und Kindeskindern, der heute vielleicht herbeigesehnt wird – z. B. bei gesundheitlichen Einschränkungen – kann morgen vielleicht lästig fallen und eine Zufriedenheit mindern. Von daher müssen wir feststellen: ob und wann welche Sozialkontakte zur Zufriedenheit, zur Lebensqualität, zu einem „erfolgreichen Altern“ beitragen, ist persönlichkeitspezifisch, rollenspezifisch, situationsspezifisch und entwicklungspezifisch.

### 2.1.1 Korrelate des „erfolgreichen Alterns“ im Sinne der Lebenszufriedenheit

Thomae hat die theoretischen und empirischen Beiträge zum Konstrukt „*Lebenszufriedenheit*“ zusammengestellt (Thomae 1983; Thomae 1987). Die Messung des „*successful aging*“ mit „*life-satisfaction-scales*“ (Havighurst 1963) erbrachte nach der von Adams vorgenommenen Analyse (Adams 1971) schon 1971 nahezu 50 Korrelate, unter denen dem objektiven, aber auch dem manchmal bzw. häufig davon abweichenden subjektiven Gesundheitszustand eine große Bedeutung zukommt. Die gelungene Auseinandersetzung mit so genannten „*developmental tasks*“ und das „*Gefühl, (noch) gebraucht zu werden*“ korreliert mit Lebenszufriedenheit. Ebenso sind positiv erlebte – aber nicht unbedingt häufige und intensive – familiäre Kontakte wie auch außerfamiliäre Kontakte wichtig für Lebenszufriedenheit, für „*happiness*“ und „*well-being*“. Tatsache ist, dass weniger die objektive Situation – die durch Krankheit, soziale Isolation, Pensionierung, Verwitwung und andere kritische Lebensereignisse im Alter gegeben ist – eine Unzufriedenheit und somit ein „*weniger erfolgreiches Altern*“ bewirkt als vielmehr die Tatsache, wie diese Situation erlebt wird – und dementsprechend wie man sich mit ihr auseinandersetzt (Thomae 1970).

Dabei zeigt sich zunächst einmal, dass in der äußeren Form oft durchaus vergleichbare Ereignisse, wie z. B. die empty-nest-Situation, das Ende der Berufstätigkeit, Wohnungswechsel, Krankheit, Partnerverlust durch Scheidung oder Tod, höchst unterschiedlich erlebt werden – je nach bisheriger Entwicklung (Vergangenheitsaspekt), je nach der jeweiligen Konstellation gegenwärtiger situativer Bedingungen (Gegenwartsaspekt) und je nach persönlichen Zukunftsorientierungen. Diese subjektive Erlebnisform, die kognitive Repräsentanz (Thomae 1970) wiederum beeinflusst die Art und Weise, wie man solchen Belastungssituationen begegnet, wie man sich mit ihnen auseinandersetzt. Reaktionsweisen, Auseinandersetzungsformen sind also auch mehrfach determiniert: Sie sind einmal biografisch geprägte, persönlichkeitspezifische Sozialisationseffekte. Sie sind sodann aber auch vom Erleben der gegenwärtigen Situation bestimmt, das wiederum sowohl von der bisherigen Entwicklung bzw. Lebensgeschichte abhängt als auch von einer Vielzahl von Aspekten der Gegenwartssituation und schließlich vom Zukunftsbezug mitbestimmt wird.

Die „kognitive Repräsentanz“, das Erleben der Situation, haben wir – je nach Ausprägungsgrad – auf 7-Punkte-Skalen zu erfassen gesucht, und zwar in den Aspekten:

- negatives – positives Erleben
- Einengung – Ausweitung des Lebensraumes
- Fremdbestimmung – Selbstbestimmung in der Herbeiführung
- Unveränderbarkeit – Veränderbarkeit der Situation durch eigenes Dazutun
- geringe – hohe Antizipation
- geringe – hohe Kongruenz zwischen Erwartung und Erleben
- geringe – hohe persönliche Bedeutsamkeit
- Ablehnung – Zustimmung, Zuwendung seitens der Umwelt

Die durch diese Dimensionen erfasste kognitive Repräsentanz der Situation wiederum bestimmt weitgehend die Formen der Auseinandersetzung, der Reaktionsweisen, die von „sachlicher Leistung, aktiver Bewältigung“ bis hin zu „Depression“ und „evasiven Reaktionen“ reichen. Dabei zeigte sich folgendes: Wird ein Ereignis als eher negativ, als Einengung, als fremdbestimmt erlebt und glaubt man an die Unveränderbarkeit der Situation, hat man diese außerdem nicht antizipiert und erlebt man das Geschehen dennoch als von hoher persönlicher Bedeutsamkeit, bei gleichzeitigen negativen Reaktionen seitens der Umwelt, trägt es zur Unzufriedenheit bei. Dann gelangen Auseinandersetzungsformen zur Anwendung, die wenig oder gar nicht zur Lösung der Problemsituation und damit zu einem „erfolgreichen Altern“ beitragen. Hingegen zeigen sich bei eher positivem Erleben der Situation, bei stärkerer Offenheit des Lebensraumes bei erlebter Möglichkeit der Veränderung der Situation durch eigenes Dazutun häufiger Reaktionsweisen im Sinne der aktiven Bewältigung des Problems durch sachliche Leistung, Zugehen auf andere Menschen, Aufgreifen von Chancen. Derartige Reaktionsweisen tragen eher zu einem „erfolgreichen Altern“, zur Zufriedenheit bei.

In unserer 1993 begonnenen Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters ILSE (Martin, Ettrich, Lehr, Roether, Martin, Fischer-Cyrulies 2000), die Männer und Frauen der Jahrgänge 1930–1932 und 1950–1952 medizinisch, psychologisch-soziologisch und sportwissenschaftlich untersuchte, stellten wir eine hohe Lebenszufriedenheit fest. Über 70% der Älteren waren mit ihrer Lebenssituation zufrieden oder sehr zufrieden; ausgesprochen unzufrieden waren im Heidelberger Raum nur 6,6%, im Leipziger Raum 4,9%. Die finanzielle Situation zeigte geringe, nicht signifikante Zusammenhänge mit der Lebenszufriedenheit. Eine höhere Zufriedenheit hing mit dem Grad der erlebten Selbstbestimmung und der erlebten eigenen Alltagskompetenz zusammen, aber auch mit der Überzeugung, dass die Umwelt einem gegenüber positiv eingestellt ist und dass man „noch gebraucht wird“. Weiterhin korrelierte Lebenszufriedenheit mit einer erlebten Stetigkeit in der Berufsentwicklung.

Vor allem ergab sich eine hochsignifikante Korrelation der Lebenszufriedenheit sowohl mit dem ärztlich ermittelten als auch mit dem subjektiven Gesundheitszustand. Den Ergebnissen der BOLSA (Lehr, Thomae 1987) entsprechend und jetzt auch durch die Erhebungen der ILSE bestätigt, weicht der subjektive Gesundheitszustand im Alter oft von dem objektiven, d. h. vom Arzt diagnostizierten Gesundheitszustand ab. Offenbar werden Seh- und Hörbeschwerden wie auch leichtere Bewegungseinschränkungen vom Arzt nicht so gravierend gewertet wie beispielsweise Hochdruckerkrankungen, kardiologische und pulmonale Befunde, die von vielen Probanden offenbar als weniger einschränkend erlebt wurden. Dabei zeigte sich bei der BOLSA, dass der subjektive Gesundheitszustand von insgesamt über 1.000 erhobenen Items pro Person pro Untersuchungsdurchgang die stärkste Korrelation mit Langlebigkeit bei psycho-physischem Wohlbefinden erkennen ließ, während der objektive Gesundheitszustand nur einen geringen Vorhersagewert hatte. War man objektiv krank, fühlte sich aber relativ gesund, dann war man viel aktiver, unternahm mehr, setzte sich auch mit Problemen aktiver auseinander und zählte zu den Langlebigen. War man hingegen objektiv relativ gesund, fühlte sich aber subjektiv krank, dann war man viel passiver, unternahm weniger, ließ sich eher „hängen“, war unzufriedener und erreichte kein so hohes Lebensalter, alterte also weniger „erfolgreich“. Ähnliche Beziehungen wurden in der Berliner Altersstudie nachgewiesen.

Sicher haben wir es hier mit einem Wechselwirkungsprozess zu tun: Das Erleben der Situation und dementsprechende Reaktionsformen tragen zur Lebenszufriedenheit, zu einem „erfolgreichen Altern“ bei; andererseits dürfte die momentane Lebenszufriedenheit oder Unzufriedenheit auch das Erleben von spezifischen Situationen und dann auch die Reaktionsformen auf diese beeinflussen.

### 2.1.2 Lebenszufriedenheit, „erfolgreiches Altern“ – ein „Figur-Grund-Problem“?

Nationale wie internationale Studien lassen ein hohes Maß an Lebenszufriedenheit bei älteren Menschen erkennen. Der Anteil der älteren Unzufriedenen ist erstaunlich gering. Selbst in objektiv problematischen Lebensverhältnissen (eine Untersuchung bei Personen, die Sozialhilfe bekamen und/oder Essen auf Rädern erhielten, also bei Personen, die gesundheitlich und finanziell benachteiligt waren) fanden wir bei Älteren der siebziger Jahre eine unerwartet hohe Lebenszufriedenheit. Sie verglichen sich selbst einmal mit der Lebenssituation ihrer eigenen Eltern (die meistens gar nicht so alt geworden waren) und stellten fest, dass es ihnen demgegenüber heute viel, viel besser gehe. Oder aber sie verglichen ihre Lebenssituation jetzt im Alter mit jener der Kriegs- und Nachkriegszeit, als man nichts zu essen hatte, hungern musste, nichts zu heizen hatte oder bestenfalls die Kohle vom Keller hoch schleppen musste, als man beengt und unkomfortabel wohnte, als man weder Waschmaschine noch Kühlschrank kann-



re, als man noch kein Telefon hatte und dergleichen mehr. Sie fanden demgegenüber ihre heutige objektiv problematische Lage durchaus zufrieden stellend, erlebten selbst ein „erfolgreiches Altern“.

Wir sehen hier ein „Figur-Grund-Problem“: Auf negativ erlebtem Grund hebt sich die heutige Situation positiv ab. Dieses könnte allerdings für die Alten der Zukunft ein weniger erfolgreiches Altern im Sinne von Lebenszufriedenheit erwarten lassen, wenn nicht die schwierigen Zeiten 1939 bis 1945 bzw. bis 1948 den Hintergrund bilden, sondern die günstigen Zeiten 1960 bis 1970.

## 2.2 „Erfolgreiches Altern“ im Sinne „objektiver“ Kriterien

### 2.2.1 Kompetenzerhaltung

Objektive Komponenten „erfolgreichen Alterns“ sind zweifellos Kompetenzerhaltung und Langlebigkeit. Die Fähigkeit, alleine den Alltag zu meistern, bleibt für viele Menschen bis ins hohe Lebensalter erhalten. Die INFAS-Studie (INFRATEST 1992), die insgesamt 22.644 Haushalte erfasste, stellte fest, dass nur 1,1% der 65- bis 69-jährigen Frauen und 2,5 % der gleichaltrigen Männer regelmäßigen Hilfs- und Pflegebedarf hatten. In der Gruppe der 70- bis 74-Jährigen waren es 2 % der Frauen und 3,9 % der Männer, in der Gruppe der 75- bis 79-Jährigen 5,9 % der Frauen und 7,1 % der Männer. Erst in der Gruppe der 80- bis 84-Jährigen schlug der Hilfs- und Pflegebedarf deutlicher zu Buche: 11,5% der Frauen und 8,7 % der Männer waren auf Hilfe angewiesen – aber immerhin 88,5 % der Frauen und 91,3 % der Männer waren noch so kompetent, dass sie alleine den Alltag meistern konnten. In der Gruppe der über 85-Jährigen betrug das Ausmaß der Hilfs- und Pflegebedürftigkeit bei den Frauen 28,2 % und bei den Männern 21,1 % – was wiederum bedeutet, dass über 70 % „erfolgreich“ alterten.

In diesem Zusammenhang ist auch das Baltes'sche SOK-Modell zu nennen: Baltes und Baltes halten die Lebenszufriedenheit allein als Indikator für ein erfolgreiches Altern nicht für ausreichend (Baltes, Baltes 1989a; 1989 b). Der Erhalt von Kompetenzen und Fähigkeiten bis ins hohe Alter werde vielfach erreicht durch Selektion, Optimierung und Kompensation. Da man nicht auf allen Gebieten kompetent sein kann, komme es auf die Auswahl, die Selektion an. Diese Auswahl, dieses Fachgebiet – das Baltes'sche Beispiel: die Musikstücke bei Rubinstein (vor schnell zu spielenden Passagen habe Rubinstein das Tempo reduziert, so dass das nachfolgende Spiel durch den Kontrast schneller erschien) – wird dann durch häufiges Training optimiert. Soweit Grenzen der Optimierung erreicht werden, sind Kompensationsprozesse erforderlich.

### 2.2.2 Langlebigkeit

Als weiteres Kriterium „erfolgreichen Alterns“ wird die Langlebigkeit gesehen. Die ers-

ten Studien zur Langlebigkeit differenzierten zwischen *physiologischen Prädiktoren*, *psychologischen Prädiktoren* und *sozialen Prädiktoren* (Rose, Bell 1972). So sah man Langlebigkeit *genetisch* bedingt – Alter der Großeltern, gute Gesundheit; ebenso durch den *Lebensstil* – wie Hygiene, richtige Ernährung, kein Nikotin, kein oder wenig Alkohol, Berufstätigkeiten im Freien, körperliche Bewegung, sexuelle Aktivität, eine positive Lebenseinstellung, ein starkes Ausmaß an körperlicher und geistiger Aktivität. Aber auch *soziale Faktoren* – wenig finanzielle Probleme – und *Umweltfaktoren*, wie Klima, waren von Einfluss. Die neueren, immer zahlreicher werdenden Studien über Centenarians zeigen eine Reihe solcher Zusammenhänge auf, kommen allerdings auch zu widersprüchlichen Ergebnissen. Als Korrelate der Langlebigkeit wurden u. a. gefunden: positiver subjektiver Gesundheitszustand, ein hohes Ausmaß an Aktivität, geistige Leistungsfähigkeit und ein positiv erlebtes soziales Netzwerk.

### 3. Zusammenwirken der Einflussfaktoren

Fassen wir die Hauptergebnisse der internationalen Langlebigkeitsforschung zusammen (Lehr 1982; Lehr 2000; Thomae 1993; Martin, Rott 2000) so zeigt sich, dass es keine eindimensionalen direkten „Ursache-Folge-Verknüpfungen“ gibt. Es handelt sich vielmehr um ein Bedingungsgefüge, das durch ein Zusammenspiel einer Vielzahl von Faktoren in sehr komplizierten Wechselwirkungsprozessen gekennzeichnet ist.

Zweifellos spielen in diesem Bedingungsgefüge genetische und biologische Faktoren sowie medizinische Aspekte eine sehr große Rolle, doch sollte man den Einfluss persönlichkeitspezifischer Erlebens- und Verhaltensweisen wie auch ökologischer und soziologischer Gegebenheiten nicht unterschätzen. Die Forschungsergebnisse weisen auf interessante Zusammenhänge hin, vor allem auf die primäre Bedeutung einer Persönlichkeitsstruktur, die durch eine generelle größere Aktivität, eine im allgemeinen damit einhergehende gehobenere Stimmungslage und einen stärkeren Grad von Anpassungs- und Auseinandersetzungsbereitschaft mit der jeweiligen Lebenssituation gekennzeichnet ist.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass erfolgreiches Altern, Lebenszufriedenheit und Langlebigkeit durch eine Vielzahl biologischer, psychischer und sozialer Variablen bestimmt wird. Ein „erfolgreiches Altern“, Lebensqualität, lässt sich nicht von außen beurteilen, sondern ist primär vom Individuum selbst zu beurteilen. Freilich, Gesundheit spielt eine große Rolle, aber auch bei gesundheitlich beeinträchtigten Menschen und bei jenen, die objektiv in schwierigen Verhältnissen leben, findet man oft ein hohes Maß an Lebenszufriedenheit, während auch bei gutem Gesundheitszustand und objektiv guten Verhältnissen sich manchmal ein hohes Maß an Unzufriedenheit

und verminderter Lebensqualität zeigt und das eigene Altern keinesfalls als „erfolgreich“ erlebt wird.

Die Maßstäbe der Beurteilung für Lebenszufriedenheit, für erlebte Lebensqualität, mögen sich – je nach Persönlichkeit und Lebenssituation – mit zunehmendem Alter ändern, die Voraussetzungen für erlebte Zufriedenheit bzw. die Korrelate einer Lebensqualität mögen sich wandeln. Es wäre bestimmt verkehrt, ältere Menschen nach den Maßstäben Jüngerer für ein „erfolgreiches Altern“ zu messen, sie von der Beeinträchtigung ihrer Lebensqualität überzeugen zu wollen und ihnen eine Lebensunzufriedenheit geradezu einzureden. Im Gegenteil – und das gilt auch besonders für Ärzte – kommt es darauf an, Älteren die positiven Aspekte ihrer Situation deutlich zu machen; nicht nur die Grenzen und Begrenzungen aufzuzeigen, sondern die noch verbliebenen Möglichkeiten hervorzuheben. Es gilt, Chancen aufzuzeigen, diese Möglichkeiten zu nutzen. Eine „carpe diem-Haltung“ trägt sicher zur Lebenszufriedenheit, zum erfolgreichen Altern, bei.

Schon 1959 hat Thomae erfolgreiches Altern in dieser Weise umschrieben: *„Altern in dem positiven Sinne des Reifens gelingt dort, wo die mannigfachen Enttäuschungen und Versagungen, welche das Leben dem Menschen in seinem Alltag bringt, weder zu einer Häufung von Ressentiments, von Aversionen oder von Resignation führen, sondern wo aus dem Innewerden der vielen Begrenzungen eigenen Vermögens die Kunst zum Auskosten der gegebenen Möglichkeiten erwächst“* (Thomae 1959, 395).

## Literatur

- Adams, D. L., Correlates of Life Satisfaction, in: *The Gerontologist*, 11 (1971), 64–8.
- Baltes, P. B., Baltes, M. M., Erfolgreiches Altern: mehr Jahre und mehr Leben, in: *Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie*, 2 (1989a), 5–10.
- Baltes, P. B., Baltes, M. M., Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung, in: Baltes, P. B., Mittelstraß, J. (Hrsg.) *Alter und Altern. Ein interdisziplinärer Studientext zur Gerontologie*. Berlin 1989b, 1–34.
- Brim, O. G., Mac Arthur Foundation Study of Successful Midlife Development („Midus-Studie“), *ICPSR Bulletin*, 20 (2000), 1–5.
- Bullinger, M., Trends in der internationalen Lebensqualitätsforschung, in: Petermann, F. (Hrsg.) *Lebensqualität und chronische Krankheiten*. München 1996, 5–28.
- Cumming, E., Henry, W. E., *Growing Old: The Process of Disengagement*. New York 1961.
- Havighurst, R. J., Successful Aging, in: Tibbits, C., Donahue, W. (Eds.), *Processes of Aging*. New York 1963, 299–320.
- INFRATEST, Hilfe- und Pflegebedarf in Deutschland 1991 („INFAS-Studie“, erstellt im Auftrag des BMJFFG). München 1992.
- Kohlmann, T., Gesundheitsbezogene Lebensqualität, in: Nikolaus, T. (Hrsg.) *Klinische Geriatrie*. Berlin, Heidelberg, New York 2000, 93–99.
- Lawton, M. P., Health and Subjective Well-Being: Substantive Discussion, in: *International Journal of Human Development*, 19 (1984), 157–166.

- Lehr, U., Socio-Psychological Correlates of Longevity, in: *Annual Review of Gerontology and Geriatrics*, 3 (1982), 102–147.
- Lehr, U., Thomae, H., *Formen seelischen Alterns (BOLSA)*. Stuttgart 1987.
- Lehr, U., *Psychologie des Alterns*. Wiesbaden, Heidelberg 2000 (9., völlig überarbeitete Auflage; 1. Aufl. 1972)
- Maddox, G. L., *The Encyclopedia of Aging*. New York 1995.
- Martin, P., Ettrich, K. U., Lehr, U., Roether, D., Martin, M., Fischer-Cyrulies, A. (Hrsg.), *Aspekte der Entwicklung im mittleren und höheren Lebensalter. Ergebnisse der Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE)*. Darmstadt 2000.
- Martin, P., Rott, Ch., Zur Lebenssituation der „ältesten Alten“, in: Nikolaus, T. (Hrsg.), *Klinische Geriatrie*. Berlin, Heidelberg, New York 2000, 88–92.
- Nowlin, J., Successful Aging, in: Palmore, E. (Ed.), *Normal Aging III*. Durham, NC 1985, 36–43.
- Palmore, E., Predictors of Successful Aging, in: *The Gerontologist* 19 (1979), 427–431.
- Rose, C., Bell, B., *Predicting Longevity*. Lexington 1972.
- Rowe, J. W., Kahn, R. L., Human Aging: Usual and Successful, in: *Science* 237 (1987), 143–149.
- Schaefer, H., *Plädoyer für eine neue Medizin*. München, Zürich 1979.
- Schölmerich, P., Thews, G. (Hrsg.), *„Lebensqualität“ als Bewertungskriterium in der Medizin*. Stuttgart, New York 1990.
- Thomae, H., Zur Entwicklungs- und Sozialpsychologie des alternden Menschen, in: *Der öffentliche Gesundheitsdienst* 20 (1959), 385–396.
- Thomae, H., Theory of Aging and Cognitive Theory of Personality, in: *Human Development*, 13 (1970), 1–16.
- Thomae, H., *Patterns of Aging. Findings from the Bonn Longitudinal Study of Aging (BOLSA)*. Basel 1976.
- Thomae, H., *Alternsstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur Differentiellen Gerontologie*. Bern 1983.
- Thomae, H., Alltagsbelastungen im Alter und Versuche ihrer Bewältigung, in: Lehr, U., Thomae, H. (Hrsg.), *Formen seelischen Alterns*. Stuttgart 1987, 92–114.
- Thomae, H., Psychological Aspects of Longevity and Healthy Aging, in: Dall, J. L. C., Ermini, M., Herrling, P. L., Lehr, U., Meier-Ruge, W., Stähelin, H. B. (Eds.), *Prospects in Aging*. London, San Diego 1993, 3–22.

## Die Tragfähigkeit herkömmlicher Generationenvorstellungen für die Zukunft

Dieser Titel lässt sich vielfältig deuten. Ich will ihn als Anregung nehmen, über die Zukunft der Generationenbeziehung zu spekulieren.<sup>1</sup>

„Die“ herkömmliche Vorstellung von den Generationen oder von der Beziehung (bzw. dem Verhältnis) zwischen den Generationen, schon gar in Bezug auf die Zukunft, gibt es nicht (Rosenmayr 1998). Da gibt es einmal jene, die meinen, es werde im Grunde genommen künftig nicht viel anders aussehen als bisher. Eine solche Position nimmt beispielsweise die bekannte Gerontologin (und Soziologin) Anne Foner ein, die – durchaus plausibel – argumentiert, es sprächen vor allem zwei Punkte dafür, dass die Jüngeren, Erwerbstätigen die künftigen Mehrbelastungen infolge der demografischen Umschichtung der Bevölkerung zugunsten der Gruppe der älteren Menschen akzeptieren werden: Erstens hätten die jungen Erwachsenen und die Erwachsenen mittleren Alters durchaus ein Interesse an der öffentlichen Stützung der Älteren, weil eine solche Politik ihnen die finanzielle Verantwortung für die Älteren innerhalb ihrer eigenen Familien abnehme (Foner 2000, 273). Tatsächlich stieß man in einer österreichischen Studie vor einigen Jahren auf Konfliktpotenzial in den Familien für den Fall, dass die Pensionen erheblich gekürzt werden müssten. 77 % der österreichischen Bevölkerung hielten es für wahrscheinlich, dass es in den Familien zu starken Konflikten käme, wenn die Pensionen drastisch gesenkt werden müssten – weil ein zu großer finanzieller Druck auf die Kindergeneration entstände (Gerlich, Haerpfner 1991, 393).

Und zweitens hätten die jüngeren Erwachsenen kein Interesse an einer Änderung der Wohlfahrtsstrukturen, weil diese später ja auch ihnen selbst zugute kämen (Foner 2000, 273).

In der (österreichischen) Bevölkerung herrscht diesbezüglich allerdings weniger Optimismus. Nur 12 % glauben an eine Verbesserung des Generationenverhältnisses in den nächsten zwanzig Jahren, aber 38 % nehmen an, es werde zu einer Verschlechterung kommen. Obwohl keineswegs ein feindseliges Klima zwischen den Altersgruppen herrscht, glauben sehr viel mehr an eine künftig stärkere Berücksichtigung der Bedürfnisse und Interessen der Jüngeren (80–90 %) als an eine der Pensionisten (27 %). Die Älteren erwarten das sogar noch deutlich seltener als die Jüngeren (Majce 2000, 258 f.).

Es gibt aber auch die Ansicht, es stehe eine sehr konfliktreiche Auseinandersetzung zwischen den Generationen bevor. Der deutsche Sozialforscher und Gerontologe Reimer Gronemeyer stellte schon vor über zehn Jahren in seinem Buch *„Die Entfernung vom Wolfsrudel“* sogar einen *„Krieg zwischen den Generationen“* in Aussicht – und er fragte rhetorisch:

*„Was wird geschehen, wenn 100 Berufstätige 132 Rentner unterhalten sollen? (...) Was soll die Jungen daran hindern, den Generationenvertrag zu kündigen? Jetzt, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, werden die Alten entdeckt als eine Schar sozial Obdachloser, denen die Familie keinen Zufluchtsort mehr bietet, als ein graues Heer von Abgabensaugern, die ein Riesenstück für sich fordern von einem Kuchen, an dem sie nicht mitbacken. Die Entwicklung läuft auf eine Explosion zu (...) Das kann nicht gutgehen“ (Gronemeyer 1989, 126).*

Gewiss, das sind extrem plakative, geradezu reißerische Formulierungen, manches davon ist einfach falsch. Aber mindestens zweierlei daran ist ernst zu nehmen:

- (1) Erstens greifen die Massenmedien solche Darstellungen eben gern auf und machen damit Stimmung. Dadurch kann aus einer falschen Prognose Wirklichkeit werden.
- (2) Und zweitens berufen sich diese Zukunftsvisionen auf demografische: den Bevölkerungsaufbau bestimmende, aber auch soziologische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungstendenzen, die sich bereits abzeichnen oder schon in Gang sind und deren enorme gesellschaftspolitische Bedeutung tatsächlich gar nicht überschätzt werden kann.

Ich wende mich zunächst den „handfestesten“ unter ihnen zu, den demografischen. Handfest sind sie schon insofern, als diejenigen, die bald als neue Altengenerationen auftreten werden, ja als 30-, 40- und 50-Jährige bereits vorhanden sind.<sup>2</sup>

Eine Prognose von J. Kytir und R. Münz auf der Grundlage von Daten der Statistik Austria (vormals Österreichisches Statistisches Zentralamt) sagt bis zum Jahr 2030 eine Zunahme des Anteils der über 60-Jährigen von heute rund 20% auf mindestens 35% voraus. Gleichzeitig wird der Anteil der Jugendlichen (bis unter 20-Jährigen) von heute 23% auf 18% sinken, der Anteil der 20- bis unter 60-Jährigen von 57% auf 47%.

Für das Verhältnis zwischen den Altersgruppen bzw. Generationen in der Bevölkerung bedeutet das enorme Umschichtungen: Bei einer etwa gleichbleibenden Bevölkerungszahl von rund 8 bis 8,1 Millionen Einwohnern wird es in Österreich in nur 30 Jahren um 380.000 weniger Jugendliche (bis unter 20-Jährige) (Abnahme um 20 % gegenüber heute) und um 760.000 weniger Erwachsene (20- bis unter 60-Jährige) (Abnahme um 17 % gegenüber heute), aber um 1,123 Millionen mehr 60- und Mehrjährige (Zunahme um 67 % gegenüber heute!) geben. Heute kommen noch auf 100 60- und Mehrjährige immerhin 109 Jugendliche, im Jahr 2030 werden es 52 Jugendliche sein; und heute kommen auf 100 60- und Mehrjährige 273 20 bis unter 60-Jährige, im Jahr 2030 werden es nur noch 136 sein (z. T. eigene Berechnungen nach Kytir, Münz 2000, 24).

Nebenbemerkung: Das Problem entstand dadurch, dass – salopp gesagt – nicht nur die Fruchtbarkeit, sondern auch die Sterblichkeit erheblich nachgelassen hat. Viele

meinen nun, durch eine Hebung der *Geburtenfreudigkeit* – also der Geburtenzahlen bzw. der Fruchtbarkeitsziffern – wäre die Lösung des Problems zu erreichen. Mehr Kinder, das senkt quasi automatisch die Prozentsätze der Altenpopulation. Ich habe eine relativ einfache Milchmädchenrechnung angestellt, um zu zeigen, was dieser Lösungsvorschlag: „Anreize fürs Kinderkriegen schaffen“, in den nächsten dreißig Jahren für Auswirkungen hätte – wer die Konsequenzen noch nicht zu Ende gedacht hat, mag vielleicht überrascht sein.

Wanderungen bleiben bei dieser Illustration unberücksichtigt (es wurden also keine Ein- und keine Auswanderungen mitberechnet). Ohne solche „Migration“ würde bei den derzeit (2000) herrschenden Geburten- und Sterbeverhältnissen die österreichische Bevölkerung innerhalb der nächsten 30 Jahre von heute rund 8 Millionen auf rund 6,8 Millionen im Jahre 2030 sinken. Erst bei einer Steigerung der Fruchtbarkeit um völlig unrealistische 50 % kämen wir auf eine mit heute vergleichbare Bevölkerungsgröße von rund 8,1 Mio. Was in unserem Zusammenhang aber noch viel interessanter ist, das ist ein Vergleich der so genannten „Belastungsquoten“ für zwei Situationen: (1) einmal, wenn die Fruchtbarkeit so bliebe wie heute, und (2) das andere Mal, wenn wir die unrealistische Steigerung von 50% bei den Geburten erzielen könnten.

Belastungsquoten setzen die bis unter 20-Jährigen in Beziehung zu den 20- bis unter 60-Jährigen („Jugendbelastungsquote“), ähnlich die 60- und Mehrjährigen zu den 20- bis unter 60-Jährigen („Altenbelastungsquote“). Sie sagen, wie viele bis unter 20-Jährige bzw. wie viele 60- und Mehrjährige jeweils auf 1.000 20- bis unter 60-Jährige kommen. Fasst man die Jugend- und die Altenbelastungsquote zusammen, dann erhält man die „Gesamtbelastungsquote“.

Diese Gesamtbelastungsquote beträgt heute 750 – es kommen derzeit also 750 bis unter 20- oder über 60-Jährige auf 1.000 20- bis unter 60-Jährige. 399 davon sind Jugendliche, 351 sind Ältere. Wenn es zu *keiner Änderung* der heutigen Geburten- und Sterblichkeitsverhältnisse kommt, dann schießt die Gesamtbelastungsquote bis zum Jahr 2030 auf nicht weniger als 1.022 hoch. Die Jugendbelastungsquote geht weiter zurück auf 333, die Altenbelastungsquote steigt auf 689 an. Aber das war ja von vornherein klar: dass die Belastung ansteigen würde, wenn sich nichts ändert.

Zu welcher Entlastung würde nun die (unrealistische) Steigerung der „Geburtenfreudigkeit“ um 50 % führen? Die Altenbelastungsquote ginge tatsächlich auf 602 zurück, dafür stiege die Jugendbelastungsquote auf 501 an. In Summe würde diese Fruchtbarkeitssteigerung aber zu einer noch höheren Gesamtbelastungsquote im Jahr 2030 *als bei keiner Steigerung* der Fruchtbarkeit führen, nämlich zu einer Gesamtbelastungsquote von 1.103! Das ist eine Steigerung der demografischen Belastung gegenüber heute um beachtliche 47 %.

Bei wachsender Lebenserwartung bedeutet eben eine Steigerung der Geburten-

zahlen keineswegs eine einfache oder gar kurzfristige Lösung der Kostenproblematik. Es wird auch allzu leicht übersehen, dass es von der Geburt weg zunächst einmal mindestens 20 Jahre dauert, bis jemand durch eigene Steuerleistungen und Sozialversicherungsbeiträge prinzipiell bei der Finanzierung mithelfen kann – falls er oder sie überhaupt einen Arbeitsplatz hat.

Das Problem der Pensionsfinanzierung wird natürlich nicht allein vom zahlenmäßigen Verhältnis zwischen jüngerer und älterer Generation bestimmt. Es ist hier aber nicht der Ort, dazu weitere Details zu diskutieren. Als ein Stichwort sei bloß angeführt, dass wir heute viel länger als früher eine Pension beziehen: (a) weil wir früher in Pension gehen (durchschnittliches Zugangsalter, alle Eigenpensionen 1970 bei Männern 61,9, 1998: 58,2; bei Frauen 1970 60,4, 1998: 56,7 Jahre) (Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger 2001, 61) und (b) weil wir länger leben (allein seit 1970 ist die fernere Lebenserwartung eines Menschen im 60. Lebensjahr um nicht weniger als vier Jahre gestiegen: 60-jähriger Mann 1970: 14,85 Jahre, heute (1998): 19,36 Jahre; 60-jährige Frau 1970: 18,80 Jahre, heute 23,60).

Damit ist ein weiteres Merkmal der Zukunft des Alters angesprochen – die weit überproportionale Zunahme der Hochaltrigen. Während im Jahr 1998 144.000 85+ Jährige in Österreich lebten, werden es 2030 über 295.000 sein, also mehr als eine Verdoppelung. Diese Zahl signalisiert nicht so sehr Probleme mit den Pensionen als vielmehr die kommende Belastung des Gesundheitswesens und der Sozialdienste. Gerade ab dem Alter von 80, 85 Jahren beginnen die gesundheitlichen Beeinträchtigungen rapid anzusteigen, so insbesondere auch die „Pflegequoten“, d. h. die Anteile von Personen der jeweiligen Altersgruppe, die ständig der Betreuung und Pflege bedürfen: Männer 70-75: 4,5 % – 75-80: 7,6 % – 80-85: 13% – 85+: 18 %; Frauen 70-75: 5,1 % – 75-80: 7,6 % – 80-85: 16,5 % – 85+: 34% (Kytir, Münz 1989, 23 f.; vgl. auch Badelt, Leichsenring 2000, 414).

Eine sorgfältige Untersuchung, die 1996 in Österreich durchgeführt wurde, sagt jedenfalls beachtliche Steigerungen der Zahl betreuungsbedürftiger Personen bis zum Jahr 2030 voraus. In drei Szenarios bzw. Prognosevarianten durchgerechnet, ist entsprechend der mittleren Prognosevariante mit einem Anstieg betreuungsbedürftiger, natürlich größtenteils alter Personen von heute rund 500.000 auf über 800.000 zu rechnen – falls der Anteil Betreuungsbedürftiger an der Bevölkerung *nicht* zunimmt (Badelt, Holzmann, Matul, Österle 1996, 111). Für diesen Fall stünde sogar praktisch eine Verdoppelung der heutigen Zahl in Aussicht.

Das bedeutet in jedem Fall eine massive Herausforderung an die Planung sowohl ambulanter Hilfen wie „Essen auf Rädern“, Heimhilfe oder Hauskrankenpflege als auch stationärer und teilstationärer Einrichtungen bis hin zu Pflegeheimen. Es ist zwar ein unzutreffendes Vorurteil, wenn immer wieder die Meinung vertreten wird, die



pflegebedürftigen alten Menschen würden von ihren Familien in die Heime abgeschoben werden (mehr als die Hälfte der Heimbewohner haben gar keine Kinder!). Sowohl für die USA wie auch für Deutschland und Österreich liegen gleichlautende Schätzungen vor, wonach ca. 80% aller ernsthaften Betreuungs- und Pflegefälle daheim, im Familienverband betreut werden. Wir haben vor einem Jahr eine größere Untersuchung abgeschlossen, in der eindeutig gezeigt werden konnte, dass die Solidarität und Hilfsbereitschaft zwischen den Generationen in den Familien noch bemerkenswert gut funktioniert.

Aber gerade diese an sich „gute Nachricht“ darf nicht dazu verleiten, sich mit der verfehlten Gewissheit zu beruhigen, die Familien (also in Wahrheit: die Frauen in den Familien) würden das Problem auch in Zukunft im Griff haben. Denn sowohl demografische als auch soziale, soziokulturelle und ökonomische Prozesse werden dafür sorgen, dass dieses familiäre Betreuungspotenzial in Zukunft zurückgehen wird.

Demografisch: Weiter oben wurde schon darauf hingewiesen, dass immer weniger Junge nachkommen, d. h., dass es immer weniger Kinder geben wird, die als Betreuungspersonen zur Verfügung stehen könnten. (Wobei man aber nicht übersehen darf, dass ja einen wesentlichen Teil der Altenbetreuung die Alten selber leisten.) Für Deutschland wurde gefunden, dass Frauen des Geburtsjahrgangs 1935 noch zu nur 9 % kinderlos blieben; von den Frauen des Geburtsjahrgangs 1958 bleiben bereits 23 % kinderlos, und für die Gegenwart und nahe Zukunft wird bereits mit mindestens 30 % kinderlosen Frauen gerechnet (Birg, Flöthmann 1994, zitiert nach Kaufmann 1997, 23). Es gibt also nicht nur weniger Kinder, sondern es kommt immer öfter vor, dass man überhaupt keine Kinder hat.

Und noch ein weiterer, bekannter Trend ist hier anzuführen, der ebenfalls auf eine Ausdünnung des familiären Betreuungspotenzials hinausläuft: Die Männer überlassen nach wie vor in einem geradezu unverschämten Ausmaß die alles andere als leichte „Familienarbeit“, vom Haushalt über die Kinderbetreuung bis zur Altenpflege, den Frauen. Aber diese Frauen fordern nun einfach das Recht ein, selber ökonomisch unabhängig zu werden und berufstätig zu sein. Und je erfolgreicher und häufiger ihnen das gelingt, desto seltener werden sie ganz einfach für diese Familienarbeit zur Verfügung stehen. Das gelingt ihnen derzeit noch nicht optimal, aber es kann keine Frage sein, dass es immer besser gelingen wird. Und in etwa zehn Jahren werden die Frauen auch noch sozusagen demografische Unterstützung erhalten: Ab etwa 2010 wird nämlich die Zahl der Personen im Erwerbsalter deutlich zurückgehen, und dann wird ein verstärkter Sog vom Arbeitsmarkt den Bestrebungen der Frauen, gleichberechtigt an der Berufswelt teilzunehmen, entgegenkommen. Zusammen mit der Anhebung des faktischen Pensionszugangsalters werden daher viele Frauen nicht nur als Pflegerinnen für die Alten in der Familie, sondern auch als Betreuerinnen für die Kinder ihrer Kinder,

damit diese ihrerseits einem Beruf nachgehen können, ausfallen. Man sieht, selbst der Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen hat mit der Zukunft des Alters zu tun.

Es sollte hier nicht der Eindruck vermittelt werden, die Zukunft des Alters und der Generationenbeziehungen wäre primär von Krankheit und Pflegebedürftigkeit geprägt. Es ist ja schon heute ein unsinniges Stereotyp, Alter mit Krankheit und Hilflosigkeit gleichzusetzen. (Gerade Leopold Rosenmayr hat nicht nur das Wort von der „späten Freiheit“ geprägt, sondern auch immer schon gegen dieses Defizit-Stereotyp angekämpft und darauf bestanden, dass ältere Menschen keine defekten Erwachsenen sind.) Und die ältere Generation der Zukunft wird sich von diesem Stereotyp noch weiter entfernen – mit wahrscheinlich sehr merklichen Folgen für die Beziehung zu den jüngeren Generationen.

Überhaupt werden sich die älteren Menschen der Zukunft, die „neuen Alten“, von der heutigen („herkömmlichen“) Altengeneration deutlich unterscheiden (vgl. zum Beispiel Rosenmayr, Majce 1998, 15 ff.). Die bisherige ältere Generation – das sind Menschen, die geradezu als exemplarisch gelten können für eine angepasste und den traditionellen Werten verhaftete Gruppe. Sie sind in den dreißiger Jahren, während des Weltkriegs und in der Notzeit danach aufgewachsen, und die Verhältnisse forderten ihnen geradezu zwangsläufig die Ausbildung asketischer Tugenden wie Anspruchslosigkeit, Bescheidenheit, Disziplin und Sparsamkeit ab, die sie im Laufe der Zeit zum Selbstbild verinnerlichten.

In Untersuchungen, die wir in Österreich seit über 10 Jahren durchgeführt haben, sahen sich die 60+-Jährigen selbst genauso, wie sie auch von den jüngeren Bevölkerungsgruppen gesehen werden, nämlich als besonders genügsam, bescheiden, traditionalistisch und gewissenhaft, zudem als ruhig, leicht zufrieden zu stellen und eher schwach. Das sind deutlich die Merkmale des so genannten „Defizitmodells“. Sie lassen die heutige Altengeneration als eine äußerst „pflegeleichte“ Gruppe erscheinen.

Die „neuen Alten“ werden anders sein. Ein besonders wichtiger Unterschied zu den „herkömmlichen“ Alten wird vor allem das aus historischen Gründen immer höhere formale Schulbildungsniveau sein, insbesondere der Frauen. Nur ein Beispiel: Der Anteil der Maturantinnen und Akademikerinnen wird sich bei den „Jungen Alten“ (61- bis 75-Jährigen) bis 2015 verdoppeln, bis 2030 verdreifachen. Umgekehrt werden die geringsten formalen Bildungsgrade – auch wieder besonders stark bei den Jungen Alten – scharf zurückgehen.

Ich betone die formale Schulbildung auch deshalb besonders, weil in zahlreichen Untersuchungen nachgewiesen wurde, dass sie ihrerseits deutliche Auswirkungen auf andere Verhaltensweisen und Einstellungen hat. Insbesondere ist bessere/höhere Schulbildung verbunden mit einem differenzierteren Erlebnisvermögen, vielfältigeren Interessen, umfangreicheren Sozialkontakten gerade auch außerhalb der Familie, einem

höheren Aktivitätsniveau und besserer Gesundheit. Ältere mit höherer Schulbildung sind aktiver, anregbarer und selbstsicherer; sie sind in höherem Maße bestrebt, ihre bisherigen Interessen aufrechtzuerhalten und planen stärker für die Zukunft, in die sie sich nicht fatalistisch fügen, sondern die sie selbst gestalten wollen. Vor allem die nicht-familialen Aktivitäten sind bei ihnen stärker ausgeprägt.

Aus all dem folgt aber auch eine höhere Durchsetzungsfähigkeit, Konfliktfähigkeit und Konfliktbereitschaft bei der Wahrnehmung eigener Interessen. Diese Tendenz wird noch verstärkt durch die Tatsache, dass die „Neuen Alten“ der nahen Zukunft in einer ganz anderen Zeit aufgewachsen sind als die erwähnten „herkömmlichen“ Altengenerationen. Ihre Mentalität und ihr Lebensgefühl und Lebensstil wird geprägt sein durch das Aufwachsen in den Sechzigerjahren und danach, also in einer Zeit, in der Karriere, Konsum, das Stellen von Ansprüchen geradezu Leitwerte waren – im Gegensatz zu den asketischen Tugenden der „herkömmlichen“ Alten. Es werden also auch fordernde und selbstbewusste „Alte“ sein. Und sie werden im Jahr 2030 nicht weniger als 40 % der Wähler ausmachen.

Die Gesellschaft, das Zusammenleben von Alt und Jung und die Welt des Alters werden also ziemlich bald deutlich anders aussehen als heute. Die „herkömmlichen“ Vorstellungen davon werden garantiert nicht mehr passen, die herkömmlichen Lösungsmuster ebenso wenig. Ich gestehe, dass ich angesichts der geschilderten Trends erheblich pessimistischer bin als andere Autoren.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ein großer Teil der Überlegungen in diesem Kapitel entstand in vielfältigem Austausch mit Leopold Rosenmayr, einige sogar in gemeinsamen Arbeiten. Ich habe daher bewusst darauf verzichtet, in einzelnen Zitaten auf konkrete Literaturstellen und Details bei ihm hinzuweisen und betone stattdessen, dass dieser Artikel wesentlich durch unsere langjährigen Diskussionen und Kooperationen geprägt ist.
- 2 Dass auch „handfest“ noch einen breiten Bedeutungsspielraum offen lässt, erweist sich an der allerneuesten Bevölkerungsprognose der Statistik Austria (Hanika, Lebhart, Marik 2004), die zum Teil erhebliche Abweichungen von der aus dem Jahr 2000 stammenden Bevölkerungsvorausschätzung, welche unseren Überlegungen zugrunde lag, aufweist.

#### Literatur

- Badelt, Ch., Holzmann, A., Matul, Ch., Österle, A., Kosten der Pflegesicherung. Strukturen und Entwicklungstrends der Altenbetreuung. Wien 1996 (2. Aufl.).
- Badelt, Ch., Leichsenring, K., Versorgung, Betreuung, Pflege, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich – „Ältere Menschen – Neue Perspektiven“. Wien 2000, 408–453.
- Birg, H., Flöthmann, E.-J., Entwicklung der Familienstrukturen und ihre Auswirkungen auf die Belastungs-

- bzw. Transferquotienten zwischen den Generationen. Forschungsbericht für die Bundestags-Enquête-Kommission 'Demographischer Wandel'. Bundesdrucksache 12/7876. Bonn 1994.
- Foner, A., Age Integration or Age Conflict as Society Ages?, in: *The Gerontologist* 40/3 (2000), 273ff.
- Gerlich, P., Haerpfner, Ch., Pensionsreform: Erwartungen und Konfliktpotentiale, in: *SWS-Rundschau* 3 (1991), 383–395.
- Gronemeyer, R., Die Entfernung vom Wolfsrudel. Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten. Düsseldorf 1989.
- Hanika, A., Lehart, G., Marik, St., Zukünftige Bevölkerungsentwicklung Österreichs bis 2050 (2075), in: *Statistische Nachrichten* 9 (2001), 626–637.
- Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger, Handbuch der österreichischen Sozialversicherung 2000. Wien 2000.
- Kaufmann, F.-X., Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, in: Mansel, J., Rosenthal, G., Tölke, A. (Hrsg.), *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen 1997, 17–30.
- Kytir, J., Münz, R., Demografische Rahmenbedingungen: die alternde Gesellschaft und das älter werdende Individuum, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), *Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich – „Ältere Menschen – Neue Perspektiven“*. Wien 2000, 22–51.
- Kytir, J., Münz, R., Hilfs- und Pflegebedürftigkeit im Alter. Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen funktional behinderter älterer Menschen. Wien: Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1989.
- Majce, G., Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), *Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich – „Ältere Menschen – Neue Perspektiven“*. Wien 2000, 106–162.
- Rosenmayr, L., Majce, G., Was können die Generationen einander bieten? Zweifel und Hoffnungen für das kommende Jahrhundert. Grundlagenpapier zur Internationalen Fachkonferenz „Altern in Europa: Generationensolidarität – eine Basis des sozialen Zusammenhalts“, hrsgg. vom Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. Wien 1999.
- Rosenmayr, L., Generationen – Zur Empirie und Theorie eines psycho-sozialen Konfliktfeldes, in: Teising, M. (Hrsg.), *Altern: Äußere Realität, innere Wirklichkeiten*. Opladen 1998, 17–44.

**Wolfgang Schulz, Robert Strodl, Gert Lang**  
**Alter und Lebensqualität – eine methodologische Diskussion**  
**zum Stellenwert der „Variable“ Alter**

1. *Biologisches und soziales Alter*

In seinem Buch „*Die menschlichen Lebensalter*“ schreibt Leopold Rosenmayr (1978): „*In Wirklichkeit ist Alter ein theoretisch außerordentlich sprödes und schwer zugängliches Konzept.*“ Man kann es auch so ausdrücken: Die Sprache wird mit dem Begriff Alter der Komplexität des Phänomens nicht gerecht. Wenn wir von jemandem feststellen, dass er 1925 geboren wurde und heute 79 Jahre alt ist, so meinen wir gleichzeitig dreierlei: das biologische Alter, das soziale Alter und das geschichtlich-kulturell geprägte Alter. Rosenmayr (1978) hat diese theoretisch bedeutsamen Konzepte in seiner Schrift „*Fragmente zu einer sozialwissenschaftlichen Theorie der Lebensalter*“ bereits vor langer Zeit herausgearbeitet.

Mit dem *biologischen Alter* verknüpfen wir eine Vorstellung vom körperlichen Zustand bzw. von der zu erwartenden biologischen „Fitness“. Trotz der vielfachen sozialen Einflussfaktoren (z. B. der sozialmedizinisch bedingten Verlängerung des Lebensalters) können wir uns den genetischen Determinationsfaktoren nicht entziehen. Die Gentechnologie wird zwar neue Möglichkeiten schaffen, doch auch diese werden relativ sein: Jung- und Altsein wird in den kommenden Jahrzehnten mit jeweils unterschiedlichem kalendarischem Alter assoziiert werden.

Weiters meinen wir, dass mit einem bestimmten Alter *soziale Rollen* verknüpft sind; einen 20-Jährigen wird man als unverheiratet ansehen, von einem 70-jährigen Mann nimmt man an, dass seine Frau noch lebt, dass aber die Kinder bereits außer Haus sind (Phase des leeren Nestes). Alter ist also mit sozialen Rollen im Lebenszyklus und mit bestimmten Lebensstilen verbunden. Forschungen zum *sozialen Wandel* zeigten allerdings deutlich, dass immer seltener feste Zuordnungen zwischen bestimmten Altersphasen und bestimmten sozialen Rollen getroffen werden können (Individualisierung des Lebenslaufs, „*Bastelbiografie*“). Umso mehr sind wir dazu angehalten, die für das menschliche Leben wichtigen Faktoren herauszuarbeiten.

Die dritte Vorstellung betrifft den *historischen Kontext* und seine Wechselwirkung mit dem Lebenszyklus oder Lebensstil. Als 1925 Geborener hat man den Zweiten Weltkrieg mit all seinen existenziellen Bedrohungen als junger Mensch noch vor der Gründung seiner Familie erlebt; die familiäre Entfaltung fällt dann in die *karge Zeit des Aufbaus nach dem Krieg*. Dadurch wird man Angehöriger einer *Kohorte*, auch einer Schicksalsgemeinschaft, für welche die Lebensgestaltung ganz anders aussieht als für

15 Jahre später Geborene. Mannheims Generationenbegriff (Mannheim 1928) bringt diesen historischen Aspekt zum Ausdruck.

Die Bedeutung des Alters für Lebensqualität werden wir hinsichtlich der beiden ersten Aspekte, des biologischen und des lebenszyklischen, ausführen, obwohl es natürlich evident ist, dass auch dem historischen Generationsaspekt hohe Bedeutung zukommt. Für jemanden, dessen stete Begleiter in der Jugend Knappheit und Kargheit waren, wird die Nutzung von Ressourcen eine Lebensstrategie, viel wichtiger als für jemanden, dessen Jugend schon von Wohlstand geprägt war.

In der *Frauenforschung* hat man dem begrifflichen Unterschied zwischen dem biologischen Geschlecht und dem sozialen Aspekt des Geschlechts Rechnung getragen: Sex meint den „kleinen (biologischen) Unterschied“, Gender meint die sozialen Folgen, die daraus erwachsen (vgl. Rubin, Brown 1975). Sex wird durch soziale und kulturelle Tätigkeit zu Gender geformt. Für das Alter fehlt bis jetzt eine solche Begrifflichkeit, um die soziale Ausformung und Ausgestaltung des biologischen Altersprozesses deutlich zu machen.

## 2. Alter und Lebensqualität

In seinem Überblick zur Lebensqualitätsforschung kommt Veenhoven (1984, 183) zu folgendem Schluss: Alter korreliert „leicht negativ“ mit Glücksgefühl („*hedonic level*“) und korreliert „leicht positiv“ mit Lebenszufriedenheit. Die Korrelationen, die diesen Schlussfolgerungen zugrunde liegen, stammen großteils aus multivariaten Auswertungen repräsentativer Datensätze und messen daher eine Auswirkung der Variable Alter, die von den Einflüssen anderer Variablen (durch Konstanthaltung der Effekte) systematisch bereinigt wurde. So gesehen stellt sich Alter als relativ „wirkungslose“ Variable heraus.

In der vorgenommenen Sekundäranalyse soll der komplexe Zusammenhang zwischen Alter und Lebensqualität genauer analysiert werden. Für das biologische Alter soll der körperliche Zustand, gemessen an Krankheitssymptomen, herangezogen werden, für das soziale Alter die Realisierung der Partnerschaft. Das Datenmaterial stammt aus der von W. Schulz und Mitarbeitern durchgeführten Repräsentativitätsuntersuchung „Lebensqualität in Österreich“. Die Stichprobengröße umfasst 2.000 Personen (Schulz, Norden, Költringer, Tüchler 1985). Zuerst soll kurz dargestellt werden, wie Lebensqualität gemessen wurde und welche bivariaten Zusammenhänge zwischen Alter und Lebensqualität bestehen.

Der Begriff „*Lebensqualität*“ will das Wertvollste bezeichnen, das der Mensch in seinem Leben realisieren kann. Die wissenschaftlichen Konzepte unterscheiden zwischen

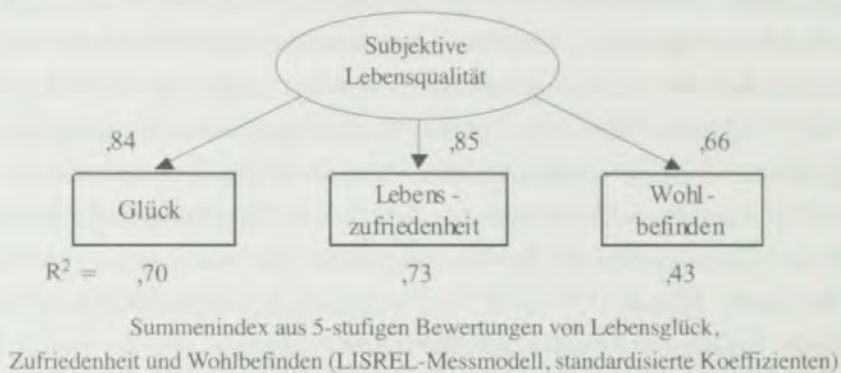
objektivistischen und subjektivistischen Ansätzen: man spricht entweder von „Haben“, d. h. von ökonomischen Indikatoren, von Einkommen und von Status und Besitz, oder man orientiert sich stärker am „Sein“, d. h. an allgemeiner Lebenszufriedenheit oder an Zufriedenheit in Lebensbereichen, an Glücksgefühlen und Wohlbefinden.

In der „Quality of Life“-Forschung wurde vor allem der subjektivistische Ansatz weiterentwickelt; auf die klassischen Arbeiten von Bradburn und Caplovits (1965), Cantril (1965), Campbell, Converse und Rodgers (1976), Andrews und Withey (1976) kann hier nur verwiesen werden. Grundsätzlich kann man davon ausgehen, dass jeder materielle Nutzen letztendlich in einen subjektiven Nutzen umgewandelt werden muss, diese Annahme rechtfertigt den subjektivistischen Forschungsansatz. Es wurde aber auch nachgewiesen, dass der *Zusammenhang zwischen objektiven Lebensbedingungen und subjektiver Lebensqualität* nur mäßig ausgeprägt ist (Atkinson 1978; Milbrath 1977; Moum 1980). Der Anstieg in der materiellen Ausstattung einer Bevölkerung alleine ist keine Garantie dafür, dass die Menschen zufriedener werden. Duncan (1975) zieht die Schlussfolgerung, dass durch Wirtschaftswachstum allein Zufriedenheit und Glücksgefühl der Bevölkerung nicht oder nur in geringem Ausmaß erhöht werden kann. Allardt (1973, 1977) formuliert dieses Problem in seiner Studie über politische Kultur der Armut folgendermaßen: Es hängt von der politischen Kultur, der politischen Sozialisation und den jeweiligen politischen Ressourcen ab, ob und in welchem Ausmaß Missstände artikuliert werden. *Der niedrige Zusammenhang zwischen objektiven und subjektiven Indikatoren* hat die Forschung lange beschäftigt und auch der psychologischen Theorie des subjektiven Anspruchsniveaus neue Aktualität verliehen. Generell gilt, dass zwar objektiv feststellbare Lebensqualitätsindikatoren wie politische Stabilität, soziale Gerechtigkeit, Stellung der Frau etc. sehr wohl Korrelationen mit dem materiellen Wohlstandsniveau aufweisen, für Lebenszufriedenheit und Glück (Happiness) sind sie aber nur in geringerem Ausmaß relevant (vgl. Diener, Diener 1995).

Im deutschsprachigen Raum war es vor allem die Arbeitsgruppe um Zapf (1984), die sich mit dem Zufriedenheitsparadox (viele Menschen sind mit objektiv vergleichsweise schlechten Lebensbedingungen relativ zufrieden) und mit dem Unzufriedenheitsdilemma (trotz guter materieller Lebensbedingungen sind viele Menschen nicht zufrieden) beschäftigt hat. Rosenmayr ist in der ersten großen Untersuchung des städtischen Lebens in Wien schon auf dieses Problem gestoßen; auch damals gab es bei oft kargen Lebensbedingungen eine erstaunlich hohe Lebenszufriedenheit (Rosenmayr 1956). Will man die objektiven Lebensbedingungen nicht völlig aus den Augen verlieren und auch der Bedeutung subjektiver Lebensqualität gerecht werden, ist es notwendig, in der Forschung beide Aspekte zu berücksichtigen und zueinander in Beziehung zu setzen.

In unserer Untersuchung haben wir Lebensqualität anhand von drei Fragen erhoben: (1) Wie glücklich sind Sie in Ihrem Leben zur Zeit? (2) Wie zufrieden sind Sie? (3) Wie groß ist Ihr Wohlbefinden? (Antworten auf einer 5-stufigen Skala). Die schon lange geführte Debatte über die unterschiedliche Bedeutung von Affekt- und Kognitionsmaßen soll hier nicht weiter ausgeführt werden; die oben genannten drei Indikatoren wurden zu einem Summenindex zusammengefasst; die LISREL-Modellierung (Schulz, Kienberger 1999) bestätigt dieses Vorgehen (siehe folgendes Schaubild).

Schaubild 1: Skala „Overall-Lebensqualität“



Für unsere Zwecke teilen wir die Bevölkerung in zwei etwa gleich große Gruppen mit „höherer“ und „niedrigerer“ Lebensqualität. In einer 3er-Gruppierung unterscheiden wir niedrige (24 %), mittlere (49 %) und hohe (27 %) Lebensqualität.

Tabelle 1: Gruppierung der Lebensqualität

*Lebensqualität – gruppiert*

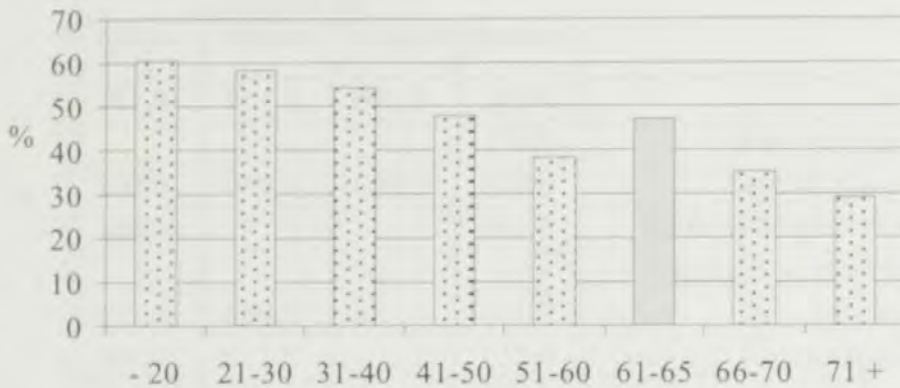
niedrige LQ	(0 – 6 Punkte)	24,1 %
mittlere LQ	(7 – 9 Punkte)	48,9 %
hohe LQ	(10 – 12 Punkte)	27,0 %

*Lebensqualität – dichotomisiert*

„niedrigere“ LQ	(0 – 8 Punkte)	52,8 %
„höhere“ LQ	(9 – 12 Punkte)	47,2 %



Schaubild 2: Höhere Lebensqualität nach Altersgruppen



Die Aufschlüsselung der Lebensqualität (% „höhere“ Lebensqualität) nach Altersgruppen (siehe obiges Schaubild) zeigt auch bei uns das leichte Absinken der Lebensqualität mit zunehmendem Alter. Die Korrelation (Pearson R) mit dem Alter ist nicht hoch, aber signifikant ( $r = -,236$ ). Das Ergebnis steht also im Einklang mit vielen Studien, wie aus der Meta-Analyse von Veenhoven zu ersehen ist (Veenhoven 1984, 183). In vielen Studien findet man aber auch gar keine Korrelation.

Dass es keinen stärkeren Abfall der Lebensqualität mit *hohem Alter* gibt, ist aber zumindest teilweise auf einen „sampling error“ zurückzuführen – Personen in Pflegeheimen, auch Hochbetagte scheinen in den Samples nicht auf (Veenhoven 1984, 184).

### 3. Alter, Krankheit, Partnerschaft und Lebensqualität

Die multivariate Analyse unter Einschluss der soziodemografischen Variablen wird vorerst mit stufenweise erweiterten multiplen Regressionsmodellen durchgeführt (siehe nächste Tabelle). In Modell 1 werden die soziodemografischen Variablen Alter, Geschlecht, Bildung, Berufstätigkeit und Einkommen aufgenommen (7 % Varianzerklärung), in Modell 2 kommen die Variablen Partner und Kinder dazu (10 % Varianzerklärung), in Modell 3 wird Krankheit als unabhängige Variable aufgenommen (13 % Varianzerklärung).

Tabelle 2: Einflussfaktoren auf Lebensqualität

	Beta Koeffizienten			
	Pearson R	Modell 1	Modell 2	Modell 3
Alter	-0,236	-0,208	-0,182	-0,124
Geschlecht (sex)	-0,071			
Bildung (bildgr1)	0,165	0,062	0,070	0,062
Berufstätigkeit (berstd2)	0,136			-0,064
Einkommen, ergänzt (einkogr2)	0,152	0,106	0,083	0,095
Partner (intpar)	0,213		0,171	0,168
Kinder (ikind)	0,155			
Krankheit (2+)				-0,180
erklärte Varianz (R <sup>2</sup> )		7 %	10 %	13 %

Das Ergebnis entspricht dem vieler soziologischer Untersuchungen: durch soziodemografische Variablen allein erhält man wenig erklärte Varianz, mit der Hineinnahme zusätzlicher Variablen wird der Anteil an erklärter Varianz höher, die Bedeutung (bzw. der Erklärungswert) der soziodemografischen Variablen Alter, Bildung und Einkommen vermindert sich oder verschwindet gänzlich, wie bei Geschlecht. Die Regressionsanalyse betrachten wir (um nicht auf die Verteilungsprobleme und die Linearitätsannahme im Detail eingehen zu müssen) lediglich als ordnendes Verfahren; wir wenden uns dem stärksten Einflussfaktor, der *Krankheit* zu.

Der Index „Krankheit“, mit dem auch im Folgenden gearbeitet wird, bedeutet, dass zwei oder mehr Symptome aus der vorliegenden Liste (siehe nächste Tabelle) zutreffen.

Tabelle 3: Index „Krankheit“

	Zustimmung %
Regelmäßige Medikamenteneinnahme	31,4
In ständiger ärztlicher Behandlung	26,2
Chronische Krankheit	21,8
Körperliche Behinderung, welche die Bewegungsfähigkeit einschränkt	12,2
Spezielle Diät notwendig	12,0
Gesundheitlich bedingte Unfähigkeit, Einkäufe selbst zu erledigen	7,9

Schaubild 3: Krankheit nach Altersgruppen (zwei und mehr Krankheitssymptome)

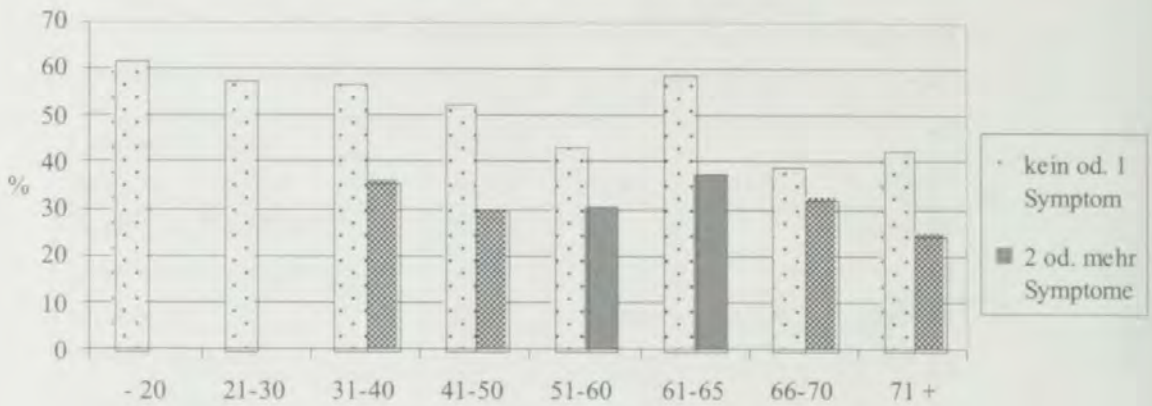


Der bivariate Zusammenhang zwischen Alter und Erkrankung wird in der obigen Abbildung genau dargestellt. Man sieht deutlich, wie die *Erkrankungswahrscheinlichkeit mit dem Alter zunimmt*. In den Altersgruppen zwischen 51 und 60 Jahren erreicht der Krankheitspegel noch nicht 40 %, während bereits mehr als die Hälfte der Altersgruppe der 61- bis 65-Jährigen von *zwei oder mehr Krankheitssymptomen* betroffen sind.

Bei den über 70-Jährigen sind es über 70 %, die zwei Krankheitssymptome (oder mehr) angeben.

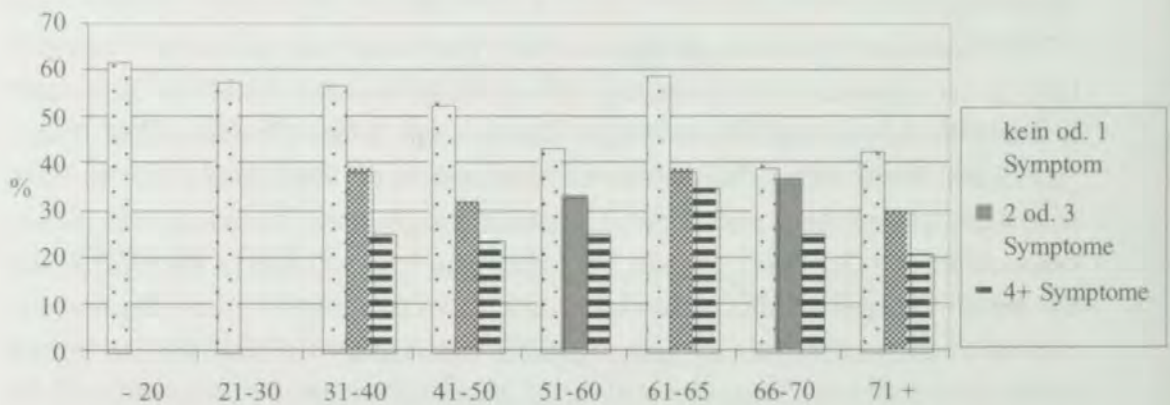
Wie verändert sich Lebensqualität mit dem Alter, wenn man „Krankheit“ konstant hält? In der folgenden Abbildung zeigt sich deutlich, dass man unter den „Kranken“ in jeder Altersgruppe signifikant weniger Personen mit „hoher Lebensqualität“ findet. Auf Grund der niedrigen Fallzahlen von Krankheit in der Altersgruppe bis 30 Jahre wird hier nur die Lebensqualität der „Gesunden“ ausgewiesen. Trotzdem sinkt die Lebensqualität der Gesunden bis zum 60. Lebensjahr leicht ab, um in der Gruppe der 61- bis 65-Jährigen wieder anzusteigen; dies ist auf den Eintritt in die Pension zurückzuführen, nachher geht die Lebensqualität wieder leicht zurück. Derselbe Verlauf ist übrigens auch bei jenen, die wir als krank klassifiziert haben, wahrnehmbar (siehe nächstes Schaubild). Zusammenfassend stellen wir fest, dass Lebensqualität weniger durch das kalendarische Alter, sondern weit mehr durch Krankheit determiniert wird: solange man gesund ist, bleibt die Lebensqualität relativ hoch.

Schaubild 4: Höhere Lebensqualität nach Altersgruppen und Krankheit



Dieses Ergebnis wird noch deutlicher, wenn man die Krankheitssymptome in drei Gruppen differenziert: keine Symptome oder nur ein Symptom, zwei oder drei Symptome und vier oder mehr Symptome. Hier zeigen sich nun noch deutlicher als in der vorletzten Abbildung die Unterschiede in der Lebensqualität abhängig vom Ausmaß der Erkrankung, aber nicht vom Alter (siehe nächstes Schaubild).

Schaubild 5: Höhere Lebensqualität nach Altersgruppen und Krankheit



Selbst in der Gruppe der über 70-Jährigen finden wir konstant höhere Lebensqualität entsprechend dem Gesundheitsstatus. *Hält man also Krankheit konstant, dann verschwindet der Zusammenhang Alter-Lebensqualität weitgehend.* In höherem Alter finden wir allerdings Interaktionseffekte zwischen Alter, Gesundheit und Geschlecht; ab 61 Jahren treten Geschlechtsunterschiede auf (siehe nächste Tabelle): Subjektiv fühlen sich Männer besser, und mehr Männer haben eine hohe Lebensqualität, unabhängig davon, ob sie krank oder gesund sind.

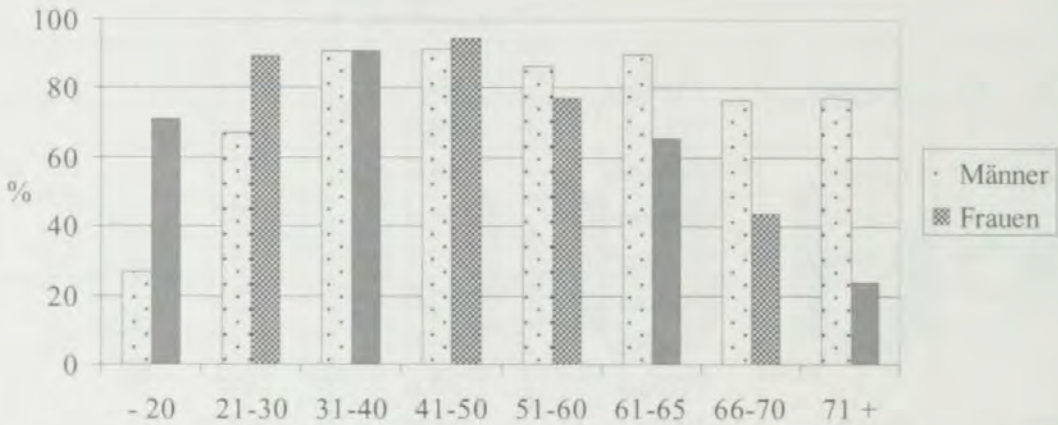
Tabelle 4: Altersgruppen

			<i>höhere LQ (%)</i>	<i>(n)</i>	
61 – 65	Gesunde	Männer	69,7	(33)	*
		Frauen	50,0	(42)	
66 – 70	Kranke	Männer	48,6	(37)	*
		Frauen	30,4	(56)	
	Gesunde	Männer	39,1	(23)	n.s.
		Frauen	40,0	(20)	
71 +	Kranke	Männer	37,5	(32)	n.s.
		Frauen	28,6	(42)	
	Gesunde	Männer	55,9	(34)	*
		Frauen	25,9	(27)	
	Kranke	Männer	29,6	(54)	*
		Frauen	22,2	(117)	

Wenden wir uns nun jenem Faktor zu, der am zweitwichtigsten zu sein scheint und in unserer Analyse paradigmatisch für die sozial definierten Altersrollen steht, dem „Vorhandensein“ eines Partners. Verheiratete, in Lebensgemeinschaft Lebende, aber auch so genannte LATs (Living Apart Together) werden somit in eine Kategorie zusammengefasst. Inhaltlich begründet sich dies damit, dass die zentralen Gratifikationen, die der/die Partner/in vermittelt, in jedem Fall gegeben sind: Kommunikation und Sexualität. In früheren Studien (Schulz, Weiss, Strodl 1980) konnte die enge Relation dieser beiden Partnerschaftsfunktionen belegt werden. D. h. Stabilität einer Partnerschaft setzt jeweils beides voraus (Kommunikation kann nicht durch Sexualität kompensiert werden und umgekehrt).

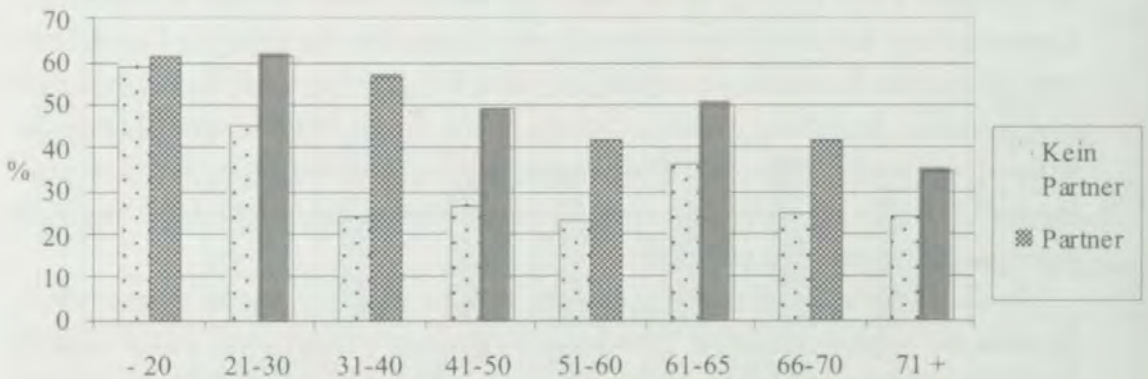
An dieser Stelle soll darauf hingewiesen werden, dass hier, wie in vielen anderen Studien, ein reduktionistisches Forschungsprogramm verfolgt wird: relativ einfache Strukturvariablen wie Alter können in Hintergrundvariablen wie Krankheit und Partnerschaft „zerlegt“ werden. Diese Zerlegung (oder Ergänzung) erklärt letztlich mehr Varianz der abhängigen Variablen, erfordert aber auch mehr relevante Information. Dieser Regress kann natürlich fortgesetzt werden: eine kommunikativ und sexuell sehr befriedigende Partnerschaft produziert natürlich mehr Lebensqualität als eine weniger zufriedenstellende Beziehung, u. s. f.

Schaubild 6: Partnerschaft nach Altersgruppen und Geschlecht



Die Analyse der Partnerschaft nach Alter und Geschlecht zeigt, dass Partner für Frauen in den frühen Lebensjahrzehnten eher Realität sind als für Männer, ab dem 50. Lebensjahr ist es umgekehrt, insbesondere ab 61 Jahren tritt dieser Unterschied besonders stark hervor.

Schaubild 7: Höhere Lebensqualität nach Altersgruppen und Partnerschaft



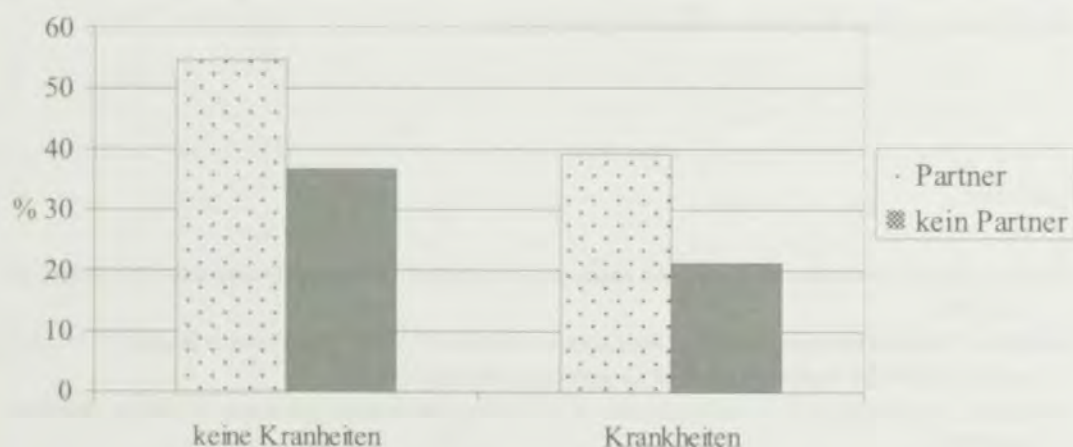
Eine Partnerschaft ist in fast allen Altersgruppen für Lebensqualität relevant, nicht nur im höheren Alter. Man hat sogar den Eindruck, dass in der mittleren Lebensphase die deutlichsten Unterschiede zwischen Personen, die einen Partner haben und solchen, die keinen haben, bestehen.

#### 4. Krankheit, Partnerschaft und Lebensqualität

Berücksichtigt man sowohl Krankheit als auch Partnerschaft (für diese Auswertung wurden nur die über 60-Jährigen herangezogen), so sind die Unterschiede in der Lebensqualität am größten (siehe nächstes Schaubild). In der Gruppe der Gesunden mit Partner findet man die höchste Lebensqualität (über 50 % haben „höhere Lebensqualität“). Gesunde ohne Partner können nicht mehr Lebensqualität realisieren als die Kranken, die aber einen Partner haben. Es überrascht daher nicht, dass von den Kranken ohne Partner nur 20% „höhere“ Lebensqualität realisieren.

Was bedeuten diese Ergebnisse? Hinter dem Lebensalter, das vordergründig nur wenig Korrelation mit Lebensqualität aufweist, stehen Faktoren, die in Abhängigkeit von biologischen oder sozialen Bedingungen (die theoretische Separierung kann in Wirklichkeit nicht durchgehalten werden), doch erhebliche Auswirkungen auf Lebensqualität haben.

Schaubild 8: Höhere Lebensqualität nach Krankheit und Partnerschaft



Das Ziel des Forschungsprogramms *Lebensqualität* ist es, relevante Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse für hohe (subjektive) Lebensqualität verschiedener Bevölkerungsgruppen herauszufinden. Es lassen sich nicht immer jene Faktoren nachweisen, von denen man a priori glaubt, dass sie bedeutungsvoll sind. An dieser Stelle stellt sich vielleicht die Frage, welche Bedeutung den *Kindern* zukommt. Ob man Kinder hat oder nicht erwies sich in unserer Analyse als nicht aussagekräftig (für die Hochbetagten kann allerdings wiederum keine Aussage gemacht werden).

Zusammenfassend soll festgehalten werden: Die Ausprägungen der Variable „kalendarisches Alter“ haben deskriptiven Wert, die jedoch, wie auch von der Sozial-

gerontologie immer wieder demonstriert wird, unter geänderten Randbedingungen (Entwicklungsstand der Medizin, Verbreitung neuer Lebensformen in der Gruppe der Betagten) unterschiedlichen Stellenwert besitzen.

### 5. Schlussbemerkung

Die Analyse konzentrierte sich darauf zu zeigen, wie biologische und soziale Komponenten den Zusammenhang Alter und Lebensqualität moderieren. Der sicherlich ebenso relevante historisch-generationsbezogene Aspekt des Alters konnte in diesen Ausführungen leider nicht berücksichtigt werden. Dazu kann nur berichtet werden, dass neben dem Partner *positive Sozialbeziehungen* die wichtigsten Glücksquellen sind. Die meisten engen Freundschaften rekrutieren sich – wie man aus dem Studium sozialer Netzwerke weiß – aus relativ *altershomogenen Bezugspersonen* mit ähnlicher Lebenswelt und ähnlichen Lebenserfahrungen. Der Generationenunterschied stellt sich daher als *Barriere* heraus, die aber in unserer Zeit der individualisierten Lebensverläufe leichter durchbrochen werden kann. Gemeinsame Interessen und gemeinsames Handeln können diese Barriere vollständig auflösen.

### Literatur

- Allardt, E., *About Dimensions of Welfare: An Explanatory Analysis of a Comparative Scandinavian Survey*. Helsinki 1973.
- Allardt, E., *On the Relationship between Objective and Subjective Predicaments*. Research Report Nr. 16, University of Helsinki: Research Group for Comparative Sociology (1977).
- Andrews, F. M., Withey, S. B., *Social Indicators of Well-Being. Americans' Perceptions of Life-Quality*. New York 1976.
- Atkinson, T., *Public Perceptions of the Quality of Life*. Toronto 1978.
- Bradburn, N. M., Caplovits, D., *Reports on Happiness*. Chicago 1965.
- Campbell, A., Converse, Ph. E., Rodgers, W., *The Quality of American Life: Perceptions, Evaluations and Satisfaction*. New York 1976.
- Cantril, H., *The Pattern of Human Concerns*. New Brunswick 1965.
- Diener, E., Diener, C., *Income and the Quality of Life of Nations*, in: *Social Indicators Research* 36 (1995), 275–286.
- Duncan, O., *Does Money buy Satisfaction?*, in: *Social Indicators Research* 3 (1975), 267–275.
- Mannheim, K., *Das Problem der Generationen*, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7 (1928), 157–185 und 309–330.
- Milbrath, L. W., *Quality of Life on the Niagara Frontier Region of New York State*. Buffalo 1977.
- Moum, T., *The Role of Values and Life Goals in Quality of Life. On Measuring and Predicting Subjective Well-Being. A Pilot Study*. UNESCO, Division of Socio-Economic Analysis, SS/CS/18/20/2. Paris 1980.



- Rosenmayr, L., Wohnverhältnisse und Nachbarschaftsbeziehungen. Eine soziologische Untersuchung städtischen Lebens, in: Wohnen in Wien. Der Aufbau, Monographie 8 (1956) 37–91.
- Rosenmayr, L., Fragmente zu einer sozialwissenschaftlichen Theorie der Lebensalter, in: Rosenmayr, L. (Hrsg.), Die menschlichen Lebensalter. München, Zürich 1978.
- Rubin, J. Z., Brown, B. R., The Social Psychology of Bargaining and Negotiation. New York 1975.
- Schulz, W., Norden, G., Költringer, R., Tüchler, H., Lebensqualität in Österreich, in: Schulz, W. (Hrsg.), Schriftenreihe am Institut für Soziologie der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien 10 (1985).
- Schulz, W., Kienberger, M., Familie, Partnerschaft und Lebensqualität. Eine Sekundäranalyse mit LISREL, in: Lutz, W. (Hrsg.), Kompendium der Familienforschung in Österreich 1999, Schriftenreihe des Österreichischen Instituts für Familienforschung, Nr. 7. Wien 1999, 61–81.
- Schulz, W., Weiss, H., Strodl, R., Ehe- und Familienleben heute, Einstellungen und Bewertungen. Bundeskanzleramt, Bundesministerium für Finanzen. Wien 1980.
- Veenhoven, R., Conditions of Happiness. Dordrecht, Boston, Lancaster 1984.
- Zapf, W., Individuelle Wohlfahrt: Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität, in: Glatzer, W., Zapf, W. (Hrsg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik. Objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Frankfurt/Main, New York 1984, 13–26.

**Claudine Attias-Donfut**  
**Geschlechtsrollen, Generationen und sozialer Wandel**

In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich die Generationenforschung enorm weiterentwickelt. Sei es in der Kohorten-Längsschnittforschung, die historische Generationen vergleicht, sei es in der Beziehungsanalyse zwischen den Generationen innerhalb der Familie: Die Generationenperspektive ist im Bemühen, unsere schnelllebige Zeit besser zu verstehen, zunehmend ins Blickfeld gerückt. Leopold Rosenmayr bahnte schon in den Sechzigerjahren mit seinem Zugang zum Generationenproblem und seiner Forschung sowohl zur Jugend- als auch zur Alterssoziologie einen neuen Weg. Mit der gleichzeitigen Konzentration auf die Jugend und auf die Älteren gelang ihm auf diesem Gebiet ein Durchbruch, denn die Generationenproblematik war bis in die Achtzigerjahre hauptsächlich auf die Jugend hin orientiert. Leopold Rosenmayr war der erste Wissenschaftler, der die Frage der Generationenbeziehungen auf drei oder mehr Generationen in einer mehrgenerationell gewordenen Gesellschaft ausweitete und diesen Ansatz vorantrieb. Er hob durch seine Studien die Bedeutung der Generationenforschung für das Verständnis des sich vollziehenden sozialen Wandels, im Sinne Karl Mannheims, hervor. Seine jüngste Afrikastudie ist ein gutes Beispiel für die Verbindung zwischen der Natur von Generationenbeziehungen einerseits und der Natur des sozialen Wandels andererseits. In Afrika erfährt das Senioritätsprinzip aufgrund der Modernisierung in vielfacher Hinsicht eine rasante Schwächung. So erleben beispielsweise junge Menschen einen bisher nicht dagewesenen Machtzuwachs. Aufgrund politischer und sozialer Änderungen gewinnen die Jungen in bisher nicht gekanntem Ausmaß politische Stärke.<sup>1</sup> Dieser Machtzuwachs drückt sich in Form eines Bedürfnisses nach Selbstbestimmung auf Kosten der Seniorität aus. Das führt natürlich zu einer von Spannungen und Konflikten zwischen den Generationen bestimmten Übergangsphase. Diese Konflikte beschleunigen wiederum das Tempo des sozialen Wandels.

Ich möchte das Augenmerk auf einen anderen Aspekt des sozialen Wandels lenken: die Veränderung in den Geschlechterbeziehungen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden in die Überlegungen zu den Generationen selten Eingang: Generationen werden üblicherweise als einheitliche Gebilde betrachtet. Generationenbeziehungen werden häufig abstrakt, ohne Berücksichtigung des Geschlechtsrollen behandelt, obwohl es sich eindeutig um geschlechtsspezifische Beziehungen handelt. Es ist z. B. in der Familie ganz selbstverständlich, dass sich die Beziehungen zwischen Vater und Sohn, Mutter und Sohn, Mutter und Tochter und Vater und Tochter grundsätzlich voneinander unterscheiden. Eine genauere Betrachtung des sozialen Wandels ergibt, dass für die großen Änderungen der Sitten und Mentalitäten im 20. Jahrhun-

dert und vor allem in dessen zweiter Hälfte Frauen eine treibende Kraft waren. Es gibt auch eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen Generationen- und Geschlechterbeziehungen, die in einer verzahnten Entwicklung ihren Ausdruck findet. So ist die Geschichte der vergangenen beiden Jahrhunderte (zumindest in Frankreich) Zeuge einer Schwächung der patriarchalen Macht sowohl über die Kinder als auch über die Frauen – eine Tendenz, die sich in der unmittelbaren Vergangenheit beschleunigt hat. Meine Hypothese lautet, dass es eine wechselseitige Beeinflussung und Implikation zwischen Geschlechter- und Generationenbeziehungen gibt. Ich möchte aufzeigen, wie die Tendenz zur Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zu intensiverer Nähe zwischen den Generationen führt. Meine Behauptung beruht auf einer in Frankreich durchgeführten Dreigenerationenstudie.

Im Folgenden sollen erstens einige theoretische Überlegungen zum Begriff Generation angestellt werden; zweitens wird eine aus diesen Überlegungen abgeleitete Studie vorgestellt; und schließlich werden die Ergebnisse dieser Studie dargelegt.

### *1. Was bedeutet Generation?*

Eine Klärung des Begriffs „Generation“ scheint aus zwei Gründen angezeigt: zum einen wegen der zahlreichen Probleme, die aus der Vielfalt der Definitionen erwachsen und zum anderen wegen der Schwierigkeit, diesen Begriff auf empirischer Ebene nutzbar zu machen. In meiner vor fünfzehn Jahren durchgeführten theoretischen Forschungsarbeit zu diesem Konzept profitierte ich von den Arbeiten und von der persönlichen Unterstützung Leopold Rosenmayrs – ich möchte hiermit meiner Verbundenheit mit ihm Ausdruck verleihen. Ich übernahm seinen, von ihm in mehreren Studien entwickelten Zugang der Verknüpfung von Altern, Lebenslauf und Generationenbeziehungen (Rosenmayr 1980; 1983).

Aus einem Überblick über die Hauptwerke zum Generationenproblem vom 19. Jahrhundert bis heute gehen fünf Definitionen hervor.

Erstens: „Generation“ wird manchmal in der Bedeutung von „Kohorte“ verwendet und bezeichnet eine Gruppe von Menschen, die ungefähr zur selben Zeit geboren sind. Kohorte ist ein aus der Demografie stammender Begriff und bezieht sich auf Menschen, die im selben Jahr (oder in derselben Jahrgangsguppe) geboren sind, gemeinsam älter werden und spezifische Übergänge oder gesellschaftliche Änderungen (wie z. B. den Zweiten Weltkrieg) in annähernd demselben chronologischen Alter erleben. Zweitens wird der Begriff „Generation“ aus der Familienforschung abgeleitet und bezieht sich auf die Linie zwischen Großeltern, Eltern und Kind. Um diese Bedeutung zu unterscheiden, verwenden wir den Begriff der „familialen Generationen“.

der als die genealogische Sprosse auf der Leiter innerhalb der Familienlinie gefasst werden kann – Vater-/Mutter- oder Sohn-/Tochtersein. Eine dritte Bedeutung von Generation bezeichnet das Zeitmaß, das historisch die Anzahl der Jahre zwischen dem Alter des Vaters und dem des Sohnes angibt. Dieses Generationenkonzept kann man in den meisten Kulturen und in biblischen Schriften finden. Es wurde im 19. Jahrhundert verwendet, um die allgemeine Ideengeschichte (Cournot 1872) und die Geschichte des menschlichen Fortschritts (Comte 1880) zu verstehen. Es stellt jedoch ein höchst ungenaues Maß dar, da die Dauer einer Generation in diesem Sinn zwischen weniger als 20 Jahren und mehr als 40 Jahren und die durchschnittliche Generationendauer in den verschiedenen Kulturen nach dem Durchschnitt des Gebäralters und der Familiengröße schwanken kann. Die vierte, die der Soziologie am nächsten stehende Bedeutung, leitet sich aus der Theorie Mannheims ab. Karl Mannheim (1928) verband den Vorgang der Generationenbildung mit dem sozialen Wandel. Sein Argument lautete, dass Generationen sich nicht nur auf die chronologische Gleichzeitigkeit der Geburt beziehen, sondern dass diejenigen, die eine Zeit sozialer Umbrüche erleben, ein eigenes „historisch-soziales Bewusstsein“ oder eine kollektive Identität entwickeln, die ihre Einstellungen und ihr Verhalten beeinflusst und sie von den vorhergegangenen Generationen unterscheidet. Solche „historische oder soziale Generationen“ unterscheiden sich durch die gemeinsamen historischen Erfahrungen, die wiederum ihr gemeinsames Weltbild prägen. Laut Mannheim wird nicht jede potenzielle Generation notwendigerweise auch tatsächlich eine Generation. Vielmehr vermögen nur große soziale Ereignisse ein Generationenbewusstsein zu schaffen.

Meiner Meinung nach ist eine historische Generation nicht, wie es der üblichen Auffassung entspricht, nur durch herausragende historische Ereignisse gekennzeichnet, sondern durch die allmähliche Prägung im Zeitverlauf. Die Identifikation mit den Peer-Gruppen in den verschiedenen Altersstufen (in der Schule, in der Freizeit, beim Bundesheer, usw.) und die Erfahrung der gemeinsam erlebten Zeit, ihrer Moden, Filme, Musik, der kleinen Ereignisse, schaffen einen gemeinsamen Bezug und geteilte Erinnerungen. Aus dieser Perspektive betrachtet, entwickeln sich im Gegensatz zur Theorie Mannheims beständig Generationen; und zwar ungeachtet des jeweiligen Zeitabschnitts, den sie durchlaufen und ungeachtet dessen, ob sie Zeuge großer sozialer Umwälzungen oder subtilerer Formen des sozialen Wandels werden.

Es ist allgemein üblich, etwa in den Medien, eine Generation mit einem großen historischen Ereignis oder auch nur mit einer einzigen Veränderung in Verbindung zu bringen – z. B. die berühmte 1968er-Generation in Frankreich und in einigen anderen Ländern oder die „verlorene Generation“ zwischen den beiden Weltkriegen. Aber diese soziale Anerkennung einer „historischen Generation“ erfolgt *a posteriori*. Nur durch die selektive Rekonstruktion der Vergangenheit kann eine derartige Verbindung

zwischen einer Generation und einem besonderen sozialen Ereignis geschaffen werden. Dieser Prozess schließt sowohl die Erinnerung als auch das Gedenken mit ein, wobei das soziale Ereignis durch die Generation der Zeitzeugen lebendig erhalten wird; ein Beispiel dafür ist die „Widerstands“-Generation im Zweiten Weltkrieg. Dieser Prozess delegiert an eine Generation die Aufgabe, als kollektiver Zeitzeuge und als kollektives Gedächtnis der Gesellschaft zu dienen (in der Bedeutung von Halbwachs 1950). Anders ausgedrückt, entspringt das, was üblicherweise als „historische Generation“ definiert wird, der sozialen Bilderwelt und trägt zur Konstruktion eines kollektiven Gedächtnisses bei (Attias-Donfut 1988). Manche Wissenschaftler meinen, man solle für diese Bedeutung ausschließlich den Begriff der „Geburtskohorte“ anstelle von „Generation“ verwenden (Ryder 1965; Kertzer 1983; Marshall 1983). Die fünfte Definition, eine jüngeren Datums, stammt von Kohli (1996). Er beschrieb die „Wohlfahrtsgenerationen“, die Produkte des Institutionalisierungsprozesses der Gesellschaft in verschiedenen Altersstufen sind und nach den Abschnitten Bildung, Arbeit und Ruhestand definiert werden. Er unterscheidet Generationen danach, ob sie einer bezahlten Arbeit nachgehen oder nicht, welche Beiträge sie für die Sozialversicherungssysteme liefern und welche Leistungen sie erhalten. Aus der Wechselwirkung zwischen Alter und Teilhabe am Arbeitsmarkt entsteht eine Untergliederung in drei Bevölkerungsgruppen – die so genannten „Wohlfahrtsgenerationen“: Menschen im aktiven Lebensabschnitt; Menschen, die in diesen Abschnitt erst eintreten werden und jene, die diesen Abschnitt bereits hinter sich haben, weil sie sich im Ruhestand oder im vorzeitigen Ruhestand befinden. Die Mitglieder einer Wohlstandsgeneration haben eine gemeinsame ökonomische Geschichte, die bestimmend ist sowohl für die Höhe ihres Beitrags zum Wohlfahrtsstaat als auch für die Höhe der empfangenen Sozialleistungen. Das Konzept der „Wohlfahrtsgenerationen“ fasst die verschiedenen Altersgruppen zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammen, aber wir sollten bedenken, dass die Angehörigen der verschiedenen Wohlfahrtsgenerationen miteinander durch Verwandtschaft und durch verschiedene Arten von persönlichen Beziehungen verbunden sind.

## 2. Der Dreigenerationensurvey

Das Ziel des Surveys bestand darin, materielle und kulturelle Beziehungen innerhalb dreier Familiengenerationen zu untersuchen. An diesem Querschnittssurvey waren 2.000 Familien<sup>2</sup> beteiligt, in denen jeweils zumindest drei erwachsene Familienmitglieder unterschiedlichen Generationen angehörten, die allesamt in Frankreich, aber nicht unbedingt in demselben Haushalt lebten. Ein Mitglied jeder Generation wurde interviewt. Das Dreigenerationensample war um die mittlere Generation organisiert

(zwischen 49 und 53 Jahre alt), die wir als „Pivotgeneration“ oder G2 bezeichneten. In der Folge interviewten wir deren Eltern, die Älteren, G1, und deren Kinder, die Jungen, G3. Insgesamt wurden 5.000 Personen in persönlichen Interviews anhand von Fragebögen befragt. Die Interviewdauer betrug rund eineinhalb Stunden. Darüber hinaus wurde 1996 eine qualitative Studie mit einem Sample von 30 Familien (das sind 90 beteiligte Personen) durchgeführt. Die von uns untersuchten Generationen stellen aufgrund des entsprechenden Altersunterschiedes und der relativen Altershomogenität innerhalb jeder Generation außerdem drei verschiedene sozio-historische Generationen dar. Dieser empirische Ansatz ermöglicht es, sowohl den privaten als auch den öffentlichen intergenerationellen Austausch sowie den sozialen Wandel zu erforschen, der die Grundlage für die Unterschiede im Verhalten und in den Einstellungen zwischen diesen drei Generationen bildet.

### 3. Die Ergebnisse

#### 3.1 Veränderungen in den Bildungs- und den Beziehungsmustern

Diese Studie ermöglicht die Überprüfung der Hypothese, dass der Trend zur Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern eine Annäherung zwischen den Generationen voraussetzt. Zur Überprüfung dieser Hypothese nahmen wir in unseren Fragebogen Fragen zu Kindererziehungsstilen, Fragen zu Haltungen bezüglich der Erziehung von Söhnen und Töchtern und Fragen zur Arbeitsaufteilung im Haushalt zwischen den Partnern auf. Die Hauptergebnisse aus den Antworten auf diese Fragen können folgendermaßen zusammengefasst werden: Die von Müttern und Vätern angegebenen Haltungen bezüglich der Erziehung ihrer Söhne und Töchter modifizierten sich im Sinne einer gleichzeitigen Annäherung zwischen den Geschlechtern und den Generationen. So glaubten die ältesten Frauen häufiger als ihre Partner, dass es wichtiger sei, einen Sohn auf das Berufsleben vorzubereiten als eine Tochter. Im Gegensatz dazu vertraten in der darauffolgenden Generation weniger Frauen als Männer diese Meinung. Dieses neue Muster setzt sich in der jüngsten Generation fort. Die in der ältesten Generation festgestellte bevorzugende Beziehung zwischen Müttern und Söhnen wird in der darauffolgenden Generation durch die Mutter-Tochter-Bindung ersetzt. Hier gibt es bei beiden Geschlechtern einen starken Rückgang in der Bevorzugung der Söhne (46 % für G1, 29 % für G2 und 13 % für G3).

Die gegenseitige Unterstützung von Müttern und Töchtern wurde auch in anderen Studien nachgewiesen, z. B. in Jean-Pierre Terrails Studie über drei Frauengenerationen (Arbeiterinnen). Er konnte die Rolle der Mütter im Emanzipationsprozess der aus der

Arbeiterklasse stammenden Frauen aufzeigen, indem er herausarbeitete, wie die Großmütter, die selber Hausfrauen waren, den Weg für berufstätige Mütter ohne Qualifikationen und später für Mütter mit „Berufsqualifikationen“ ebneten (Terrail 1995, 113).

Die Bindungen zwischen Frauen unterschiedlicher Generationen ändern sich parallel zu den Veränderungen innerhalb der Paarbeziehungen, vor allem zu der besseren Aufteilung der Hausarbeit zwischen Ehepaaren. Diese Veränderungen wurden anhand zweier Fragenkomplexe erforscht. Der eine Fragenkomplex betrifft die Einstellungen bezüglich der erwünschten Arbeitsteilung, der andere das tatsächliche Verhalten der Paare (oder für getrennt oder verwitwet lebende Befragte, wie die Aufteilung in der Vergangenheit erfolgte). Die Antworten wurden zu den beiden Modellen „traditionell“ und „modern“ zusammengefasst. In der traditionellen Kategorie war die Arbeitsteilung sehr stark nach Geschlechtern getrennt, wobei sämtliche Hausarbeiten den Frauen zufielen. Dagegen „verdienten die Männer das Geld für den Unterhalt“, andere Aktivitäten, wie Freizeit und Erziehung, fielen in den Zuständigkeitsbereich der Frauen. Beim zweiten, „modernen“ Modell wurden die meisten Aufgaben zwischen den Partnern aufgeteilt (mehr oder weniger zu gleichen Teilen), aber die Haushaltsarbeit, vor allem das Wäschewaschen und Bügeln, blieb größtenteils eine Domäne der Frauen. Diese Erscheinungen sind wohlbekannt, und ich führe sie hier nur an, um ihre Bedeutung für die intergenerationellen Beziehungen zu betonen. Von den Großeltern bis zu den Enkelkindern entwickeln sich Prinzipien und Praxis in Richtung eines stärker gleichberechtigten Modells.

Tabelle 1:

Unterschiede zwischen den drei Generationen im Verhalten und in den Einstellungen der Paare (in Prozent)

Ältere Gen.	Verhalten		Werte	
	traditionell	modern	traditionell	modern
(n=1147)	77	23	75	25
<i>Geschlecht</i>				
Männer	68	32	79	21
Frauen	80	20	74	26
<i>Beruf</i>				
Landwirtschaft	79	21	84	16
Arbeiter	79	21	73	27
Angestellte	75	25	74	26
Management	66	34	65	35

	<i>Verhalten</i>		<i>Werte</i>	
<b>Mittlere Gen.</b>				
(n=1711)				
<i>Geschlecht</i>				
Männer	57	43	61	39
Frauen	67	33	53	47
<i>Beruf</i>				
Landwirtschaft	85	15	73	27
Arbeiter	64	36	65	35
Angestellte	62	38	57	43
Management	44	56	46	54
<b>Junge Gen.*</b>				
(n=893)	42	58	38	62
<i>Geschlecht</i>				
Männer	40	60	43	57
Frauen	44	56	34	66
<i>Beruf (der Eltern)</i>				
Landwirtschaft	47	53	53	47
Arbeiter	42	58	39	61
Angestellte	42	58	38	62
Management	41	59	30	70
haben Kinder	51	49	41	49
kinderlos	31	69	33	64

Quelle: Enquête CNAV Trois Générations 1992

\* Aus der jüngsten Generation sind nur die in Partnerschaft Lebenden berücksichtigt.

Der Anteil derjenigen, die an die moderne Paarbeziehung glauben, steigt von 25 % in G1 auf 62 % in G3, während die tatsächliche Umsetzung dieser Beziehungsform von 23 % auf 58 % steigt. Die Einstellungen der Männer sind im Allgemeinen durch alle Generationen hindurch etwas stärker traditionell geprägt als die der Frauen, das von ihnen beschriebene Alltagsverhalten ist jedoch – vor allem in der mittleren Generation – in etwas höherem Maße egalitär als das von den Frauen beschriebene. Neigen Männer



dazu, ihr Engagement im Haushalt zu überschätzen? Oder unterschätzen Frauen den Beitrag ihrer Partner? Bei der jüngsten Generation sind die Antworten von Männern und Frauen bezüglich des tatsächlichen Verhaltens im Haushalt gleichmäßiger verteilt, aber auch hier gibt es eine Abweichung von den Normvorstellungen. Die Jungen scheinen für den sozialen Wandel am empfänglichsten zu sein, obwohl sie, wie Leopold Rosenmayr (1979) herausarbeitete, nicht unbedingt Urheber dieses Wandels sind.

Welche Hauptfaktoren beeinflussen die Einstellungen und die Praxis der Aufteilung von Zuständigkeiten bei jungen Paaren? In dieser Generation kann man eine klare Trennlinie zwischen Paaren mit Kindern und kinderlosen Paaren erkennen. Paare mit Kindern sind tendenziell traditioneller. Bei ihnen verbinden sich Lebenszykluseffekte mit generationellen Effekten. Dieses Ergebnis legt das Schluss nahe, dass die Geburt von Kindern in jungen Haushalten eine Entwicklung zu traditionelleren Beziehungen begünstigt. Jedenfalls bekommen gebildete junge Menschen später im Leben Kinder und sind auch am wenigsten traditionell. Man muss also eine Differenzierung zwischen unterschiedlichen Bildungsniveaus vornehmen und jede Gruppe von Paaren auf jedem einzelnen Niveau gesondert betrachten sowie die Unterschiede zwischen kinderlosen Paaren und solchen mit Kindern herausarbeiten. Die Ergebnisse belegen, dass der Unterschied zwischen kinderlosen jungen Paaren und solchen mit Kindern erhalten bleibt. Wie die folgende Tabelle zeigt, ist dieser Unterschied in der Gruppe mit höchstem Bildungsstand am stärksten ausgeprägt.

Tabelle 2: Elternschaft und Aufgabenteilung bei jungen Paaren (in Prozent)

	<i>Bildungsstand</i>					
	<i>niedrig</i>		<i>mittel</i>		<i>hoch</i>	
Paarverhalten	kinderlos	haben Kinder	kinderlos	haben Kinder	kinderlos	haben Kinder
Geld verdienen: hauptsächlich Männer	11,4	11,8	7,5	9,8	8,2	22,2
Kindererziehung: hauptsächlich Frauen	7	8,9	4	9,2	5,6	7,4
Haushaltsführung: hauptsächlich Frauen	37,7	41,9	29,6	29,7	19,5	26
Einkaufen: hauptsächlich Frauen	20	24,6	10,2	14,8	12,8	18,6
Kochen: hauptsächlich Frauen	37,4	42,1	26,9	37,9	21,1	25,9

Soziale Klassenunterschiede wirken sich jedenfalls in dieser Lebensphase auf die jüngere Generation weniger stark aus als auf deren Eltern. In der Generation G2 bestimmt

nämlich die soziale Klasse am deutlichsten das vom jeweiligen Paar gewählte Beziehungsmodell. In ländlichen Gebieten ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung noch immer sehr stark verbreitet, jedoch in geringerem Maße bei Angestellten.

Durch alle Generationen hindurch ist eine Diskrepanz zwischen Einstellungen und Verhalten festzustellen, die sich vor allem nachteilig für die Frauen der beiden Nachfolgegenerationen auswirkt: Die Differenz zwischen dem Wunsch nach mehr Gleichberechtigung in der Paarbeziehung und tatsächlich gelebter (oder teilweise gelebter) Gleichberechtigung beträgt bei jungen Frauen 10 %, bei deren Müttern 15 % und bei den Großmüttern nur 8 %. Die Frauen der mittleren Generation, die Generation der Sechzigerjahre mit ihren Veränderungen, ist eindeutig mit der Kluft zwischen ihren Wünschen und ihrer Realität am wenigsten glücklich.

Aus den männlichen Antworten geht die gegenteilige Situation hervor: Hier besteht durch die Bank der Wunsch nach weniger Arbeitsteilung als tatsächlich geleistet wird. Die Kluft ist bei den jungen Männern am wenigsten stark und bei den ältesten mit 18% Differenz am stärksten ausgeprägt. Im Grunde wollen Männer die Hausarbeit nicht aufteilen. Der Generationeneffekt wird sicherlich durch den Einfluss des Lebenszyklus (und den Ruhestand) noch verstärkt. Zwischen den Männern der mittleren Generation und deren Söhnen besteht kein Unterschied; in beiden Gruppen liegen Werte und Verhalten um nur 3 % auseinander.

Die widersprüchlichen Haltungen von Männern und Frauen, das Festhalten an traditionellen Werten bei beiden Geschlechtern und eine gewisse Trägheit im Verhalten erklären das folgende, einigermaßen überraschende Ergebnis: Es besteht keine Korrelation zwischen dem tatsächlichen Verhalten der Eltern und dem ihrer Kinder, sei es zwischen den Ältesten und der mittleren Generation oder zwischen der mittleren Generation und den Jungen. Es gibt jedoch eine signifikante Korrelation zwischen der Einstellung der Eltern und der ihrer Kinder hinsichtlich des idealen Beziehungsmodells. In dieser Frage ist der Wertetransfer von Generation zu Generation geschlechtsabhängig: Frauen der mittleren Generation sind in weit höherem Maße von den Werten ihrer Eltern beeinflusst als Männer. Die Zustimmung der Frauen zu einem egalitären Modell steigt um 18 %, wenn der befragte Elternteil dieselbe Meinung vertritt; demgegenüber steigt die Zustimmung der Männer in derselben Situation um nur 7 %. Bei den Jungen verwischt sich dieser Unterschied zwischen Männern und Frauen, die gleichermaßen von den elterlichen Werten beeinflusst werden, wenngleich wir feststellen konnten, dass junge Männer eine Spur traditioneller sind als junge Frauen. Es gibt also eine gewisse Kontinuität auf der Ebene der Normvorstellungen, aber diese Kontinuität drückt sich nicht unmittelbar im Verhalten aus. Dieses Ergebnis steht in Widerspruch zu Analysen, denen zufolge die familiäre Prägung das Haupthindernis für die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern wäre (Kaufmann 1992). Un-

sere Daten belegen den Einfluss anderer Faktoren, die nicht den innerfamiliär vermittelten, sondern eher kollektiven Normen entsprechen – wie z. B. solchen der sozialen Klasse oder der sozialen Netzwerke des Paares. Auch die divergierenden Standpunkte von Männern und Frauen stellen ein Hindernis dar; das Paarverhalten ist das Ergebnis von Verhandlungen, durch das sämtliche übernommenen Familienmerkmale tendenziell neutralisiert werden.

Trotz der Trägheit im Paarverhalten und der unterschiedlichen Standpunkte, die Männer und Frauen einnehmen, verändern sich die Geschlechterbeziehungen in dieselbe Richtung wie die Generationenbeziehungen: Das hierarchische Modell erfährt zunehmend eine Schwächung. Es besteht eine schwach ausgeprägte Korrelation zwischen Bildungsnorm und Beziehungsmodell. Ein modernes Paar wird seinen Kindern eher eine tolerante Erziehung angedeihen lassen, während ein traditionelles Paar eher einen strengen oder strikten Erziehungsstil verfolgen wird.

Frauen erlangen mehr Gleichberechtigung in den Beziehungen. Einerseits ist diese Entwicklung auf die gestiegene intergenerationelle Solidarität zwischen den Frauen zurückzuführen, andererseits auf die weniger geschlechtsorientierten Bildungssysteme. Zu betonen ist, dass diese Form der „Komplizenschaft“ zwischen verschiedenen Frauengenerationen ein neues Phänomen darstellt. Sie steht am Beginn der großen Veränderungen innerhalb der Familie. Man kann das anhand der Arbeit und damit im Zusammenhang am neuen Modell der Großmuttertschaft erkennen.

### *3.2 Wandel in der Großelternschaft*

Das neue Modell der Großelternschaft stützt die Vorstellung, dass es einen neuen Vertrag zwischen den Frauengenerationen gebe (Attias-Donfut, Segalen 1998). Die Hälfte der mittleren Generation sind Großeltern. Diese jungen Großeltern geben ihren erwachsenen Kindern eine wichtige Hilfestellung, indem sie die Enkelkinder betreuen. Zwei von drei übernehmen Betreuungsaufgaben (das heißt, sie verbringen in Abwesenheit der Eltern Zeit mit den Enkelkindern) – entweder regelmäßig oder gelegentlich – das ganze Jahr über und häufig auch in den Ferien. 18 % der Großeltern betreuen ihre Enkelkinder ausschließlich während der Ferien. Insgesamt übernehmen 82 % der Großeltern der mittleren Generation in irgendeiner Form die Betreuung eines Enkelkindes. Diese Gruppe junger Großeltern leistet ein höheres Maß an Unterstützung als dies in der Vergangenheit bei den beiden vorhergegangenen Generationen der Fall war.<sup>3</sup>

Die Daten ergeben für die jüngste Generation eine höhere Wahrscheinlichkeit, Unterstützung zu erfahren. Welche Faktoren erklären diese Hilfestellung? Um die Hauptfaktoren herauszufiltern, haben wir eine Regressionsanalyse unter Berücksichti-

gung der Merkmale der Großeltern und der Merkmale der jungen Eltern durchgeführt. In diesem statistischen Modell<sup>4</sup> weisen wir nur die Wahrscheinlichkeit aus, mit der die befragte Person von den eigenen Eltern, nicht von den Schwiegereltern, unterstützt wird. Aus den Angaben zur Betreuungshäufigkeit (täglich, wöchentlich, monatlich usw.) wurde ein numerischer Wert generiert, der die Kontakthäufigkeit zwischen Großeltern und Enkelkindern pro Jahr angibt.

Die Wahrscheinlichkeit der Kinderbetreuung ist unabhängig davon, ob der jeweilige Großelternanteil im Arbeitsprozess steht oder nicht. Jedoch ist das aufgewendete Zeitausmaß bei berufstätigen Großeltern geringer. Gleichzeitig kommt die großelterliche Unterstützung hauptsächlich den vollzeitbeschäftigten jungen Müttern zugute, die mehr Hilfe in der Betreuung der eigenen Nachkommenschaft benötigen. Es ist bemerkenswert, dass für das Vorkommen dieser Betreuungsform die berufliche Einbindung der Jungen entscheidender ist als die Berufstätigkeit der Großmütter. Im Allgemeinen schaffen es Großmütter, Zeit mit ihren Enkelkindern zu verbringen, ob sie nun berufstätig sind oder nicht.

Ein weiterer Faktor ist die Kinderanzahl: Sowohl die Wahrscheinlichkeit als auch das Ausmaß der Kinderbetreuung für ein bestimmtes Kind sinkt mit der Anzahl der erwachsenen Kinder. Zu aktiver Großelternschaft kommt es häufiger bei Großeltern der ersten beiden Bildungsstufen, d. h. Grundschule oder Mittelschule bzw. Gymnasium. Der wichtigste Faktor ist die räumliche Entfernung, die stark negativ mit der Kinderbetreuung korreliert. Darüber hinaus *erfahren diese Form der nichtmateriellen Unterstützung hauptsächlich junge Erwachsene, die einen höheren sozialen Status aufweisen als ihre Eltern*. In diesem Fall steigt die Wahrscheinlichkeit für die Betreuung von Enkelkindern um 7,6 %, wohingegen junge Befragte, die ihren sozialen Status als geringer einschätzen als den ihrer Eltern, mit einem Minus von 11,6 % deutlich weniger nichtmaterielle Unterstützung in der Form von Kinderbetreuung erhalten.<sup>5</sup>

Und schließlich werden mit der Betreuung von Enkelkindern eher Familienstrategien verfolgt, deren Ziel der soziale Aufstieg der erwachsenen Kinder und nicht Umverteilungsprozesse sind. Generell stehen Großeltern ihren Töchtern näher als ihren Söhnen; dieses Ergebnis bestätigt die Dominanz der weiblichen Abstammungslinie mit einer bevorzugten Mutter-Tochter-Bindung innerhalb der Familie. Darüber hinaus ist die Hilfestellung, da sie vor allem den jungen Müttern zugute kommt, ein Ausdruck für die weibliche intergenerationelle Solidarität, die auf die Unterstützung der beruflichen Karriere für die neue Frauengeneration hin ausgelegt ist. Frühere Generationen kannten diese Form der Solidarität, deren Ziel darin besteht, dass Frauen einen Arbeitsplatz erobern, nicht. Sie ist der Hauptgrund für den Anstieg an Hilfeleistung von Seiten der Großmütter, trotz aller Verbesserungen im öffentlichen Kinderbetreuungssystem in Frankreich.

### 3.3 Schlussfolgerung

Die stattfindende Neudefinition der weiblichen/männlichen gesellschaftlichen Identität ist zum Konfliktfeld zwischen den Geschlechtern und den Generationen geworden. Vorhergegangene weibliche Generationen mussten ihren Platz nicht nur gegen den Widerstand der Männer, sondern auch gegen den Widerstand ihrer eigenen Mütter finden. In den Entwicklungsländern ist das auch heute noch der Fall; dort werden junge Frauen von ihren eigenen Müttern und vor allem von ihren Schwiegermüttern in das traditionelle Modell gezwungen. Heute gibt es in den schon besser entwickelten Ländern einen Trend dahingehend, Frauen in diesem neuen Modell durch besser aufeinander abgestimmte Anstrengungen aller Generationen zu unterstützen, wengleich Konflikte bestehen bleiben. Auf dem bisher von Frauen Erreichten kann dank des neuen Generationenvertrags, der hoffentlich diesen Fortschritt unumkehrbar macht, weiterhin aufgebaut werden. Die Folgen aus der Neudefinition des Geschlechterverhältnisses implizieren die Notwendigkeit, eine neue Balance zwischen Staat und Familie zu finden. Erstmals wurde in Frankreich ein „Vaterschaftsurlaub“ gesetzlich festgelegt; Väter können nunmehr bei der Geburt eines Kindes einen fünfzehntägigen, von der Sozialversicherung bezahlten Urlaub antreten und sich ganz dem Familienleben widmen. Das ist ein Anfang in der sozialen Anerkennung der häuslichen Männerrolle im Familienleben. Erst die Beobachtung der nachfolgenden Generationen wird es uns erlauben, die wahre Natur des Fortschritts in der Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern zu beurteilen. Denn nicht nach Ereignissen oder Jahren, sondern nur im Generationenmaßstab können wir empirisch wirklich messen, was gegenwärtig ein Trend ist.

#### Anmerkungen

- 1 Unter den zahlreichen Publikationen Leopold Rosenmayrs zu diesem Thema siehe z. B. „Relations entre Générations et Changement social“, *Revue et Société*, n° 24, Decembre 1998.
- 2 Dieser Survey wurde 1992 von Cnav und Insee (Nationales Institut für Statistik und Wirtschaftsforschung in Frankreich) mit einem aus den Daten der Volkszählung gezogenen Sample durchgeführt und von C. Attias-Donfut geleitet.
- 3 Französische Großeltern sind in die Betreuung ihrer Enkelkinder in stärkerem Maße eingebunden als beispielsweise britische Großeltern (Dench, Ogg, Thomson 1999).
- 4 Siehe Tabelle Anhang 1.
- 5 Wir konnten auch feststellen, dass mit der Anzahl der Enkelkinder die Betreuungswahrscheinlichkeit steigt, wengleich das für jedes einzelne Enkelkind aufgewendete Zeitausmaß geringer ist.

Übersetzung aus dem Englischen von Gerda Geyer

## Anhang 1: Betreuung der Enkelkinder von Seiten der mittleren Generation

Variablen	Wahrscheinlichkeit der Kinderbetreuung			Ausmaß der Kinderbetreuung (Log)		
	Koeffizient $\tau$	t-Wert	Effekt	Koeffizient $\tau$	t-Wert	Effekt
<i>Konstante</i>	1.180	2.61		3.586	3.79	
<i>Merkmale der mittleren Generation</i>						
<i>Weibliche Befragte</i>	0.304	3.48	**	0.793	4.34	**
<i>Verheiratet</i>	0.320	2.97	*	0.735	3.18	*
<i>Anzahl der Kinder</i>						
Mit Enkelkind(ern)	-0.090	-2.67	*	-0.226	-3.10	**
Alleinlebend und keine Enkelkinder	-0.075	-1.69		-0.147	-1.55	
Nicht alleinlebend und keine Enkelkinder	-0.063	-1.95		-0.127	-1.86	
<i>Bildung</i>						
Kein Schulabschluss	0	-		0	-	
Grundschule	0.283	2.68	*	0.701	3.20	**
Mittelschule/ Gymnasium	0.238	2.15	*	0.524	2.27	*
Bakkalaureat	0.058	0.32		0.361	0.97	
Hochschulabschluss/ Postgraduale Ausbildung	-0.145	-0.73		-0.221	-0.52	
<i>Befragte berufstätig</i>	-0.088	-0.99		-0.379	-2.08	
<i>Ehegatte berufstätig</i>	-0.059	-0.69		-0.153	-0.86	
<i>Einkommen (10E-4)</i>	0.120	1.94		0.132	1.10	
<i>Besitz (10E-5)</i>	0.161	2.43	*	0.328	2.39	*
<i>Merkmale der Jungen Generation</i>						
Weiblich	0.204	2.20	*	0.539	2.83	*
Kind d. Ehepaars d. mittl. Gen.	0.195	1.77	*	0.512	2.12	*
<i>Alter</i>	-0.066	-4.75	**	-0.145	-4.99	**
<i>Familienstand</i>						
<i>Alleinstehend</i>	0.466	2.57	*	1.315	3.60	**
Lebensgemeinschaft	-0.051	-0.53		-0.031	-0.16	
Verheiratetes Paar	0	-		0	-	

Variablen	Wahrscheinlichkeit der Kinderbetreuung			Ausmaß der Kinderbetreuung (Log)		
	Koeffizient $\tau$	t-Wert	Effekt	Koeffizient $\tau$	t-Wert	Effekt
Anzahl der Kinder	0.113	1.95		0.108	0.88	
<i>Bildung</i>						
Grundschule	0	-		0	-	
Mittelschule/ Gymnasium	-0.149	-1.25		-0.295	-1.19	
Bakkalaureat	-0.126	-0.80		-0.340	-1.07	
Hochschulabschluss/ Postgraduale Ausbildung	-0.233	-1.43		-0.482	-1.42	
<i>berufstätig</i>	0.243	2.34	*	0.545	2.51	*
<i>Ehepartner berufstätig</i>	0.134	1.17		0.415	1.73	
<i>Räuml. Entfernung von den Eltern (10E-2)</i>	-0.156	-9.60	*	-0.453	-11.95	
<i>Subjektive soziale Mobilität</i>						
Gleich wie die Eltern	0	-		0	-	
Besser als die Eltern	0.198	2.17	*	0.386	2.07	*
Schlechter als die Eltern	-0.300	-2.28	*	-0.643	-2.28	*
nicht eindeutige Antwort	-0.208	-1.33		-0.451	-1.34	
<i>Sigma</i>	2.583	35.03				
Anzahl der Beobachtungen	1,263	1,263				
Anzahl der jungen Hilfempfänger	750	750				
Log likelihood	-722.84	-2,158.46				

Quelle: Survey CNAV „Trois Générations“ 1992, 38 (nach Attias-Donfut, Wolff 2000).

Anmerkung: Probitanalyse der Entscheidung zur Kinderbetreuung von Seiten der mittleren Generation und Tobitanalyse des Kinderbetreuungsausmaßes.

## Literatur

- Attias-Donfut, C., *Sociologie des générations. L'empreinte du temps*. Paris 1988.
- Attias-Donfut, C., Arber, S., *Equity and Solidarity across the Generations*, in: Arber, S., Attias-Donfut, C. (Eds.), *The Myth of Generational Conflict: The Family and State in Ageing Societies*. London 2000, 1–21.
- Attias-Donfut, C., Segalen, M., *Grands-parents. La famille à travers les générations*. Paris 1998.
- Attias-Donfut, C., Wolff, E.-C., *The Redistributive Effects of Generational Transfers*, in: Arber, S., Attias-Donfut, C. (Eds.), *The myth of generational conflict: The Family and State in Ageing Societies*. London 2000, 22–46.
- Comte, A., *Cours de philosophie positive*, IV, leçon 51. Paris 1908 (1st ed. 1880).
- Cournot, A. A., *Considérations sur la marche des idées*. Paris 1973 (1st ed. 1872).
- Dench, G., Ogg, J., Thomson, K., *The Role of Grandparents*, in: Jowell, R., Curtice, J., Park, A., Thomson, K., *British Social Attitudes*, 16th report. Ashgate 1999.
- Halbwachs, M., *La Mémoire Collective*. Paris 1950.
- Kaufmann, J. C., *La trame conjugale. Analyse du couple par son linge*. Paris 1992.
- Kertzner, D. I. (1983), *Generation as a Sociological Problem*, in: *American Sociological Review*, 9 (1983), 125–149.
- Kohli, M., *The Problem of Generations: Family, Economy, Politics*. Collegium Budapest, Public lecture series (1996).
- Mannheim, K., *Das Problem der Generationen*, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7 (1928), 157–185 und 309–330.
- Marshall, V., *Generations, Age Groups and Cohorts: Conceptual Distinctions*, in: *Canadian Journal on Aging*, 2 (1983), 51–61.
- Rosenmayr, L., Allerbeck, K., *Youth and Society*, in: *Current Sociology*, 2/2–3 (1979).
- Rosenmayr, L., *Achievements, Doubts and Prospects of the Sociology of Aging*, in: *Human Development*, 23/1 (1980), 46–62.
- Rosenmayr, L., *Les étapes de la vie*, in: *Communications*, 37 (1983), 89–104.
- Rosenmayr, L., *Relations entre Générations et Changement social*, in: *Retraite et Société*, 24 (Decembre 1998).
- Ryder, N., *The Cohort as a Concept in the Study of Social Change*, in: *American Sociological Review*, 30 (1965), 843–861.
- Terrail, J. P., *La dynamique des générations. Action individuelle et changement social (1968/1993)*. Paris 1995.







**Christoph Reinprecht**  
**Das Afrika der Individuen –**  
**Die malische Jugend zwischen Individualisierung und Marginalisierung**

*1. Einleitung*

Der folgende Beitrag befasst sich mit der Bedeutung der Individualisierung für die Jugend in der westafrikanischen Republik Mali. Das Afrika der Individuen, über das berichtet wird, stellt sich dabei als ein Afrika der Ambivalenz vor: als ein Afrika brüchiger Identitäten und Traditionen, in dem vor allem die in den städtischen Agglomerationen heranwachsende Jugend sich in zunehmendem Maße an modernen Lebensstilen und Vorstellungen orientiert, ohne sich von den Normen und Wertvorstellungen der traditionellen Gemeinschaft völlig entbinden zu können. In den Städten des subsaharischen Afrika scheint die Lebenswirklichkeit der Jugend in vielfältiger Weise durch eine „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“ charakterisiert: Während immer mehr junge Menschen, vor allem jene, die über eine höhere Ausbildung verfügen, nach Selbstverwirklichung und individualisierter Lebensführung streben, behauptet das Kollektiv seine traditionelle Vorrangstellung gegenüber dem Einzelnen; trotz Lockerung der familiären Beziehungen bleiben in den von ökonomischer Unsicherheit und sozialer Desorganisation geprägten städtischen Umwelten die Großfamilie und die ethnische Gemeinschaft wichtige Quellen von Solidarität; obwohl die Bilder der globalisierten Konsumkultur zunehmend von den Wünschen und Ideen der Jugendlichen Besitz ergreifen, behalten im tagtäglichen Überlebenskampf die lokalen Denkweisen und Gewohnheiten hohe Relevanz.

Diese widerspruchsvolle und konfliktreiche Realität der malischen Jugend soll im Folgenden unter Bezugnahme auf die Ergebnisse einer Befragung von jungen Maliern diskutiert werden, die Anfang der Neunzigerjahre unter jungen Männern aus stark divergierenden Universen durchgeführt wurde (vgl. Rosenmayr 1995). Befragt wurden dabei einerseits Schulabgänger aus Bamako, der Hauptstadt Malis, die als „Diplomés“ bezeichnet werden und zu Beginn der Neunzigerjahre maßgeblich am Sturz des Diktators Moussa Traoré beteiligt waren; andererseits so genannte „Débrouillards“, junge Männer ohne Schulabschluss, viele von ihnen ohne jede Schulbildung und ländlicher Herkunft, die als Tagelöhner, Markthelfer oder fliegende Händler ihren Lebensunterhalt verdienen.<sup>2</sup> Welche Wechselwirkung, so lautete die zentrale Forschungsfrage, besteht zwischen den „objektiven Möglichkeiten“ der Jugendlichen – ihren ökonomischen, sozialen, kulturellen und symbolischen Ressourcen – und den „subjektiven Chancen“ zur Verwirklichung der durch den sozialen Wandel angefachten Unabhän-

gigkeitswünsche? In welchem Maße fördert Bildung die Individualisierung der Lebensentwürfe? Und welche Rolle spielt sie bei der Bewältigung von Arbeitslosigkeit?

## 2. Jugend als gesellschaftlicher Akteur

In „*Die Schnüre vom Himmel*“ beschreibt Rosenmayr, wie in den Städten Malis der soziale Wandel bei den Heranwachsenden zu einer „*Ich-Verselbstständigung samt einem dazugehörigen Bewußtsein der Abgrenzung*“ führt: „*Diese Individualisierung ist Voraussetzung für Erfolg auf dem Markt oder in der Schule oder bei einem anderen (gegenüber dem segmentären Gesellschaftssystem) enttraditionalisierten Wissenserwerb. Die Kontakte mit dem Markt, der Schule, der modernen Politik oder den Medien verstärken kreislaufartig ihrerseits die aus der ökonomischen und sozialen Situation der Stadt sich ergebende Individualisierung*“ (Rosenmayr 1992, 85). Hinsichtlich der Bewertung dieser Entwicklung zeigt sich Rosenmayr skeptisch. So heißt es einleitend zu den Studien über „Jung und Alt im afrikanischen Kulturwandel“: „*Wir treffen die Jugend im Spannungsfeld von einerseits Unabhängigkeitswünschen und eigenen Ablösungstendenzen und andererseits dem integrativen ‚Griff der Sippe‘ an, um ihre eigene Konsistenz zu erhalten, bzw. durch soziale Bindungspolitik – über den Einfluß auf die Eheschließungen – ihre Macht zu mehren und so Konsistenz zu sichern, bemüht sich die Sippe um diesen ‚Griff‘. Die Jungen, mögen sie auch das Risiko eines Abdriftens in eine Marginalisierung damit auf sich nehmen, suchen sich – vor allem in der Stadt, teilweise aber auch bereits in den Dörfern – zunehmend diesem Griff der Sippen zu entziehen. Welche alternativen Orientierungen und Institutionen, wenn überhaupt, sie dann vorfinden oder akzeptieren werden, bleibt ungewiß.*“ (Rosenmayr 1995, 17)

Es ist wichtig, den zeithistorischen Kontext dieser Individualisierungstendenzen zu sehen. In Mali führten 1991 Massenproteste von städtischen Jugendlichen zum Sturz des alten Regimes unter Moussa Traoré. Der Diktator hatte, nachdem er 1968 mittels Staatsstreich an die Macht gehievt worden war, eine Herrschaft aus afrikanischem Staatssozialismus und traditioneller Verfügungsmacht der Sippe etabliert. Unter den jungen Männern und Frauen, die gegen dieses auf erzwungener Unmündigkeit und Fügsamkeit gegenüber Staat und Sippe beruhende System politischer und familiärer Herrschaft rebellierten, waren überdurchschnittlich viele arbeitslose Absolventen höherer Schulen, die mit ihrem Protest ihren Anspruch auf Mitsprache in Politik und Familienverband, auf politische und persönliche Freiheit als Bürger ebenso wie in Bezug auf die Realisierung des eigenen Lebensentwurfs zum Ausdruck brachten.

Die Revolte der jungen Städter war freilich vielfach nicht so sehr durch weltanschauliche Ideale als vielmehr durch Frustrationen aufgrund von Arbeitslosigkeit und versperrten Aufstiegschancen motiviert. Bis 1983 hatten Absolventen höherer Schu-

len Anspruch auf eine Stelle in der öffentlichen Verwaltung: Das Ausbildungszertifikat verlieh Position, Ansehen und Zugang zur Elite. Als es infolge der chronischen Krise in Wirtschaft, Politik und Verwaltung ab Mitte der achtziger Jahre für immer weniger Diplomierte möglich wurde, eine ihrer Ausbildung entsprechende Arbeit zu finden, kam es schlagartig zu einer Entwertung des Bildungskapitals: Außerhalb des öffentlichen (und des nur wenig entwickelten modernen) Sektors erwiesen sich Bildung und Schulabschluss für die soziale Platzierung als immer weniger nutzbringend, wenn nicht sogar als nachteilig. So wurde innerhalb weniger Jahre aus einer gesellschaftlich privilegierten eine von sozialer Deklassierung und Marginalisierung bedrohte Gruppe, in der aber zugleich die über die Scholarisierung vermittelten modernen Orientierungen und individuelles Anspruchsverhalten – sei es in Bezug auf die Teilhabe am politischen Leben, Demokratie und gerechte Chancenverteilung wie auch auf Selbstständigkeit gegenüber Sippe und traditioneller Macht – weiter lebten.

Diese Erfahrung beeinflusste nachhaltig das Lebensgefühl und die Lebensentwürfe der jungen Städter. Davon betroffen waren auch das Verhältnis zur Elterngeneration (so kam es zu einer Zunahme und Verdichtung der Konflikte) sowie die Beziehungen zu den Gleichaltrigen aus nicht-scholarisierten Milieus sowohl dörflicher als auch städtischer Provenienz. Wie ist vor dem Hintergrund dieser Entwicklung – zunehmender Unabhängigkeitsdrang bei immer mehr Risiken einerseits, wachsende Disparitäten zwischen den jugendlichen Lebenswelten auch innerhalb der städtischen Umwelten andererseits – die Bedeutung des Konzepts der Individualisierung einzuschätzen?

### 3. Zum Konzept der Individualisierung im Kontext afrikanischer Entwicklung

Das Konzept der „Individualisierung“ bezieht sich auf die Freisetzung des Individuums aus „*traditionalen Klassenbedingungen und Versorgungsbezügen der Familie*“ (Beck 1986, 116) unter den Bedingungen eines entwickelten und sozialstaatlich abgesicherten Arbeitsmarktes. Wie Ulrich Beck herausgearbeitet hat, wird unter diesen Voraussetzungen der Einzelne zum Zentrum der eigenen Lebensplanung und Lebensführung, zum Akteur seiner „*marktvermittelten Existenzsicherung und der darauf bezogenen Biographieplanung und -organisation*“ (a. a. O., 119). Die Enttraditionalisierung der Lebensformen vollzieht sich auf allen Ebenen, von der Arbeitswelt bis hin zur Familie und zu den Beziehungen zwischen Generationen und den Geschlechtern. Wie Beck betont, ist diese Aufhebung der herkömmlichen Rollen und Abhängigkeiten nicht gleichzusetzen mit Freiheit oder Emanzipation, sondern bedeutet Entbindung aus Traditionszusammenhängen bei gleichzeitig verstärkter Abhängigkeit von Markt, Konsum und den sozialrechtlichen Regelungen des modernen Wohlfahrtsstaats.

Wie unschwer zu erkennen ist, operiert das Individualisierungskonzept mit Voraussetzungen, die auf die Situation in den Gesellschaften Afrikas südlich der Sahara nur bedingt übertragbar sind. Im afrikanischen Kontext vollzieht sich Individualisierung als Entflechtung agrarisch-ständischer Lebensformen unter den Bedingungen schwacher Industrialisierung und eines durch Informalisierung geprägten Arbeitsmarktes bei weitgehendem Fehlen eines wohlfahrtsstaatlichen Arrangements. Auch wird der Einzelne nur bedingt zum Zentrum seiner Lebensführung: Die afrikanischen Gesellschaften sind auch heute noch stark von einer Vorrangstellung des Kollektivs gegenüber dem Individuum geprägt, d. h. die traditionelle Gemeinschaft und Sippe beanspruchen Dominanz gegenüber dem Subjekt, auch wenn der durch Verstädterung, Technisierung und westlichen Konsum indizierte soziale Wandel die traditionellen Formen der Vergemeinschaftung erheblich unter Druck setzt.

Überlegungen zum sozialen Wandel segmentärer Gesellschaften gehen auf Durkheims berühmte, 1893 erschienene Schrift *„De la division du travail social“* zurück. Durkheim ging davon aus, dass das Individuum gegenüber dem Kollektiv in dem Maße gestärkt werde, in dem mit der Durchsetzung moderner Staatlichkeit, von Industrialisierung und urbaner Lebensform die Differenzierung der Gesellschaft vorangetrieben werde. Es ist dies ein wohlbekanntes Bild der Moderne: dass sowohl das Ausmaß an Freiheit als auch jenes an „organischer“ Einbindung der Einzelnen in die Gesellschaft gleichermaßen zunehmen. Im Unterschied zu den als segmentär und hierarchisch strukturiert gedachten traditionellen Gesellschaften wird die Moderne als strukturell heterogen charakterisiert. Erst die Moderne ermöglicht soziale Mobilität, also eine Freisetzung des Einzelnen am Arbeits- und Heiratsmarkt, und Selbstbestimmung. Zwar kennt, wie Rosenmayr schreibt, auch die segmentäre Gesellschaft den Wunsch des Einzelnen, als Person hervorzutreten; die Freiheiten werden jedoch, *„rangordnungsmäßig gestuft und zugebilligt. Man kann sie sich nicht als Subjekt nehmen.“* (Rosenmayr 1995, 122) Da der Einzelne kraft seiner sozialen Stellung wahrgenommen und geschätzt wird – in der Rangordnung der Geschlechter ebenso wie in jener der Altersgruppen –, wird jedes Heraustreten des Einzelnen aus dieser Rangordnung – etwa der Jungen gegenüber den Alten, der Frau gegenüber dem Mann – als Gefährdung der sozialen Ordnung wahrgenommen und unterdrückt. Vor diesem Machtanspruch des Kollektivs schien bislang auch die wohl wirkungsmächtigste Idee der Moderne, der Individualismus, zu kapitulieren (Marie 1997; Chabel, Daloz 2000).

Aus der Perspektive der Durkheim'schen Theorie ließe sich die These formulieren, dass mit fortschreitender Modernisierung der Gruppenzwang abnimmt, während Individualisierung und Desegmentierung zunehmen (vgl. Vuarin 1997, 20). In der Tat unterliegen die segmentären Sozialformen in den Gesellschaften Afrikas südlich der Sahara einem Erosionsprozess und bewirkt der Strukturwandel eine stärkere Betonung des

Ich gegenüber dem Wir. Dieser Wandel erfolgt freilich alles andere als linear. So sind in den flächenmäßig sich rasch ausbreitenden städtischen Agglomerationen Westafrikas familiäre und ethnische Zugehörigkeiten hoch funktional für die Integration des einzelnen Individuums, das zugleich aber gezwungen ist, sich als Person stärker zu exponieren, um im tagtäglichen Überlebenskampf bestehen zu können. Individualisierung würde so gesehen primär nicht Ich-Verselbstständigung und Zugewinn an Subjektivität, sondern wachsende personale Exponiertheit bedeuten. Gleichwohl ist unübersehbar, dass mit fortschreitender Modernisierung das individuelle und selbst verantwortete Handeln gegenüber den von der Sippe und Ethnie auferlegten Identitäten und Rollen an Bedeutung gewinnt und die Bindungen an die lokalen Gemeinschaften „*schon deshalb unzulänglich [sind], weil keine Gemeinschaft mehr unabhängig von nationalen und internationalen sozialen Zusammenhängen existiert*“ (Demele 1989, 137).

Ein Beispiel aus der eigenen Forschung soll die Widersprüchlichkeit der Situation illustrieren: In Bamako haben jugendliche Diplomés seit Anfang der Neunzigerjahre ein flächendeckendes System der Abfallbeseitigung aufgebaut, das mit einfachen technischen Mitteln die Entsorgung des privaten Hausmülls durchführt (vgl. dazu Chevron, Reinprecht, Traoré 2002). Wie in anderen afrikanischen Städten stellt auch in der Hauptstadt Malis der rapide anwachsende Abfall ein ernst zu nehmendes ökologisches Problem dar: Der Müll wird meist unkontrolliert auf wilden Deponien gelagert, was für Hygiene und Gesundheit ein Risiko darstellt. Mit ihrer Initiative reagierten die arbeitslosen Diplomés einerseits auf die Untätigkeit der städtischen Verwaltung, andererseits schufen sie Arbeitsmöglichkeiten und damit eine Lösung für ihre eigene Misere. Sie gründeten Kleinunternehmungen, so genannte „Groupements d'Intérêt Economique“ (GIE), und investierten in ein den lokalen Gegebenheiten angemessenes Equipment aus Eseln und Karren, die von Arbeitern bedient werden. Was wie eine simple Form der Müllsammlung aussieht, erweist sich bei näherer Hinsicht als hochkomplexe Aufgabe. Die Jugendlichen müssen unternehmerisches Geschick aufbringen (die Müllbeseitigung muss sich auch ökonomisch „rechnen“), zugleich die betroffene Bevölkerung sensibilisieren (ohne deren Aktivierung keine Lösung des Müllproblems möglich ist) und sowohl mit der Stadtverwaltung (deren Ressourcen für eine „moderne“ professionelle Müllbehandlung notwendig sind) als auch den Repräsentanten der traditionellen Clanordnung (die über eine erhebliche informelle Macht verfügen und ohne deren Zustimmung die Bevölkerung moralisch nicht zu verpflichten ist) und den Akteuren im informellen Wirtschaftssektor kooperieren, denen traditionell die Sammlung und Wiederverwertung von Müll obliegt. Nicht zuletzt aufgrund ihrer vermittelnden Rolle zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren und („traditionellen“ und „modernen“) Milieus tragen die Jugendlichen zur Bildung eines translokalen und transethnischen Gemeinwesens – und damit auch von Urbanität im modernen

Sinn – bei. Dies ist eine Voraussetzung dafür, dass Müll als kollektives Gut angesehen wird, dessen Behandlung im Interesse aller liegt, und zwar jenseits partikularer Zugehörigkeiten (Wane 1997).

Mit ihrer Tätigkeit befinden sich die jungen Diplomierten in Übereinstimmung mit den Zielsetzungen internationaler Konferenzen (wie Rio 1992 oder Johannesburg 2002) und Organisationen, von welchen sie teilweise auch finanzielle Unterstützung erhalten. Andererseits erschweren die lokalen institutionellen Bedingungen (Klientelismus in Wirtschaft und Verwaltung) und strukturellen Voraussetzungen (große Teile der Bevölkerung leben in Armut) die Umwandlung ihrer Initiativen in moderne, professionell agierende und rentable Wirtschaftsbetriebe. Wirtschaftliche Stagnation und Behinderungen seitens der Verwaltung demotivieren die jungen Unternehmer; viele empfinden ihre Tätigkeit in Relation zu ihrer Ausbildung als minderwertig. Blockiert werden die Erfolgchancen ihrer Projekte aber auch durch die lebendigen Strukturen der segmentären Gesellschaft, welche die Entstehung von Gemeinsinn in der Bevölkerung ebenso hemmen, wie sie auch die jugendlichen Unternehmer selbst an ihre traditionellen Rollen und Vorstellungen (etwa in Bezug auf den Umgang mit Müll) oder lokalen Identitäten (was die Entstehung eines urbanen Bewusstseins blockiert) rückbinden. Die Situation erfordert komplexe Lösungen: Nur wenn es gelingt, eine Strategie zu entwickeln, die sowohl den lokalen Gegebenheiten angepasst als auch zugleich für den internationalen Wissens- und Technologietransfer offen ist, haben die Initiativen der jungen Diplomierten auch längerfristig eine realistische Überlebenschance.

#### *4. Die widersprüchliche Bedeutung von formaler Bildung im Entwicklungsprozess*

Die Gründung der GIEs steht in engem Zusammenhang mit den politischen Änderungen in Mali Anfang der Neunzigerjahre. Von der ADIDE, einer Art Interessenvereinigung von jungen arbeitslosen Diplomierten, ins Leben gerufen, dokumentieren sie das Bestreben der jungen Bildungselite, das erworbene Bildungskapital unter den Bedingungen eines nicht funktionierenden Arbeitsmarktes gesellschaftlich nutzbringend einzusetzen. Bildung wird hier als eine entscheidende Produktivkraft gesellschaftlicher Entwicklung gesehen: Bildung, so die Erwartung, schaffe die Voraussetzungen für eine effizientere und rationale Organisation von Wirtschaft und Gesellschaft; sie sei grundlegend für die Erweiterung der Handlungsautonomie, für die Entzauberung traditioneller Denkweisen und Herrschaftsverhältnisse, nicht zuletzt für die Entbindung des Einzelnen aus verpflichtender Gemeinschaft.

Wie in vielen Entwicklungsgesellschaften war auch die Bildungspolitik im post-



kolonialen Mali von diesem (modernisierungstheoretischen) Paradigma geprägt. Nach dem Ende der französischen Kolonialherrschaft (1960) wurden verstärkt Maßnahmen zur Alphabetisierung der Massen sowie zum Ausbau des Systems formaler Bildung gesetzt, und anfangs schien es, als gelänge es tatsächlich, die Analphabetenrate zu senken und den Anteil der scholarisierten Kinder zu erhöhen. Doch auf die „*bildungspolitische Illusion der Sechzigerjahre*“ (Mbembe 1985, 35) folgte bald die Ernüchterung: Zwar nahm langfristig die Zahl der Kinder in den Grundschulen absolut gesehen weiter zu, insgesamt war die Einschulungsrate aber ebenso rückläufig wie die öffentlichen Ausgaben und Investitionen (vgl. Demele 1989). In Mali etwa sank zwischen 1980 und 1989 die Scholarisierungsrate, Koranschulen ausgenommen, in der Grundstufe (7- bis 12-Jährige) von 25 % auf 22 % (Mädchen 16 %) und in der Sekundarstufe von 8 % auf 7 % (Mädchen 4 %), mit deutlichen Unterschieden hinsichtlich der regionalen Verteilung. Zur gleichen Zeit sank der Anteil der alphabetisierten Bevölkerung auf 20 % und unter Frauen sogar auf 10 % (Ministère de l'Éducation 1991; UNDP 1992; World Bank 1993). Die seitens der internationalen Kreditgeber wie der Weltbank eingeforderte Privatisierung des Schulwesens ist widersprüchlich zu bewerten. So erhöhte sich zwar die Einschulungsrate in den Grundschulen; mit einem Wert von 25 % im Jahre 1993 lag Mali aber nach wie vor deutlich hinter den anderen westafrikanischen Staaten (zum Vergleich betrug 1993 die Einschulungsrate in Niger 29 %, in Burkina Faso 38 % und in Senegal 59 %; vgl. World Bank 2001); zugleich nahm der Einfluss lokaler und regionaler sowie vor allem auch religiöser Interessen und Gruppierungen auf die Erziehung zu – sowohl im Grundschulbereich als auch im Bereich der höheren Bildung.

Was waren die Ursachen für diese Entwicklung? Kinyanjui (1994) sieht drei hauptsächliche Faktoren: Zum einen die demografische Entwicklung; so hat das subsaharische Afrika aufgrund der rasanten Zunahme des Anteils der Kinder und Jugendlichen – in Westafrika sind fünfzig Prozent der Bevölkerung jünger als 15 Jahre – die am stärksten steigende Schulpopulation der Welt. Zum zweiten die chronische ökonomische Schwäche der immer wieder von schweren Dürre- und Hungerkatastrophen betroffenen Staaten der Sahelzone, die kaum in der Lage sind, die erforderlichen Mittel für die notwendigen Investitionen im Bildungsbereich aufzubringen. Zum dritten die postkoloniale Bildungspolitik, die, wie in vielen anderen Entwicklungsländern, den Grundschulbereich tendenziell vernachlässigte, die prestigeträchtigen höheren Schulen hingegen überproportional förderte, ohne dabei jedoch auf die Erfordernisse des lokalen Arbeitsmarktes Rücksicht zu nehmen.

Die Folgen dieser Entwicklung waren gravierend: Die Befürchtung, nach abgeschlossener Ausbildung keine geeignete Arbeit zu finden, führte „zu *Desinteresse an der Schule und unzureichenden Leistungen, frühzeitigen Abgängen oder, seitens der Eltern, zu Verweigerungen der Einschulung von Kindern im schulfähigen Alter*“ (Demele, Schöller,

Steiner 1989, 120). Besonders betroffen von dieser Entwicklung waren sozial und ökonomisch benachteiligte Gruppen, vor allem Mädchen und Kinder aus ländlichen Regionen: Für sie wurde der Zugang zum Bildungssystem noch schwieriger, während jene (wenigen), die überhaupt zu höherer Bildung Zugang und einen entsprechenden Arbeitsplatz finden konnten, noch stärker privilegiert wurden als bisher (Brenner 1994). Gleichzeitig sanken aufgrund des strukturellen Mangels an ausbildungsadäquaten Arbeitsplätzen in Industrie, Handel oder Verwaltung für einen immer größeren Teil der Schulabgänger trotz Zertifikat die Chancen, das Bildungskapital in entsprechende Berufs- und Statuspositionen umzuwandeln (Mbembe 1985). In Mali führte der wirtschaftliche Aufschwung in den Neunzigerjahren zu einer gewissen Verbesserung der Situation; nach wie vor aber sind Analphabetismus und niedrige Einschulungsraten deutlich stärker als im Durchschnitt des subsahariellen Afrika: So beträgt Ende der Neunzigerjahre nach Angaben der UNESCO die Analphabetenrate unter den über 15-Jährigen über 60 % (subsaharielles Afrika: 39 %); die Scharisierungsrate liegt im Grundschulbereich bei knapp 49 % (subsaharielles Afrika: 78 %) und unter den Mädchen sogar nur bei unter 40 % (subsaharielles Afrika: 71%); und die Einschulungsrate im Sekundarbereich beträgt knappe 13 % (Mädchen 8 %; für das subsaharielle Afrika belaufen sich die Werte auf 27 % bzw. für Mädchen 25 %).

Die Arbeitslosigkeit unter der städtischen Jugend strapaziert auch die Beziehungen im Familienverband und führt zu Konflikten zwischen Alt und Jung (Rosenmayr 2001). Zum einen leiden die Familien unter sinkendem Einkommen. Zum anderen wird insbesondere das Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen belastet. Unterschiedliche Erwartungen prallen hier aufeinander: Während die Väter die mangelnde Bereitschaft ihrer Söhne beklagen, auch weniger qualifizierte oder schlecht entlohnte Arbeit anzunehmen, lehnen die Jugendlichen eine solche Arbeit auch deshalb ab, weil sie eine Stärkung ihrer Abhängigkeit von der Familie befürchten. *„In den Augen der Jungen würde diese weniger qualifizierte Arbeit die Gefahr mit sich bringen, der Macht der Eltern und der älteren Clanoberhäupter erneut und vielleicht noch stärker unterworfen zu werden.“* (a. a. O.)

### 5. Bildung als Motor sozialer Differenzierung und Individualisierung

In der Republik Mali mit ihrer außerordentlich niedrigen Scharisierungsrate im Sekundarbereich sind es vor allem die ökonomisch besser gestellten Familien, die ihren Kindern eine Teilhabe am weiterführenden Bildungssystem ermöglichen (und die Folgen von Arbeitslosigkeit besser abfedern können). So stammen die im Rahmen der Forschungen von Rosenmayr befragten Absolventen höherer Schulen zumeist aus Fa-

milien mit einem höheren sozioökonomischen Status: Bei 52 % der Diplomierten ist der Vater im modernen Sektor (als Angestellter) oder in der Verwaltung (als Beamter) beschäftigt, unter den Gelegenheitsarbeitern ist dies nur bei 15 % der Fall. Und während nur 4 % der Gelegenheitsarbeiter im Haushalt ein Auto zur Verfügung haben, ist dies bei 35 % der Diplomierten der Fall. Die Unterschiede in den Lebensbedingungen sind teilweise auch auf Stadt-Land-Differenzen zurückzuführen. So wohnen 83 % der Gelegenheitsarbeiter, aber nur 32 % der Diplomierten in einem traditionellen Lehmhaus; die Mehrheit der Diplomés lebt in Häusern mit moderner Betonbauweise. Dass Bildung ein wichtiges Kriterium sozialer Differenzierung ist, zeigt sich auch an der Verfügbarkeit von Bildungskapital in der Herkunftsfamilie. So kommen 32 % der Diplomierten aus scholarisierten Elternhäusern, während dies nur auf 6 % der Gelegenheitsarbeiter zutrifft.

Auch in Mali investieren Eltern in die Schulausbildung ihrer Kinder, um ihnen sozialen Aufstieg zu ermöglichen. Und in der Tat macht der Erwerb von „*institutionalisiertem Bildungskapital*“ (Bourdieu 1983, 189) die jungen Schulabgänger zu Angehörigen einer kleinen privilegierten Minderheit. Der symbolische Wert von Bildungszertifikaten nahm unter den Bedingungen des Systemwandels der Neunzigerjahre noch zu, da Demokratisierung und Modernisierung bzw. Reform von Wirtschaft und Verwaltung die traditionellen Formen der Rekrutierung von Machtpositionen (Klientelismus und Familismus) zumindest teilweise delegitimierten. Zwar können aufgrund der Arbeitsmarktkrise viele Absolventen keinen entsprechenden Job finden; zugleich aber hat Chancen auf eine höhere soziale Position nur, wer eine entsprechende höhere Ausbildung vorzuweisen hat. Der hohe symbolische Wert von (formalen) Bildungsabschlüssen wird durch bildungspolitische Maßnahmen wie etwa die Vergabe von Stipendien, die zeitweise doppelt so hoch waren wie das offizielle Mindesteinkommen, noch zusätzlich gesteigert. Da die jungen Diplomierten eine adäquate Positionierung in der sozialen Hierarchie anstreben, verhalten sie sich auch bei der Arbeitssuche selektiv. Ihr Verständnis von Arbeit (und Arbeitslosigkeit) unterscheidet sich grundsätzlich von jenem der gleichaltrigen Gelegenheitsarbeiter, die zur Sicherung ihrer bloßen Existenz gezwungen sind, nahezu jede Arbeit anzunehmen. Diplomierte definieren Arbeit stärker im modernen Sinn als regulär entlohntes dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis; sie zeigen sich deshalb auch, was die Art der Arbeit betrifft, wählerischer, wobei dieses höhere Anspruchsverhalten durch die größeren ökonomischen Ressourcen der Herkunftsfamilie zusätzlich begünstigt wird. Und sie betrachten sich subjektiv oft auch dann als arbeitslos, wenn sie vorübergehend am informellen Sektor einer ihrer Ausbildung nicht entsprechenden Beschäftigung – sei es zur Befriedigung eigener Konsumbedürfnisse oder zur Aufbesserung des Einkommens der sie meist alimentierenden Familie – nachgehen.

In den Einstellungen der Diplomierten zu Arbeit und Berufstätigkeit drückt sich ein Wandel in Richtung „modernerer“, stärker ich-bezogener Werte und Lebensinhalte aus, wie sie durch das Bildungssystem gefördert werden. Diese durch Bildung bewirkte Modernisierung und Individualisierung der Einstellungen und Verhaltensweisen bringt die Jugendlichen allerdings zugleich in Konflikt mit ihren Eltern. Ein guter Indikator für die Zurückweisung elterlicher Bestimmungsmacht ist die von der Tradition geforderte Fügsamkeit der Kinder hinsichtlich der Partnerwahl. Während sich im traditionellen Kontext die jungen Männer und Frauen in Bezug auf die Wahl des künftigen Ehepartners den Wünschen der Eltern bzw. Sippe unterwerfen, wächst mit zunehmendem Bildungsgrad der Anspruch auf Selbstbestimmung. Nur 16 % der Absolventen höherer Schulen geben an, dass ihre Eltern über die Wahl der Partnerin entscheiden; im Unterschied dazu sind die meisten jungen Gelegenheitsarbeiter von den Entscheidungen ihrer Eltern abhängig. Sowohl die stärker vom dörflichen Milieu geprägten Mentalitäten als auch der geringere Bildungsgrad sind hier von Bedeutung. So geben 90 % der aus den im Nordosten des Landes gelegenen ländlichen Regionen um Bankass zugewanderten Gelegenheitsarbeiter an, dass ihre Eltern die Partnerwahl treffen; bei den Gelegenheitsarbeitern, die aus der südlich von Bamako gelegenen Region um die Provinzstadt Koutiala kommen, sagen dies 63 %, bei den aus Bamako stammenden Gelegenheitsarbeitern 41 %. Welche bedeutende Rolle die Alphabetisierung spielt, zeigt sich daran, dass unter den in der Stadt lebenden Gelegenheitsarbeitern, die über keine Kenntnisse im Schreiben und Lesen verfügen, 66 % berichten, dass ihre Eltern über die Wahl der Partnerin entscheiden, während dies bei jenen mit Kenntnissen in Schreiben und Lesen auf 41 % zutrifft.

Einen weiteren Anhaltspunkt für den höheren Individualisierungsgrad von Jugendlichen mit Schulbildung liefert die Frage, in welchem Ausmaß die Eltern die berufliche Laufbahn ihrer Kinder determinieren. Die Aussage „Ich lasse mich in Hinblick auf meine künftige Karriere von den Vorstellungen meiner Eltern leiten“ wurde von 22 % der Diplomierten bejaht, im Unterschied zu 32 % der Gelegenheitsarbeiter aus Bamako und 56 % bzw. 50 % der Jugendlichen aus Koutiala bzw. Bankass. Auch hier zeigt sich ein starker Einfluss des Alphabetisierungsgrads auf die Akzeptanz der elterlichen Verfügung über den eigenen Lebenslauf. So akzeptieren 31 % der aus städtischen Gegenden kommenden alphabetisierten Gelegenheitsarbeiter die Verfügungsmacht der Eltern, während dies 66 % der gänzlich analphabetischen städtischen Jugendlichen für richtig halten. Besteht für die jungen Diplomierten keine Möglichkeit für eine Lebensführung, in der sie die neuen Werte integrieren können, wachsen Ambivalenz-Druck und Entfremdungsgefühle, und davon sind insbesondere auch die Beziehungen innerhalb der Familie und zwischen den Generationen betroffen.

Nicht zuletzt aufgrund der Erfahrung von Arbeitslosigkeit und des damit verbun-

denen Risikos einer Entwertung ihrer Qualifikationen verfügen die jungen Diplomés über eine realistischere Einschätzung des Nutzens von Bildung für den sozialen Aufstieg, während Gelegenheitsarbeiter zu einer Mystifizierung von Bildung neigen. So meint ein Drittel der Absolventen, Ausbildung sei ein gutes Mittel gegen Arbeitslosigkeit, gegenüber 37% der Gelegenheitsarbeiter aus Bamako, 62% jener aus Koutiala und 57 % jener aus Bankass. Auch hinsichtlich der sozialen Aufstiegswünsche zeigen sich die Absolventen desillusioniert: 39 % meinen, die Schule helfe, ein (ökonomisch) besseres Leben als das der Eltern zu führen – gegenüber 43 % der Gelegenheitsarbeiter aus Bamako und 74 % jener aus Koutiala bzw. Bankass. Ähnliche Ergebnisse zeigen sich in Bezug auf die Meinung, Schulbildung helfe, ein höheres Einkommen zu erzielen. Diese Auffassung wird von den Gelegenheitsarbeitern aus den ländlichen Herkunftsregionen stärker bejaht als von den Jugendlichen aus Bamako. Alles in allem bestätigt sich, dass mit zunehmendem Alphabetisierungsgrad der Nutzen von moderner Bildung und Schulbesuch relativiert, d. h. realistischer eingeschätzt wird. Nicht alphabetisierte Jugendliche (aus der Gruppe der Gelegenheitsarbeiter) neigen hingegen zu einer Überbewertung der in Schulen vermittelten Fertigkeiten: Von der Schule erhofft und erwartet man sich nicht nur sozialen Aufstieg (71 % verglichen mit 42 % der Alphabetisierten) und finanziellen Nutzen (66 % gegenüber 41 %), sondern auch die Abwendung von Arbeitslosigkeit (60 % im Unterschied zu 33 %).

Andererseits halten, abseits ihrer nüchternen Einschätzung, die jungen Diplomés an der Vorstellung von vertikaler sozialer Mobilität und individuellem Aufstieg fest. Bei den Gelegenheitsarbeitern dominiert hingegen das Streben nach horizontaler Mobilität, d. h. die Suche nach adäquaten Formen einkommenssichernder Beschäftigung. Die Gelegenheitsarbeiter wissen, dass sie in ihrem derzeitigen im informellen Sektor ausgeübten Beruf zwar nur über beschränkte Aufstiegschancen, wohl aber Übertrittschancen zu alternativen, vielleicht auch lukrativeren Beschäftigungen verfügen. Demgegenüber orientieren sich die meisten Absolventen, vor allem jene, die keiner Arbeit nachgehen, an dem durch Bildungsinstitutionen und Diplomerwerb genährten Wunsch nach einer Karriere innerhalb des erlernten Berufes. Dass in dieser Einstellung auch eine passive Haltung vieler Diplomés zum Ausdruck kommt, kann man daran erkennen, dass auf die Frage, welche Aktivitäten zur Erzielung der beruflichen Ambitionen unternommen würden, zwei Drittel der Absolventen, die mehr oder weniger regelmäßig einer Arbeit nachgehen, über entsprechende Aktivitäten berichteten, während unter den arbeitslosen Diplomierten mehr als 60 % angaben, diesbezüglich nichts zu unternehmen. In diesem Zusammenhang ist auch die spezifische Reaktion vieler Diplomierter auf die Unmöglichkeit, den erworbenen Titel in eine entsprechende soziale Statusposition umzuwandeln, zu sehen. Die Folgen des Auseinanderdriftens von objektiv Möglichem und subjektiv Erwünschtem sind nämlich häufig nicht Inaktivität,

Frustration oder politische Radikalisierung, sondern ein Streben nach noch mehr Bildung. So würden 61 % der Absolventen gerne „zum Studium“ ins Ausland gehen wollen, aber nur 25 %, um „viel Geld zu verdienen“; und nur eine Minderheit von 9 % verbindet den Gedanken, ins Ausland zu gehen, mit der Absicht, einen Beruf zu erlernen, der auch in eine Position am Arbeitsmarkt konvertierbar ist. Demgegenüber wäre bei 77-81 % der Gelegenheitsarbeiter das Materielle das entscheidende Motiv.

Im Unterschied zu den zur Überlebenssicherung auf Gelderwerb unmittelbar angewiesenen *Débrouillards* scheint also die motivationstheoretische Hypothese, dass, aufgrund der unmittelbaren Gratifikation durch Einkommen, die Arbeit zumeist der Schule vorgezogen wird, für die Absolventen höherer Schulen von geringerer Bedeutung. Es scheint für sie „rationaler“ zu sein, weiter zu studieren und symbolisches Bildungskapital zu akkumulieren, als ein Handwerk zu erlernen oder eine Arbeit zum unmittelbaren Gelderwerb anzunehmen. Die konkreten Lebensumstände scheinen dafür in den meisten Fällen günstig, da die meisten arbeitslosen Absolventen in hohem Maße mit einer finanziellen Alimentierung seitens der Familie rechnen können. Bei Ausgaben des täglichen Bedarfs können 46 % der Diplomierten, die zum Zeitpunkt der Befragung beschäftigungslos waren, auf das Geld der Familie zurückgreifen, bei „besonderen Ausgaben“ sind es sogar 54 %. Gelegenheitsarbeiter erhalten in der Regel keine oder nur sehr geringe Zuwendungen seitens ihrer Familie.

### *6. Wachsender Ambivalenzdruck prägt die Generation der heute Heranwachsenden*

Mit der Revolution von 1991 wurde ein von einem wirtschaftlichen Aufschwung begleiteter und durch diesen begünstigter Demokratisierungsprozess in Gang gesetzt. Die 1992 erfolgte Wahl von Alpha Oumar Konaré zum ersten demokratischen Präsidenten Malis markierte einen weiteren entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der jungen Republik. Wer seitdem das Land bereist hat, weiß um die tief greifenden Veränderungen. Für viele Reformen im öffentlichen Bereich, die in der Folge Platz gegriffen haben, zeichnet jene Bildungselite verantwortlich, die Anfang der Neunzigerjahre die Demokratisierung des Landes erkämpft hatte und nunmehr in leitende Positionen in Staat und Wirtschaft aufrücken konnte. Durch die Krise von Ausbildung und Arbeitsmarkt in eine paradoxe, nämlich gleichermaßen privilegierte wie marginalisierte Situation geworfen, hatten sich die *Diplomés* Anfang der Neunzigerjahre Gehör zu verschaffen versucht: als Individuen mit Ansprüchen an das eigene Leben, stets nach einer Perspektive suchend, die die bestehende Unordnung transzendiert, weil diese Befangenheit in Ambivalenz bedeutet. Doch rasch wurde erkennbar, dass sich das

Beharrende von Traditionen und Mentalitäten nicht ohne weiteres außer Kraft setzen lässt, sondern in den Individuen selbst weiter lebt. Mit dieser Erfahrung gibt die einst revoltierende Jugend der Entwicklung ihres Landes eine besondere Prägung, und sie rahmt damit auch die Perspektive der heute Heranwachsenden.

Der dynamische politische und soziale Wandel, von dem Mali seit Anfang der Neunzigerjahre erfasst ist, hat die Lebenschancen für junge Menschen vergrößert, den Ambivalenzdruck aber nicht verringert. Dementsprechend widersprüchlich erweist sich die Stimmungslage der Jugendlichen. So zeigt sich einerseits ein geradezu demonstrativer Optimismus: Bei einer knapp vor der Jahrtausendwende unter 6.000 Jugendlichen in Bamako, Abidjan und Douala durchgeführten Umfrage äußerten 77 % einen festen Glauben an die Zukunft Afrikas, 71 % zeigten sich überzeugt, dass es ihnen persönlich materiell besser gehen wird als ihren Eltern, zwei Drittel glaubten an ihre erfolgreiche berufliche Laufbahn. Am meisten Sorgen bereitete den befragten Jugendlichen ihre Ausbildungssituation (75 %), die Arbeitslosigkeit beunruhigte 37 %, nur 2 % der Befragten machte die Armut Angst (CADE 2000). Andererseits erleben die jungen Menschen, dass die gewonnenen Freiheiten und Aufstiegschancen jenseits der angestammten Bindungen und Hierarchien – im politischen und ökonomischen Bereich ebenso wie in Bezug auf die Wahl des Partners – durch problematische Traditionen blockiert werden: Klientelismus, Korruption und die Intransparenz der Herrschaftsverhältnisse bestimmen trotz der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Öffnung des Landes den Alltag. Die Kluft zwischen den zunehmend an modernen Inhalten orientierten Lebenszielen und den Schwierigkeiten, diese zu verwirklichen (etwa einen Job ohne Beziehungen zu finden), ist für viele eine entmutigende Erfahrung; Apathie und Fatalismus, aber auch ein defensiver Rückzug in traditionelle Glaubensvorstellungen oder den Islam sind Reaktionsweisen auf diese Situation. Doch es scheint, als wirke auch hinsichtlich dieser Widersprüche die Situation der malischen Jugend als ein Spiegel der „zerrissenen Welt des Sozialen“ (A. Honneth) in den Gesellschaften Afrikas südlich der Sahara.

#### *Anmerkungen*

- 1 Ich entlehne den Titel dem gleichnamigen, von Alain Marie herausgegebenen Buch „L’Afrique des individus“, das 1997 bei Karthala, Paris, erschienen ist.
- 2 Insgesamt wurden 640 Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren befragt. Darunter waren 240 Absolventen einer höheren Schule (sie hatten zu jeweils einem Drittel eine Berufsschule bzw. eine mittlere oder höhere Fachschule besucht) sowie 400 Gelegenheitsarbeiter aus der Hauptstadt Bamako (100 Befragte), der im Süden des Landes gelegenen Stadt Koutiala (150 Befragte) und aus Bankass, einem kleinen Garnisonstädtchen hart an der Grenze zu Burkina Faso (150 Befragte); eine tabellarische Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse findet sich in Rosenmayr 1995.

## Literatur

- Beck, U., *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/Main 1986.
- Bourdieu, P., *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Kreckel, R. (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderheft 2*. Göttingen 1983, 183–198.
- Brenner, L., *Youth as Political Actors in Mali*. London 1994.
- CADE, *La Lettre de la Coordination pour l'Afrique de Demain*, 33, Janvier 2000.
- Chabal, P., Daloz, J.-P., *Africa Works, Disorder as Political Instrument*. Oxford 2000.
- Chevron, M.-E., Reinprecht, Ch., Traoré, G. (Hrsg.), *Umwelt und Urbanität in Westafrika*. Frankfurt/Main 2002.
- Demele, I., Schöller, W., Steiner, R., *Modernisierung oder Marginalisierung. Investierbarer Überschuss oder kulturelle Transformation als Grundlage der Entwicklung*. Frankfurt/Main 1989.
- Graham-Brown, S., *Education in the Developing World: Conflict and Crisis*. New York 1991.
- Kinyanjui, K., *African Education. Dilemmas, Challenges & Opportunities*, in: Himmelstrand, U., Kinyanjui, K., Mburugu, E. (Hrsg.), *African Perspectives on Development*. London 1994, 280–295.
- Marie, A. (Hrsg.), *L'Afrique des individus*. Paris 1997.
- Mbembe, A., *Les jeunes et l'ordre politique en Afrique Noire*. Paris 1985.
- Ministère de l'Éducation Nationale de la République du Mali, *Table ronde nationale sur l'éducation de base pour tous, d'ici à l'an 2000. Rapport final*. Bamako 1991.
- Reinprecht, Ch., *Objektive Möglichkeiten – subjektive Chancen: Zur Diskrepanz von Bildungssystem und Arbeitsmarkt im subsaharischen Afrika im Lichte ausgewählter Ergebnisse der Untersuchung in Mali 1994*, in: L. Rosenmayr, Jung und Alt im afrikanischen Kulturwandel. Empirische Studien zum Veränderungspotenzial im Entwicklungsprozess. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Wien 1995, 78–114.
- Rosenmayr, L., *Die Schnüre vom Himmel. Forschung und Theorie zum kulturellen Wandel*. Wien 1992.
- Rosenmayr, L., *Jung und Alt im afrikanischen Kulturwandel. Empirische Studien zum Veränderungspotenzial im Entwicklungsprozess. Unveröffentlichter Forschungsbericht*. Wien 1995.
- Rosenmayr, L., *Alte Menschen in Afrika. Tradition und Wandel im Licht von soziologischen und sozialmedizinischen Studien*. Novartis-Foundation 2001 ([www.healthandage.com/html/res/aging\\_in\\_africa\\_ger/](http://www.healthandage.com/html/res/aging_in_africa_ger/)).
- UNESCO, *Education for All. Report from the Sub-Saharan African Zone: Assessment of Basic Education in Sub-Saharan Africa*. Harare 2000.
- UNHCS, *The State of the World's Cities Report*. New York 2001.
- UNDP, *Human Development Report*. New York, Oxford 1992.
- Vuarin, R., *Un siècle d'individu, de communauté et d'État. Une lecture sociologique: Durkheim, Dumont, Mafesoli, Elias*, in: Marie, A. (Hrsg.), *L'Afrique des individus*. Paris 1997, 19–52.
- Wane, H.-R., *Contribution à une approche des défis de la gestion urbaine au Sahel*, in: *Pop Sahel*, 26 (1997), 30–33.
- World Bank, *Sub-Saharan Africa. From Crisis to Sustainable Growth*. New York 1993.
- World Bank, *A Chance to Learn. Knowledge and Finance for Education in Sub-Saharan Africa*. Washington 2001.



**Franz Böhmer**  
**Aufgaben der Prävention in der Gerontologie**

*1. Problemstellung*

Das Altern ist der wichtigste Bevölkerungswandel, der sich gegenwärtig vollzieht und jeden Menschen, jede Gesellschaft, die Wirtschaft und das Sozialsystem sowie das Gesundheitsversorgungssystem berührt. Altern in unserer Gesellschaft bedeutet etwas anderes als Altern zu Zeiten unserer Eltern und Großeltern.

Im Alter krank, hilflos oder betreuungsbedürftig zu werden, ist zwar kein neues Lebensrisiko, die Zahl derer, die diesem Risiko ausgesetzt sind, hat sich aber erheblich vergrößert.

Beim gegenwärtigen Stand der Altersforschung wissen wir jedoch noch sehr wenig über das Potenzial des Einzelnen und das der Gesellschaft, sich den mit dem Alter und einem wachsenden Altenanteil an der Bevölkerung verbundenen Veränderungen anzupassen. Im Vergleich mit anderen Lebensstufen, etwa der Kindheit oder der Jugend, ist das Alter eine in der menschlichen Zivilisation noch relativ wenig ausdifferenzierte Lebensphase (Baltes, Mittelstraß 1992, 698).

Bei der Behandlung Älterer wird der Arzt immer wieder selbst auch mit Fragen zum eigenen Altern, Angst vor Krankheiten, Sterben und Tod konfrontiert. Die Vielzahl der Erkrankungen können den Arzt verwirren, entmutigen, ihn zur Hilflosigkeit erstarren und an seinen therapeutischen Fähigkeiten zweifeln lassen.

Die Grenzen eines zu eng gesetzten medizinischen Denkens und Handelns sind dabei rasch erreicht (Hirsch, Bruder, Radebold, Schneider 1992, 23).

Es ist unumstritten, dass wir alle einmal sterben, niemand stirbt jedoch am Alter an sich, sondern wir alle sterben an Krankheiten. Somit ist die Beschäftigung mit Prävention, Diagnostik und Therapie von Krankheiten im höheren Lebensalter von großer Bedeutung.

Im Allgemeinen gelingt es dem Arzt bei jüngeren Patienten, aus den Einzelheiten der Anamnese, einer klinischen Untersuchung sowie aus den Ergebnissen laborchemischer, bildgebender und eventuell endoskopischer Verfahren zu einer einzigen abschließenden Diagnose zu gelangen. Beim alten Menschen wird dies nur in seltenen Fällen gelingen, da wir es in der Geriatrie fast ausschließlich mit Patienten zu tun haben, die gleichzeitig an mehreren Krankheiten oder mehreren Leiden laborieren. Diese Multimorbidität ist es, die in der geriatrischen Praxis die richtige Deutung und Zuordnung von Symptomen erheblich erschweren kann (Neumayr 1992).

Im höheren Alter nimmt die Zahl der Gebrechen und Krankheiten zu; sind es in

der Lebensspanne zwischen 65 und 69 Jahren 9 % der Bevölkerung, die sieben oder mehr körperliche Beeinträchtigungen aufweisen, so steigt der Anteil bei den über 80-Jährigen auf über 30 % (Kruse, Nikolaus 1992, 14 f.).

Parallel dazu wächst der Anteil von Menschen, die nicht mehr in der Lage sind, ihr Leben eigenverantwortlich zu gestalten, auf fremde Hilfe angewiesen sind, mit zunehmendem Alter pflegebedürftig werden und in Heimen leben.

## *2. Der geriatrische Patient*

Ein geriatrischer Patient ist also ein biologisch älterer Patient, der durch altersbedingte Funktionseinschränkungen bei Erkrankungen akut gefährdet ist, zur Multimorbidität neigt und bei dem ein besonderer Handlungsbedarf in rehabilitativer, somatopsychischer und psychosozialer Hinsicht besteht (Zentraleuropäische Arbeitsgemeinschaft geriatrisch-gerontologischer Gesellschaften 1990).

Der geriatrische Patient ist durch verschiedene Merkmale charakterisiert:

- sein biologisches Alter
- sein Leiden an mehreren Erkrankungen
- eine veränderte, oft unspezifische Symptomatik
- verlängerte Krankheitsverläufe und eine verzögerte Genesung
- veränderte Reaktion auf Medikamente
- Demobilisierungssyndrome
- psychosoziale Symptome (Bruder, Lucke, Schramm, Tews 1991, 13)

Die Multimorbidität (Schubert 1974) des alternden Menschen bedeutet zwar, dass mit zunehmendem Alter häufiger mehrere Krankheiten gleichzeitig angetroffen werden, nicht aber von vornherein, dass diese auch gleichzeitig behandlungsbedürftig sind. Vielmehr ist es notwendig, Schwerpunkte zu setzen und in einem medikamentösen Ordnungsprinzip bestimmten Erkrankungen und Krankheitssituationen in der Intensität einer Therapie und besonders in der zeitlichen Reihenfolge den Vorzug zu geben. Oft zeigt sich dann, dass begleitende Erkrankungen, die konsekutiv klinisch manifest wurden, in die Latenz verschwinden und nicht mehr behandlungsbedürftig sind (Schubert, Störmer 1992).

Die Geriatrie fordert eine Behandlungshierarchie für eine sinnvolle altersgemäße Therapie. Notwendig ist dies für die Gesamtheit aller Behandlungsbemühungen. Ein Kranker leidet unter seinem Befinden, nicht unter den Befunden, die über ihn gemacht wurden. Dieses Befinden wird geprägt durch Lebensbiografie, Möglichkeiten der Bewältigungsformen von Belastungen und Adaptionsverhalten auf der somati-

schen, psychischen und sozialen Ebene sowie deren enge, prozesshafte Verknüpfungen. Dem älteren Patienten dürfte jedoch weniger „seine Multimorbidität“ wichtig sein, für ihn sind „sein Husten“, „seine Hüfte“ schmerzhaft oder einschränkend und damit aktuell von Bedeutung.

Die Einstellung der Ärzte trägt wesentlich zur Bewältigung der Multimorbidität bei. Der Arzt ist aufgrund seiner Erfahrung bei der Behandlung akuter Krankheiten geneigt, das Ziel aller medizinischen Maßnahmen in der Senkung der krankheitsbedingten Mortalität zu sehen. Ziel aber muss vor allem die Senkung der Morbidität sein, mit der Folge, dass die altersabhängigen chronischen Krankheiten erst in späteren Lebensabschnitten manifest werden und möglicherweise dadurch die Krankheitsphase verkürzt wird.

Ohne Zweifel korrelieren Krankheit und Alter, ebenso wie Pflegebedürftigkeit, nicht zwangsläufig. „Altern ist immer ein individuelles Schicksal“.

Dies ändert nichts daran, dass mit zunehmendem Alter mehr zu diagnostizierende und zu behandelnde Krankheiten festzustellen sind und bei den Hochbetagten die Pflegebedürftigkeit ganz massiv zunimmt.

Für den klinischen Bereich scheinen folgende Interessenschwerpunkte auch in Zukunft von Bedeutung zu sein:

- Identifizierung von Risikofaktoren für Krankheitsmanifestation und -verlauf
- Einfluss der Risikofaktoren auf den Krankheitsverlauf (Frage der Kompression der Morbidität)
- Ausschaltung oder Abschwächung von Risikofaktoren durch Umstellung der Lebensweise und durch Medikamente
- Entwicklung und Prüfung neuer Pharmaka zur Beeinflussung chronischer Krankheiten des Alters
- Erforschung der Bedeutung des sozialen Umfeldes auf Diagnose, Verlauf und Therapie der Alterskrankheiten
- Einfluss von übergeordneten Regulationssystemen auf den Ablauf von Alterskrankheiten (Böhmer 2000)

Im letzten Jahrhundert haben wir quantitativ relativ viel an Lebenserwartung gewonnen, aber wir haben diese gewonnenen Jahre qualitativ noch nicht wirklich zu gestalten vermocht. Die Gesundheit kann mit dem immer höher werdenden Alter noch nicht Schritt halten. Daher sind in den Diskussionen über das Alter(n) die Themen Krankheit und Pflegebedürftigkeit zunehmend und massiv präsent.

Ob unter dem Blickwinkel der Kostenentwicklung im Gesundheitswesen, bei der Betrachtung der demografischen Entwicklung oder bei der Diskussion über mehr Lebensqualität im Alter – stets werden die „Gesundheitsförderung auch für Ältere“, sowie die „Vermeidung von Alterspflegebedürftigkeit“ als wichtige gesamt-gesellschaft-

liche Anliegen behandelt. Dabei wird immer mehr auch anerkannt, dass diese Aufgabe keineswegs allein nur der Medizin zugewiesen werden darf.

Was ist nun vom Gesundheitswesen bzw. von der Gesellschaft zu fordern, wenn wir aus der Einbahnstraße mit immer mehr Kosten und immer mehr Leiden bei fortschreitender durchschnittlicher Lebenserwartung ausbrechen wollen? An dieser Stelle wird gerne von Sozial- und Gesundheitspolitikern das Schlagwort „Gerontologie“ ins Spiel gebracht. Mit dem Schlagwort Geriatrie/Gerontologie ist der Zweig der Gesundheitsberufe angesprochen, der sich mit der

- Gesundheitsförderung
- Prävention
- Diagnostik
- Therapie und Rehabilitation

zur Vermeidung von Pflegebedürftigkeit, befasst.

Alterspolitik muss daher mehr sein als Renten- und Pflegepolitik, gesundheitspolitische Weichenstellungen bedürfen verstärkt der Berücksichtigung von Prävention und Rehabilitation.

### *3. Prävention*

Unser Ziel heißt: „Gesund alt werden“. Die Geriatrie hat eine sehr wichtige Rolle in der Prävention. Sie sieht doch eigentlich alles an Krankheiten, was durch rechtzeitige Prävention hätte vermieden werden können.

#### *3.1 Primärprävention*

Zur Gesundheitsförderung und Gesundheitsvorsorge vor dem Eintritt einer Erkrankung gehören:

- Aufklärungsstrategien
- verhaltensändernde Maßnahmen
- Maßnahmen des Gesundheitsschutzes
- Seniorenvorsorge
- Unfallvermeidung
- Impfberatung
- Ernährungsberatung
- Aktivität im Alter
- Bewegungstraining

Will man die Gesundheit bis ins hohe Alter hinein erhalten, muss man bereits in jungen Jahren in die Gesundheit investieren. Wir können die zunehmend chronisch-degenerativen Erkrankungen und ihre Konsequenzen, die im hohen Alter zur Krankenhauseinweisung führen, nicht alleine durch kurative Medizin verringern. Es besteht eine Selbstverantwortung des Einzelnen, nicht nur für die Gestaltung seines Lebens, sondern auch für die Erhaltung seiner geistigen und körperlichen Gesundheit. Nur eine breit angelegte, intensive und frühzeitige Aufklärung der Bevölkerung kann die Einstellung dem Alter gegenüber verändern.

Dies bedeutet, mit entsprechenden Aufklärungsaktionen nicht erst auf die bereits Älteren abzielen, sondern bereits in jüngeren und mittleren Lebensjahren damit zu beginnen. Für Verhaltensveränderungen gilt weiterhin – und dies dürfte ebenfalls auf alle Altersgruppen gleichermaßen zutreffen – dass sie am ehesten dort zu erreichen sind, wo ein entsprechendes Bewusstsein hinsichtlich der Notwendigkeit sich zu ändern, besteht.

### *3.2 Sekundärprävention*

Sie beabsichtigt eine Früherkennung von Krankheit mit dem Ziel der günstigen Beeinflussung des Verlaufs. Trotz des signifikanten Rückgangs der Mortalität durch koronare Herzerkrankung und Schlaganfall, bleiben kardiovaskuläre Erkrankungen nach wie vor die häufigste Todesursache in industrialisierten Ländern. Es ist daher anzunehmen, dass therapeutische Interventionen, welche das Entstehen kardiovaskulärer Erkrankungen verhindern oder deren Fortschreiten bremsen, Mortalität und Morbidität weiter senken können.

Schon in der Framingham-Studie wurde erkannt, dass für kardiovaskuläre Erkrankungen beim alten Menschen dieselben Risikofaktoren wirksam sind wie im mittleren Erwachsenenalter, auf welches sich ein Großteil der Präventionsstudien bezieht (Kannel, Gordon 1978, zit. nach Murphy, De-Mots 1984).

Die atherosklerotische Gefäßerkrankung ist in der Geriatrie nicht als normaler Altersprozess aufzufassen, sondern als eine Kumulation des Einflusses von atherogenen Risikofaktoren:

- Rauchen
- Hypertonie
- Diabetes mellitus
- Hyperlipidämie
- körperliche Inaktivität (begünstigt auch die Osteoporose, daher nicht nur mehr Bewegung in der Kardiologie, sondern auch in der Geriatrie)
- Übergewicht

- psychosoziale Faktoren
- Sozialkontakte

Im Alter ändern sich jedoch Häufigkeit und Wertigkeit der klassischen Risikofaktoren der Atherosklerose gegenüber jüngeren Menschen. Rauchen und Hyperlipoproteinämie verlieren ihre gravierende Bedeutung für die Entwicklung der koronaren Herzkrankheiten (KHK), in den Vordergrund treten arterieller Hochdruck und Glucoseverwertungsstörungen (Donat 1996). Alter „per se“ kann nicht als Kontraindikation für eine medikamentöse Primär- oder Sekundärprävention gelten. In den Zeiten einer koronaren Bypass- und Klappenchirurgie im achten Lebensjahrzehnt muss Primär- und Sekundärprävention im siebten Lebensjahrzehnt ein Thema sein, wo doch gezeigt wurde, dass durch Risikosenkung innerhalb von weniger als zwei Jahren nachweisbar günstige Effekte auf die Mortalität entstehen können.

### *3.3 Tertiärprävention*

Die Tertiärprävention zielt auf die Verhinderung von Rezidiven und die Feststellung und Versorgung von Krankheitsfolgen und Behinderung. Die überwiegende ärztliche Aufgabe bezieht sich heute mehr oder weniger auf den multimorbiden, betagten Patienten, der durch seine unterschiedlichen Krankheitsbilder kurzfristig von Abhängigkeit bedroht ist. Auch die Diagnose und Therapie typischer geriatrischer Probleme wie Depression, Demenz, Inkontinenz und Sturz mit Ursache und Folgen gehören zur Tertiärprävention.

Bereits 1975 hat Bernhard Isaaks bei seiner Antrittsvorlesung für den Geriatrielehrstuhl in Birmingham vier Giganten der Geriatrie definiert, die die Pflegebedürftigkeit begünstigen:

- immobility
- instability
- incontinence
- intellectual impairment

In der Zwischenzeit wurden weitere Giganten dieser Liste hinzugefügt, wie z. B. Isolation und iatrogene Arzneimittelwirkung. Alle diese Giganten haben folgende gemeinsame Eigenschaften:

- chronischer Verlauf
- Verlust der Unabhängigkeit
- multiple Ursachen
- keine einfachen Behandlungsmöglichkeiten

### 3.4 Prävention von Stürzen

Der erste Sturz eines älteren Menschen ist meistens nicht zu verhindern. Nach diesem ersten Sturz muss es allerdings vorrangiges Ziel sein, jeden weiteren Sturz zu verhindern. Die Prävention beginnt schon damit, dass jeder ältere Patient, der auch nur den Verdacht auf einen Sturz aufweist, wie zum Beispiel ein Hämatom, nach einem eventuellen Sturz befragt werden muss. Sollte ein Sturz tatsächlich bekannt werden, dann muss er immer ernst genommen werden bzw. darf kein Sturz bagatellisiert werden (Tragl 1999, 268).

Beim derzeitigen Stand der Vorsorgemedizin ist es allerdings unrealistisch, alle jene älteren Menschen, welche ein Risiko für Stürze und Frakturen tragen, erfassen zu können. Selbst in der Gruppe gefährdeter Personen wird es viele geben, welche den Sturz absichtlich verschweigen oder auch nur unabsichtlich nicht berichten und sich damit einer Erfassung entziehen. Bei allen gestürzten Patienten, die erfasst werden, müssen systematisch alle möglichen exogenen und endogenen Risikofaktoren kontrolliert werden. Tatsächlich sollten nach einem Sturz eines betagten Menschen sowohl seine Wohn- und Lebensverhältnisse, wie auch sein Gesundheitsstatus gründlich untersucht werden.

Aus dem Bett aufstehen, sich hinsetzen oder vom Sessel erheben, das Gehen und Wenden etc. sind alltägliche Verrichtungen, die eine Präzision der Balance voraussetzen. Koordination ist für den jungen Menschen selbstverständlich, für den alten, oft multimorbiden Patienten allerdings bedeutet das Fehlen der Koordination Sturzgefahr, und selbst durch die Angst vor Stürzen kommt es zur Gefährdung der Selbstständigkeit und der Eigenversorgung und damit zur Abhängigkeit von Fremdhilfe. Der Aktionsradius, die sozialen Kontakte und die damit verbundene intellektuelle Herausforderung werden allmählich eingeengt. Eine Störung der Balance manifestiert sich zu allererst im Gangbild mit seinen fein abgestimmten Bewegungsabläufen. Das unkoordinierte Bewegen ist entweder reversibel oder verschlechtert sich allmählich bis hin zur kompletten Immobilität, gleichbedeutend mit endgültigem Pflegestatus.

Neben den körperlichen Sturzfolgen sind die psychischen Effekte von großer Bedeutung für Lebensstil und Lebensqualität. Die Furcht, erneut zu stürzen, führt bei einem Viertel der Gestürzten zu einer selbstaufgelegten Inaktivität (Tinetti 1996, 787; Murphy, Isaaks 1982, 265). In einer prospektiven Untersuchung waren es 40% der Stürzenden, die nach einem Sturz ihre Aktivitäten wenigstens zeitweilig einschränkten (Grisso 1992, 673). Bei 40 % der Gestürzten, die in einer Notaufnahme behandelt worden waren, bestanden acht Wochen nach dem Sturz noch Schmerzen oder Aktivitätsbegrenzungen und fast die Hälfte dieser Patienten hatte sich nach acht Monaten noch nicht vollständig erholt (a. a. O.).

Stürze sind mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von stationären Behandlungen und Übergängen in institutionalisierte Pflege assoziiert (Wolinsky 1992, 587). Die ent-

scheidende Komplikation der Stürze stellt jedoch die hüftgelenksnahe Fraktur dar. Hüftfrakturen und ihre Folgen haben große Auswirkungen auf die Selbstständigkeit der Betroffenen. Gemäß einem Bericht des OTA (Office of Technology Assessment, US Congress 1994; Runge 1992, 22) hatten Patienten nach Hüftfrakturen mehr Einschränkungen der funktionellen Selbstständigkeit als Patienten mit kardialen Erkrankungen, Schlaganfällen oder Malignomen. Hüftfrakturen sind aufgrund ihrer Häufigkeit und wegen des Funktionsverlusts in ihrer Folge eine gesundheitspolitische Herausforderung von epidemischer Größenordnung, ihre gesellschaftspolitische Bedeutung ist noch nicht in vollem Umfang erkannt, vor allem nicht auf dem Hintergrund der demografischen Entwicklung, die zu einer weiteren dramatischen Frequenzzunahme führen wird.

Die hüftgelenksnahe Fraktur ist eines der Risiken im höheren Lebensalter, besonders bei Frauen. Sie ist ein großes gesundheitspolitisches Problem in den westlichen Ländern und ein dramatisch wachsendes Problem in den Entwicklungsländern. Die Zahl der hüftgelenksnahen Frakturen wurde 1990 weltweit auf 1,6 Mio geschätzt und wird um das Jahr 2050 etwa 6,26 Mio betragen (Cooper, Campion, Melton 1992, 285). Diese Frakturen sind zumindest zum Teil durch Prävention und Behandlung der Osteoporose und durch Sturzprävention zu verhindern (Rigg, Melton 1992, 620; Kannus 1999, 205).

Zunehmend wird erkannt, dass es gesundheitspolitisch nicht tragbar ist, sich nur auf den Endpunkt „hüftgelenksnahe Fraktur“ zu konzentrieren und lediglich die erforderlichen unfallchirurgischen und rehabilitativen Voraussetzungen zu planen. Aufgrund der Zunahme der hüftgelenksnahen Frakturen in absehbarer Zeit wird die „reparative Medizin“ allein den kommenden Anforderungen nicht gewachsen sein, und die Kapazitätsgrenzen werden rasch erreicht werden.

Bereits 1954 hat Walter Doberauer, der Gründer der Österreichischen Gesellschaft für Geriatrie und Gerontologie, über die Ergebnisse „genagelter Schenkelhalsbrüche bei Menschen hohen Alters“ berichtet (Doberauer 1954, 381) und dabei auf die wachsende Bedeutung dieser Ereignisse für die Zukunft hingewiesen. Das herausragende Ziel zum Problem der sturzbedingten Verletzungen und besonders der Frakturen im Alter muss die Prävention dieser Stürze sein.

#### 4. Zusammenfassung

Es ist das Ziel in unserer Gesellschaft, die Gesundheit bis ins hohe Alter zu bewahren sowie Selbstständigkeit, Selbstbestimmung und Kompetenz zu erhalten. Die Aufgaben der Prävention in der Gerontologie beziehen sich auf den Gesundheitsbegriff, wie ihn die WHO definiert hat. Sie unterscheidet fünf Dimensionen der Gesundheit:



- physische Gesundheit
- psychische Gesundheit
- soziale Gesundheit
- ökonomischer Status
- Selbsthilfefähigkeit.

Auch die Prävention muss für diese fünf Dimensionen aufbereitet werden, sonst verliert der Gesundheitsbegriff seinen Wert, denn Gesundheit ist mehr als die bloße Abwesenheit von Krankheit. In der Geriatrie und Gerontologie gilt es, die „Gesamtsituation“ der älteren Menschen (v. Weizsäcker 1940) mit zu erfassen und sich nicht nur auf Teile von ihm, das heißt auf einzelne Krankheiten, zu beziehen, es geht vor allem um positive Zielsetzungen, wie die eines menschenwürdigen und erfüllten Lebens im Alter und um die Entwicklung von zeitgemäßen Programmen für eine Gesellschaft mit einer großen Zahl älterer Menschen.

Das Gesundheitswesen selbst muss institutionell so umgebaut werden, dass lebenslange Prävention, Rehabilitation im Alter und optimale Einrichtungen für den älteren Menschen mit chronischen Krankheiten die gegenwärtigen Schwächen der medizinischen Versorgung überwinden.

Gesundheit ist individuell und sozial ein unverzichtbares Element der Lebensqualität und lässt sich in jedem Lebensstadium, also auch im fortgeschrittenen Alter, steigern.

*„Der Wert einer Gesellschaftsform wird einmal daran gemessen werden, wie sie ihre Alten behandelt haben.“ (A. Einstein)*

## Literatur

- Baltes, P. B., Mittelstraß, J., Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung (Vorwort), in: Baltes, P. B., Mittelstraß, J. (Hrsg.), Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, New York 1992, VII–XIV.
- Böhmer, E., Multimorbidität, in: Füsgen, I. (Hrsg.), Der ältere Patient. München, Jena 2000.
- Bruder, J., Lucke, C., Schramm, A., Tews, H.-P., Werner, H., Was ist Geriatrie? Expertenkommission der deutschen Gesellschaft für Geriatrie und Deutsche Gesellschaft für Gerontologie zur Definition des Faches Geriatrie. Rügheim 1991.
- Cooper, C., Campion, G., Melton, L. J., Hip Fractures in the Elderly: A World-wide Projection, in: Osteoporosis Int. 2 (1992).
- Doberauer, W., Ergebnisse genagelter Schenkelhalsbrüche bei Menschen hohen Alters, in: Klin. Medizin 54/9 (1954).
- Donat, K., Prävention von Herz-Kreislauf-Erkrankungen im Alter – was ist noch sinnvoll? in: Z. Gerontol. Geriatr., 29 (1996), 280–294.
- Grisso, J. A., The Impact of Falls in an Inner City Elderly African-American Population, in: J Am Geriatr. Soc., 40 (1992).

- Hirsch, R. D., Bruder, J., Radebold, H., Schneider, H. K. (Hrsg.), *Multimorbidität im Alter*. Berlin, Göttingen, Toronto 1992.
- Isaaks, B., *The Challenge of Geriatric Medicine*. Inaugural Lecture, University of Birmingham 1975.
- Kannel, W. B., Gordon, T., *Evaluation of the Cardiovascular Risk in the Elderly. The Framingham Study*, in: *Bull NY Acad Med* 54, 573–591.
- Kannus, P., *Preventing Osteoporosis, Falls and Fractures Among Elderly People*, in: *Br Med J* 318 (1999).
- Kruse, W., Nikolaus, Th., *Geriatric*. Berlin, Heidelberg, New York 1992, 14–15.
- Murphy, E. S., De-Mots, H., *Cardiovascular Diseases*, in: Cassel, C. K., Walsh, J. R. (Hrsg.), *Geriatric Medicine*. New York 1984.
- Murphy, I., Isaaks, B., *The Post Fall Syndrome*, in: *Gerontology*, 28 (1982).
- Neumayr, A., *Polypragmasie bringt Probleme*, in: *Therapiewoche*, 7/11 (1992), 660–673.
- Rigg, B. L., Melton, L. J. III, *The Prevention and Treatment of Osteoporosis*, in: *N Engl. J Med* 327 (1992).
- Runge, M., *Gehstörungen, Stürze, Hüftfrakturen*. Darmstadt 1998.
- Schubert, E., Störmer, A. (Hrsg.), *Schwerpunkte in der Geriatrie. Teil 2: Multimorbidität*. München, Gräfling 1992.
- Schubert, R., *Standort und Probleme der Geriatrie*, in: *Akt. Geron.*, 4/69 (1974).
- Tinetti, M. E., *Falls*, in: Cassel, C. K., Walsh, J. R. (Hrsg.), *Geriatric Medicine*. New York 1996 (3. Aufl.).
- Tragl, K.-H., *Die Prävention von Stürzen*, in: *Handbuch der Internistischen Geriatrie*. Wien, New York 1999.
- Weizsäcker v., U., *Der Gestaltkreis*. Leipzig 1940.
- Wolinsky, F. D., *Falling, Health Status, and the Use of Health Services by Older Adults*, in: *Med Care*, 30 (1992).

## Heinrich Stemberger

### Parasitologische und seroepidemiologische Untersuchungen an einer Dorfpopulation in der Sahelzone von Mali

Im Rahmen von mehr als 10 Jahre dauernden kultur- und sozialwissenschaftlichen Studien in Mali wurde ich vom Leiter des Forscherteams, Herrn Prof. Leopold Rosenmayr, eingeladen, medizinisch-epidemiologisch relevante Daten der Zielgruppe der Studie zu erheben.

Dabei handelte es sich um die Bewohner eines Dorfes in der Sahelzone von Mali etwa 70 km nördlich von Ségou mit einer Einwohnerzahl von etwa 300 Personen.

Bei meinem ersten Besuch 1984 konnte ich Blut-, Stuhl- und Harnproben von 59 Personen, beim zweiten Besuch 1995 Blutproben von 93 Personen gewinnen.

Folgende Untersuchungen wurden gemacht:

*Tabelle 1: Untersuchungsumfang*

Erster Besuch:
<ul style="list-style-type: none"> <li>• helminthologische Stuhl- und Harnuntersuchungen</li> <li>• serologische Untersuchungen auf <i>Treponema pallidum</i> und Malaria</li> <li>• Bestimmung der Immunglobulinspiegel</li> <li>• Leukozyten-Differenzialzählung</li> <li>• quantitative Bestimmung der Lipid-Blutspiegel</li> </ul>
Zweiter Besuch:
<ul style="list-style-type: none"> <li>• Bestimmung der Hepatitis-Seromarker</li> </ul>

*Tabelle 2: Wurmeier in Stuhl- und Harnproben von 59 Bewohnern von Sonongo – Helminthologische Befunde:*

Altersgruppe	Wurmspezies	
	<i>Ancylostoma</i>	<i>Schistosoma haematobium</i>
unter 30 Jahre	1/27	3/27
30-60 Jahre	3/17	0/17
über 60 Jahre	2/15	0/15

Die geringe Durchseuchungsrate mit intestinalen Helminthen von knapp 10 % bedeutet einen Helminthenindex von 10. Das ist für Bewohner sozioökonomisch unterentwickelter Länder außergewöhnlich, konnten wir doch in einer früheren Studie an

Masais und Kikuyus in Kenia einen Helminthenindex von 38 und in einer Studie bei Chipivo-Indianern in Peru von 157 feststellen.

Der Umstand, dass wir keine einzige Infektion mit *Ascaris* (Spulwurm) nachweisen konnten, geht hauptsächlich darauf zurück, dass menschliche Fäkalien nicht zur Düngung der Felder verwendet werden. So gelangen die in den Ausscheidungen vorhandenen Wurmeier nicht ins Freie, wo sie von den Kindern aufgenommen werden könnten. Die Kleinkinder in den sozioökonomisch unterentwickelten Ländern haben nämlich die Gewohnheit, Erde zu essen (Pica), wenn sie im Freien sitzen und sich – so im Boden vorhanden – mit den Eiern von *Ascaris lumbricoides* und auch anderen Geohelminthen (allen voran *Trichuris*) praktisch täglich zu infizieren.

Auch konnten wir feststellen, dass die Bewohner von Sonongo konsequent ordentlich gebaute Latrinen benützen, was die geringe Hakenwurminzidenz erklärt. Die Epidemiologie der Hakenwurminfektion wird in den meisten sozioökonomisch unterentwickelten Ländern dadurch begünstigt, dass der Mensch im Freien seinen Stuhl absetzt und damit die Eier dieser Wurmspezies in den Erdboden gelangen, wo alsbald Wurmlarven entstehen, die zum aktiven Eindringen durch die Haut befähigt sind. Üblicherweise erfolgt die Infektion beim Barfußgehen über die mit Wurmlarven kontaminierte Erde.

Eier von *Schistosoma mansoni* (dem Erreger der Darm- und Leberbilharziose) konnten in keiner Stuhlprobe nachgewiesen werden.

Die wenigen Infestationen mit *Schistosoma hämatobium* (dem Erreger der Urogenitalbilharziose) sind auf die Gruppe der unter 30-Jährigen beschränkt. Das liegt wohl daran, dass die einzige Infektionsquelle, der Niger, beschwerliche anderthalb Tagesreisen von Sonongo entfernt liegt. Von den wenigen Bewohnern von Sonongo, die an den Niger kommen, haben naturgemäß die jüngeren direkten Kontakt mit dem Flusswasser, in welchem die infektiösen Larven (Zerkarien) vorkommen können, die sich beim Baden durch die Haut aktiv einbohren können.

Tabelle 3: Seroepidemiologie der *Malaria tropica*: Serologische Befunde – Malaria:

Titer gegen <i>Plasmodium falciparum</i> (indirekter Immunfluoreszenztest)	Altersgruppen		
	0–29 Jahre	30–60 Jahre	über 60 Jahre
1:1000 und mehr	7/27 (26 %)	8/17 (47 %)	9/15 (60 %)
1:256	13/27 (48 %)	8/17 (47 %)	6/15 (40 %)
1:64 und weniger	7/27 (26 %)	1/17 (6 %)	0/15 (0 %)

Wenn auch der Nachweis von Antikörpern gegen den Erreger der *Malaria tropica* keinen unmittelbaren diagnostischen Wert besitzt, so zeigt er doch zuverlässig durchgemachte Infektionen an. Die Höhe des Antikörperspiegels wird von der Zahl der Malariaepisoden (also der Intensität der Exposition) und auch von der Zeit bestimmt, die seit dem letzten Malariaanfall verstrichen ist.

Signifikante Antikörperspiegel (1:256 und mehr) fanden sich im indirekten Immunfluoreszenztest bei 86% der Untersuchten. Von den Personen mit negativem bzw. nicht signifikantem Antikörperbefund waren alle bis auf einen jünger als 30 Jahre, ihr Durchschnittsalter betrug 15,9 Jahre, das der Gesamtgruppe 16,1 Jahre. Die Gruppe der seronegativen bzw. nicht signifikant positiven ist demnach für die Altersgruppe repräsentativ. Dass mehr als ein Viertel der jungen Menschen in Sonongo keine gesicherten Malariakontakte hatten, spricht dafür, dass es sich um kein holoendemisches sondern eher ein hyper- bis mesoendemisches Malariagebiet handelt. Jahreszeitlich bedingt (die Untersuchung fand im Jänner statt) waren alle untersuchten Blutaussstriche frei von Plasmodien.

Tabelle 4: Antikörper gegen *Treponema pallidum* im VDRL und TPHA – Lues:

Altersgruppe	Geschlecht	seronegativ	Serumnarbe*)	behandlungsbedürftig**)
Unter 30 Jahre	fm	100%	0%	0%
	m	79%	21%	0%
30–60 Jahre	fm	56%	10%	34%
	m	11%	33%	56%
über 60 Jahre	fm	14%	28%	56%
	m	25%	0%	75%

\*) Serumnarbe: VDRL negativ, TPHA unter 1:640

\*\*) behandlungsbedürftig: VDRL positiv, TPHA über 1:640

Folgt man den Richtlinien des Ludwig Boltzmann-Instituts für Venerologische Sero-diagnostik, so kommt man zum Schluss, dass drei Viertel der männlichen und mehr als die Hälfte der weiblichen Personen über 60 Jahre einer Behandlung bedürften. Etwas besser war die Situation bei den 30- bis 60-Jährigen, doch auch hier waren über die Hälfte der Männer und ein Drittel der Frauen therapiebedürftig.

Ganz anders die Seroprävalenz der jungen Bewohner von Sonongo. In diese Gruppe fand sich kein Einziger mit einer Antikörperkonstellation, die Therapiebedarf signalisierte.

Betrachtet man die serologischen Befunde als Lues-assoziiert (für das Vorkommen nicht venerischer Syphilis oder *Treponema pertenuis*-Infektionen fanden sich klinisch

keine Hinweise), so ist das „serologische Fenster“ bei der jungen (und sexuell aktivsten) Bevölkerungsgruppe nur durch eine Massenbehandlungsaktion Anfang der Sechzigerjahre zu erklären, die zwar nicht zur Ausheilung der Infektion, wohl aber zu einer Unterbrechung der Infektketten geführt hat. Diese Vermutung kann allerdings nicht durch Literaturangaben gestützt werden.

Tabelle 5: Immunglobulinspiegel und Eosinophilenzahl – Immunglobuline und Eosinophilie

N	Gruppe	Immunglobulinkonzentratione				Eosinophile (%)
		IgG (mg%)	IgA (mg%)	IgM (mg%)	IgE (IE/ml)	
59	Gesamtstichprobe	2176 +/-474	243+/- 105	271+/-123	3228+/-3749	8,7+/-8,6
9	Wurminfektion nachweisbar	2105 +/-372	215+/- 68	208+/- 80	6366+/-6256	13,1+/-11,2
50	keine Wurminfektion nachweisbar	2188+/-497	248+/-126	282+/-114	2663+/-2845	7,8+/-7,9
	Normalwerte	800-1800	150-400	100-280	<100	2-4

Die Immunglobulin G-Spiegel waren leicht über der oberen Normgrenze für Bewohner von Industriestaaten gelegen, die IgM- und IgA-Spiegel lagen innerhalb der Normgrenzen.

Das Immunglobulin E ist ebenso wie die eosinophilen Granulozyten (eine Subfraktion weißer Blutkörperchern) mit der Abwehr parasitärer Infestationen assoziiert. Beide Parameter zeigen sich während des Bestehens solcher Erkrankungen signifikant vermehrt. Nach deren Heilung kommt es zu einem langsamen Abfall des Immunglobulin E (über Monate) und zu einem rascheren Abfall der Zahl an eosinophilen Granulozyten.

Die IgE-Spiegel des Gesamtstichprobe betragen das mehr als 30-fache des oberen Normwertes. Dass diese exorbitante Vermehrung dieses Immunglobulinisotyps auf abgelaufene bzw. bestehende Wurminfestation zurückgeht, macht die Beobachtung deutlich, dass in der Gruppe mit patenten Wurminfestationen der Immunglobulin E-Spiegel etwa doppelt so hoch war als in der Gesamtstichprobe. Die Eosinophilenzahlen verhalten sich gleichsinnig, zeigen sich aber im Vergleich zu dem für Europäer geltenden Normbereich nur mäßig erhöht.

Tabelle 6: Serum-Lipidspiegel: Vergleich zwischen Bambara und Europäern – Serum-Lipidparameter:

Ethnie	Lipidparameter (mg/L)					
	Altersgruppen	Cholesterin	Triglyceride	Apo AI	Apo B	ApoB/Apo AI
Bambara	unter 30 Jahre	114+/-31	105+/-45	74+/-13	49+/-13	0,66
	30-60 Jahre	137+/-55	91+/-58	90+/-28	54+/-26	0,60
	über 60 Jahre	129+/-48	89+/-29	86+/-27	55+/-17	0,64
Europäer	Neugeborene	63+/-14	34+/-15	61+/-26	18,8+/-8	0,29
	Säuglinge	102+/-6	87+/-8	68+/-24	59+/-22	0,86
	Erwachsene	205+/-7	138+/-10	126+/-21	104+/-21	0,82
	Risikopatienten	239+/-6	198+/-22	100+/-19	151+/-34	1,40

Um Serum zu sparen, wurde auf die Bestimmung von HDL (das „gute“ Cholesterin) und LDL (das „böse“ Cholesterin) verzichtet und statt dessen die jeweiligen Hauptlipoproteine Apolipoprotein B (Apo B) für LDL (low density lipoprotein) und Apolipoprotein AI (Apo AI) für HDL (high density lipoprotein) mittels radialer Immundiffusion bestimmt. Der Quotient Apo B/Apo AI kann daher als Maß für das kardiovaskuläre Risiko gelten.

Sowohl die Konzentrationen von Gesamtcholesterin als auch für Triglyceride liegen bei allen Altersgruppen der Bambara deutlich niedriger als bei den erwachsenen Europäern. Besonders niedrig liegen die Konzentrationen von dem durch Apo B repräsentierten LDL bei den Bambara. Damit ist ihr kardiovaskulärer Risikoquotient niedriger als bei europäischen Säuglingen; günstiger liegen lediglich die europäischen Neugeborenen. Wäre der Apo B/ApoAI-Quotient der einzige die Lebenserwartung bestimmende Faktor, hielte Sonongo den Weltrekord im Durchschnittsalter seiner Bewohner.

Diese prognostisch günstigen Fettstoffwechselfparameter gehen ohne Zweifel auf den sehr geringen Fettanteil in der Nahrung dieser Bewohner und nicht auf genetische Faktoren dieser Ethnie zurück. Es hat sich nämlich gezeigt, dass die Westafrikaner, die in Industriestaaten leben, sich in ihren Lipidstoffwechselfdaten der Gastbevölkerung angleichen.

Tabelle 7: Seroprävalenz der Virushepatitis – Hepatitismarker:

Hepatitis	A	B	C	D	E
Seroprävalenz	93/93 (100%)	84/93 (90,3%)	5/93 (5,3%)	0/93 (0%)	11/93 (11,8%)

Die 100%ige Durchseuchung mit dem Hepatitis A-Virus ist im subsahariellen Afrika allgemein bekannt; auch Sonongo macht keine Ausnahme.

Dabei besteht scheinbar ein Widerspruch zum niedrigen Wurmindex in dieser Dorfbevölkerung.

Auch wenn es sich in beiden Fällen um fäko-orale Infektionswege handelt, liegt der Unterschied in der direkten und unmittelbaren Übertragung des mit dem Stuhl ausgeschiedenen Hepatitis A-Virus. Somit ist die Übertragung der Hepatitis A vorwiegend ein Problem der Haushaltshygiene. Die oral übertragenen Wurminfestationen können hingegen nur dann zustande kommen, wenn der mit Wurmeiern kontaminierte Stuhl in die Außenwelt kommt. Es dauert nämlich mindestens 10 Tage, bis sich in den Wurmeiern infektiöse Larven entwickelt haben. Erst dann kann die Infektion durch die Eiaufnahme erfolgreich gesetzt werden. Die relativ hoch entwickelte Kommunalhygiene in Sonogo (kein Düngen der Felder mit menschlichen Fäkalien, Verwendung von Latrinen) schließt diesen Infektionsweg praktisch aus.

Tabelle 8: Hepatitis E-Prävalenz in verschiedenen Ländern:

Land	Seroprävalenz von Hepatitis E
USA	1,4%
Frankreich	3,0%
Türkei	5,9%
Indonesien	9,0%
Mali (Sonongo)	11,8%

Obwohl die Hepatitis E einen mit Hepatitis A vergleichbaren Übertragungsweg hat (fäko-oral), war die Seroprävalenz der Hepatitis E in Mali „nur“ 11,8%, die der Hepatitis A jedoch 100%.

Die epidemiologische Aussagekraft der Hepatitis E-Antikörper ist deswegen gering, weil die Antikörper gegen das Hepatitis E-Virus nach natürlicher Infektion recht kurzlebig sind. Mehr als ein Viertel der Infizierten verliert bereits innerhalb von zwei Jahren nachweisbare Antikörperspiegel. So spiegelt die Seroprävalenz die wahre Durchseuchung einer Bevölkerung mit dem Hepatitis E-Virus nur unzureichend wider. Die Hepatitis A-Infektion hinterlässt hingegen einen lebenslang messbaren Antikörperspiegel. Serologische Querschnittsuntersuchungen sind somit ein genaues Abbild der Hepatitis A-Virus-Durchseuchung einer Bevölkerung.



Tabelle 9: Hepatitis C-Seroprävalenz in verschiedenen Ländern:

Land	Seroprävalenz von Hepatitis C
Libyen	6,9%
Kamerun	20,5%
Mali (Sonongo)	5,3%

Die Seroprävalenz von Hepatitis C liegt mit 5,3 % im erwarteten Rahmen. So konnte in Libyen eine Hepatitis C-Virus-Durchseuchung von 6,8% und in Kamerun eine von immerhin 20,5% nachgewiesen werden.

Das Hepatitis C-Virus wird vor allem durch Blut übertragen. Die Übertragung durch Geschlechtsverkehr, aber auch die diaplazentare oder perinatale Übertragung der infizierten Mutter auf das Kind kommt – anders als die des Hepatitis B-Virus – nur sehr selten vor. Das liegt vor allem an der im Vergleich zu Hepatitis B-Virus-Infizierten relativ niedrigen Viruskonzentration im Blut. Die Übertragungen des Hepatitis C-Virus sind höchstwahrscheinlich die Folge der rituellen Beschneidung unter katastrophalen Hygieneverhältnissen (siehe unten).

Die hohe Hepatitis B-Virus-Durchseuchung ist in einem subsahariellen Gebiet wie Mali keine Überraschung.

Anders als in Asien sind die diaplazentaren und perinatalen Übertragungen von Hepatitis B in Afrika von untergeordneter Bedeutung, iatrogene Übertragungen finden in Sonongo mangels ärztlicher Versorgung nicht statt.

Als weiterer Übertragungsweg in Afrika gilt das rituelle Einritzen von Stammeszeichen in die Haut. Auch dieser Übertragungsweg dürfte in Sonongo von geringer Bedeutung sein; es sind mir keine Narben als Folge dieses Initiationsritus bei meinen Patienten in Sonongo aufgefallen. Eine gewisse Rolle spielt natürlich die sexuelle Übertragung (in Europa der häufigste Übertragungsweg).

Tabelle 10: Positive HBV-Seromarker aufgliedert in Altersgruppen:

Altersgruppe	n	Anteil der Personen mit positiven Hepatitis B-Virus-Markern
9–15 Jahre	16	62,5 %
16–40 Jahre	45	95,6 %
über 40 Jahre	32	93,8 %

Sieht man sich die Verteilung der positiven Hepatitis B-Seromarker in den verschiedenen Altersgruppen an, so zeigt sich, dass die Altersgruppen der über 15-Jährigen

einen deutlichen Durchseuchungsvorsprung gegenüber den unter 15-Jährigen aufweisen. Dieser Unterschied von gut 30% kann somit als sexuell übertragene Hepatitis B angesehen werden.

Die mit immerhin 62,5% erschreckend hohe Durchseuchung mit Hepatitis B der unter 15-Jährigen wird allerdings nur zu einem geringen Teil auf sexuellem Weg zustande gekommen sein. Was bleibt, ist die obligate Beschneidung von Knaben und – barbarischerweise – immer noch von Mädchen unter völliger Vernachlässigung der Hygiene. Ein Abgehen von dieser Tradition könnte nicht nur glücklichere und selbstbewusstere Frauengenerationen hervorbringen, sondern auch entscheidend zur Reduktion der Mortalität an Leberzirrhose und Leberkrebs, den beiden gefürchtetsten Komplikationen der chronischen Hepatitis B-Virus Infektion, beitragen.





S. 273: Leopold Rosenmayr. Zeichnung von Josef Pillhofer

Leopold Rosenmayr  
Nachlese

1. Die Blickweise wurzelt im Subjekt

In der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien, einer Sammlung von einigen ganz erlesenen Stücken, ist eine Sensation zu Tage getreten. Sie bedurfte einer Entdeckung. Und die geschah bei der Restaurierung eines Gemäldes des französischen Malers Pierre Subleyras (1699–1749), der in jungen Jahren in Frankreich einen Preis gewonnen hatte und von da an als sehr erfolgreicher Porträtmaler in Rom ansässig und tätig wurde.

Eines der Spätwerke von Subleyras stellt ihn als kleine Figur im linken unteren Eck vor dem Hintergrund seines überdimensional großen Ateliers mit etwa zwanzig ihm wichtig erscheinenden eigenen Bildern dar. Er reproduziert sie auf seinem Überblicksgemälde liebevoll und kunstfertig in Kleinformat, wie sie an den Wänden seines Ateliers hängen. Der Maler, das ist die Botschaft des Gemäldes, präsentiert sich mit seinem über die Jahre entstandenen Œuvre. Seht, das sind meine Arbeiten.

Als man dieses Atelier-Bild von Subleyras restaurierte, um die Verschmutzung von Jahrhunderten abzutragen, fand man unter der Doublierleinwand auf der Rückseite des Bildes ein Selbstporträt des Künstlers. Subleyras zeigt da dem Betrachter sein *Gesicht* mit einem Pinsel quer im Mund. Er stellt sich in einem Moment dar, da er von der Arbeit an einem neuen Bild aufschaut. Die Augen treten stark hervor, der Blick scheint zu sagen: *das bin ich*.

Wir finden keine Spur von der milden, das eigene Ich in seiner Tiefe rätselhaft verkleidenden Selbstreflexion, wie sie die späten Selbstporträts Rembrandts auszeichnen. Der Maler Subleyras bietet fast naturwissenschaftlich-sachlich, doch mit barocker Bravoure ausgeführt, Aufklärungsmalerei. Man muss an Sigmund Freuds Selbstkritik bzw. seine mahnenden Worte über die Grenzen der Erfolge der psychoanalytischen Behandlung denken, die er 1937, zwei Jahre vor der Vertreibung aus Wien, in seiner Schrift „Die endliche und die unendliche Analyse“ mit überraschender Nüchternheit darlegte.

Ich habe nicht vor, wie Subleyras mein Selbstporträt auf der Rückseite meines „Atelierbildes“ anzubringen. In den vorangegangenen Kapiteln habe ich ja einige der Ergebnisse meiner Arbeitsbereiche zu „malen“ versucht. Ich möchte mich aber trotzdem, mit erstaunten Augen wie Subleyras, also als Autor und Forscher darstellen.

Vielleicht gehört – gehörte – dies mehr zu Philosophie und Wissenschaft als es bisher zu praktizieren üblich war. Es ist nicht „Wissenssoziologie“ in der vom Philosophen und Soziologen Wilhelm Jerusalem zu Beginn des 20. Jh.s in Wien erfundenen und von Emile Durkheim in der Zeitschrift „Année Sociologique“ in Paris publik ge-

machten Weise. Meine (Selbst-)Darstellung soll auch nicht Autobiographie sein. Die Verwurzelung von Fragestellungen im Subjekt erfordert eine eigene Blickweise, deren ich mich hier bedienen will.

Wie erinnerlich, hat selbst Max Weber die Subjekt-Bindung und *Wertbezogenheit* der Auswahl von *wissenschaftlichen Fragestellungen* in keinem Widerspruch zu seiner Forderung nach seinen schon 1904 dargestellten Kriterien der „Objektivität“ in sozialwissenschaftlicher Forschung gesehen. Umsomehr scheint es mir berechtigt, der subjektiven Bedingtheit auch bei sich selber bewusst und gezielt nachzugehen. Das soll hier an einigen Beispielen aus meinem Leben geschehen.

Um seine Grundhaltung gegenüber der Soziologie zu deklarieren, hat der wortgewaltige Helmut Schelsky spät im Leben ebenso nüchtern wie dramatisch ausgeführt: „Ich war Ende 1946, als ich wieder wissenschaftlich zu arbeiten begann, länger Soldat und Rotkreuz-Helfer gewesen, als ich ‚Wissenschaft studiert‘ hatte. Ich hatte Tod und Leid, Angst und Mut, Hilfe und Überlebenwollen so unmittelbar erfahren, dass mir in der nie verblässenden Erinnerung daran alles wissenschaftliche Arbeiten als ein bloßes „Nachspiel“ erscheint. Eigentlich hätte ich in Russland verscharrt werden müssen. Ohne diese Erfahrung der menschlichen ‚Realität‘ in ihren äußersten Formen kann ich mein wissenschaftliches Arbeiten nach dem Kriege gar nicht verstehen; ich habe es floskelhaft als meinen ‚Realitätsdrall‘ bezeichnet ... Wenn ich später eine nicht nur das Fach Soziologie, sondern die Wissenschaft selbst überschreitende, ‚transzendierende‘ Erkenntnis forderte, so liegen hier meine metawissenschaftlichen Bezugspunkte.“<sup>1</sup>

Ich kann fast alle diese Sätze, einschließlich Schelsky's Bitternis über die vielleicht bessere Alternative, verscharrt worden zu sein, verstehen und nachempfinden. Auch Hannah Arendt empfand so etwas wie ein Schuldgefühl, die Katastrophe des 20. Jh.s überlebt zu haben. Mein wissenschaftliches Leben war weitgehend dadurch bestimmt, dass ich das Gefühl hatte, mich für ein geschenktes Leben revanchieren zu müssen.

Im Unterschied zu dem wesentlich älteren Schelsky war ich völlig unfreiwillig, die Katastrophen vor Augen und mit dem Gefühl des österreichischen Außenseiters, in den Krieg gegangen, wie einen Weg ins Nichts.

Im Mai 1945, mit 20 Jahren, war ich vor mir selbst wie ein Kind, das darüber rätselte, wie es hatte überleben können. Mit einer leichten Verwundung und in mir die Bilder der toten Freunde, mit denen ich in den Kämpfen als Soldat eine Überlebengemeinschaft gebildet hatte, taumelte ich aus einem Krieg heraus, an dem ich nicht hatte teilnehmen wollen.

War zwar in den Jahren meiner Soldatenzeit 1943–1945 die täglich wachsende Sehnsucht brennend, dass ein sinnloses Gemetzel und Zerstören so rasch als möglich enden möge, so erlebte ich doch die Wucht des Endes und die völlige Wehrlosigkeit in der Kriegsgefangenschaft als niederschmetternd. Das Ende war wie ein prägender

Stempel auf die Jahre, in denen sich Entsetzen, Angst, Schuld und Traumata immer wieder auch körperlich fühlbar aneinander gereiht hatten.

Es gibt neuere Studien der seit einigen Jahren expandierenden Traumaforschung, die dem Druck solcher Erlebnisse Reifungswirkung auf die Individuen absprechen und die Konservierung bzw. Stagnation durch Schock behaupten. In meiner Selbsteinsicht kann ich das nur bestätigen. Ich ging nicht „gereift“ aus dem Krieg hervor, eher blockiert, geschädigt, fassungslos und entmutigt. Man sollte sich das angesichts dessen, was 2004 im Nahen und Mittleren Osten geschah und täglich dort geschieht, bewusst machen, wie geschädigt die Menschen – teilweise für ihr Leben – sind, die Kriegstraumata erleben. Sie sind es auch dann, wenn sie nicht am eigenen Körper verletzt werden.

Es gab 1945 in mir die inneren Filme zerstörer und zerstörender Unmenschlichkeit. Es blieb aber die *Rätselhaftigkeit* überwältigend, wie Menschen da seelisch und körperlich überleben konnten. Diese Fassungslosigkeit bedrängt mich erneut gerade angesichts der Gräuel von Krieg und Terrorismus in der Gegenwart.

Das Grundgefühl einer eigenen noch fehlenden „Lösung“, 60 Jahre danach, empfinde ich verschiedentlich, so z. B. anlässlich der Erinnerung an die Landung alliierter Truppen in der Normandie und des Warschauer Aufstands. Das drängt vehement in die mediale Öffentlichkeit. Dort wird es dann nach politischer Opportunität entsorgt. Für die Psyche ist das alles zu viel. Wie soll man das „aufarbeiten“? Und doch drängen die verjährt erscheinenden Geschehnisse wieder herauf.

Zu sehen ist die Präsenz des Grauens im Zweiten Weltkrieg an Bernd Eichingers Film „Der Untergang“ mit Bruno Ganz in der Rolle Hitlers 1945 und an der erneuten Auseinandersetzung mit den Tagebüchern von Joseph Goebbels. Vorher waren schon die Aufzeichnungen der Hitler-Sekretärin Traudl Junge zum Bestseller geworden. Gerade erscheint auch ein österreichisches Soldatenleben in der Deutschen Wehrmacht des Zweiten Weltkriegs von Alfred Pietsch: „Es regnete Hakenkreuze“, im Wiener Molden Verlag. Dabei schwindet, wie neue Umfragen in Österreich zeigen, in der österreichischen Bevölkerung Wissen und Anteilnahme am Zweiten Weltkrieg, nicht zuletzt auch deswegen, weil die „Zeitzeugen“ bereits unter 10 % der Population sanken. Es sind nicht viele mehr von ihnen vorhanden.

Ich erwähne all dies auch mit dem Blick auf mich selbst. Ich bedurfte vieler Jahre, um mich aus der Hilflosigkeit der Erinnerung gegenüber auch nur einigermaßen zu befreien. Hier erwähne ich nur den Druck. Das Aufzeigen dieser geschichtlichen Bedingungen erscheint nötig, um meine Motivation und Weltsicht verständlich zu machen.

Mit dem Aufklärungsblick des Malers Subleyras suche ich mich (N = 1) darzustellen. Ich will damit unterstreichen, dass *jede* Person in der *geschichtlichen Dynamik* des eigenen Lebens verstanden werden sollte.

Schon vor 20 Jahren hatte Friedrich Tenbruck, einer der heute leider übersehenen

Soziologen, wütend dagegen polemisiert, dass die Sozialforschung einen gewissen Drall habe, die „Umdeutung des Menschen als Merkmalsträger“ ins Werk zu setzen. Sie mache sich so einer „Umfälschung der Wirklichkeit“ schuldig.<sup>2</sup>

Hat sich, bei aller Verfeinerung der Methoden, heute daran etwas geändert? Und wie könnte es sich ändern? Ist überhaupt ein Gegenwartsbild erhobener Einstellungen und Verhaltensweisen, das in komplexer Weise schon schwer genug zu erreichen ist, mit einer Erfassung biographischer und historischer Tiefendimensionen zu verbinden? Der Tiefenpsychologe und Sozial-Psychiater Hartmut Radebold hat bei seiner Analyse von „Kriegskindern“ eine erstaunliche Deutungskraft in einer Mischung von Individualbiographien und sozialpsychiatrischer Generationensoziologie erreicht. Das klärt, zeigt Leiden und Entwicklungen durch historische Biographien.

Die Soziologie müßte dies noch lernen. Denn in Teilen der Soziologie ist die Auffassung endemisch, Soziales aus Sozialem zu erklären. Vor 20 Jahren sah Friedrich Tenbruck die Gefahr, dass „Person und Kultur durch die Sozialwissenschaften vernichtet werden“.<sup>3</sup> Man muss dies besonders bedauern. Man muss es anprangern und Alternativen dazu zeigen.

## 2. Rückholung von Subjekt und Kultur in die Sozialforschung

In einer durch kulturwissenschaftliche Anteile erweiterten soziologischen Forschung sind die aufdeckbaren Diskrepanzen zwischen sozialen Voraussetzungen, z. B. technologischer und kommunikativer Art, und der kulturellen Symbolik und Praxis besonders aufschlussreich. Es gilt also, „Person und Kultur“ in die Soziologie zurückzuholen. Im Prinzip ist das möglich.

Wie konnte ich selber etwas davon „zurückholen“? Kindheitserfahrungen in einem entlegenen Mühlviertler Dorf und Abenteuerlust ließen mich die Dörfer Afrikas und damit meine mit den Jahren verblässende Kindheit im Mühlviertel 1930 bis 1940 am Südrand der Sahara von 1983 bis 1998 suchen. So kann ich mich heute auf das Erlebnis von über 20 Jahren Forschung in Westafrika beziehen. Es gelang mir, durch „Zurückholung“ von „Person und Kultur“ in die Soziologie das Auseinanderklaffen von Sozialentwicklung und Kultur im afrikanischen „Entwicklungsprozess“ zu erkennen und aufzuzeichnen.

Die weite Verbreitung von Motorisierung (Mopeds) und Massenkommunikation (Radio und Video) löscht z. B. nicht die Beibehaltung von Elementen (und symbolischen Gegenständen) des Fetischglaubens. Formen traditioneller Lebensdeutung bleiben auch vor dem Computer sitzend erhalten. Die kompetente Bürokratie sucht den Mann mit Zaubermitteln, die sie ihm im Auto versteckt, von seiner begonnenen Suche nach einer gesetzlich erlaubten Zweitfrau abzubringen.<sup>4</sup>



Soziales Leben verändert sich, Kultur bleibt, sie ist beharrlich, ja tritt in verändertem Kleid sozusagen in neuem „Look“ z. B. im Fernsehen wieder auf. Soziale Wandlungen sind eher irreversibel, die kulturellen, wenn sie nicht zu kompletten Auslöschungen führen, sind es nicht. Sie sind „renaissance-fähig“. Die Griots, die westafrikanischen Unterhaltungsmeister, Schlichter, Erzähler, kommen auf dem Schirm wieder. Die alte Bambara-Tradition taucht in der Unterhaltung durch das Fernsehen wieder auf.

Alles das aber sieht man erst, wenn man sich von einem geschichtsvernichtenden Systemdenken löst. Friedrich Tenbruck kämpfte sowohl um „Person“ und „Kultur“ in den Sozialwissenschaften als auch um deren *Geschichtlichkeit*. Er vertrat massiv die Überzeugung, in der er sich von Max Weber's Grundhaltung unterstützt fühlte, „daß das Rätsel der Geschichte nicht durch eine Theorie der Gesellschaft gelöst werden könne.“<sup>5</sup> Erlebnisse sind hier Schlüssel zum Verständnis.

Auch der körperliche Schmerz der Verletzungen, die Verzweiflungen über Gewalttaten, Folterungen und Morde in der Welt heute sind denjenigen am ehesten zugänglich, die davon selber, teils am eigenen Leib, geschichtlich etwas erlebten. Auch hier kann die Eigenerfahrung höchste Bedeutung erlangen. Ich kann, um wieder persönlich zu reden, zum „Verständnis“ von Erpressung und Folterung und den sozial vernichtenden Wirkungen durch langfristig festgelegte Feindschaften eine ganz andere Beziehung gewinnen, weil ich davon selber in Krieg und Besatzungszeit nach 1945 zu erleben gezwungen war. Nicht die sogenannte Zeitgenossenschaft als solche ist entscheidend, indem man hilflose alte Individuen vor die Kamera zerrt, sondern maßgebend sind die Erlebnisqualität und die Verständnisfähigkeit im „Wunder der Mitteilung“.

Vom Historischen auszugehen heißt jedoch nicht, bei Beobachtungen und Forschungen auf den Einblick in systemintegrierende oder systemgefährdende, z. B. Zusammenhalt und Kooperation beeinflussende Kräfte zu verzichten. So sind bei den Kulturvorschriften, die in traditionellen Gesellschaften wirksam sind, z. B. bei Initiationsstufen (samt deren verbaler und bildhafter Symbolik), systemartige Integrationen, einheitliche Bilder und Vorschriften vorhanden. Sie haben steuernde Funktion.

Ich konnte dies bei den von mir studierten Initiationsstufen von Männern bei den Bambara in Mali erfahren, im Busch westlich der alten afrikanischen Königsstadt Ségou. In den männerbündlerischen, aus Kohorten Gleichaltriger bestehenden Gruppen, erhalten sich Initiationsriten und –unterweisungen, die nicht nur in der Jugend wirksam werden. Sie sollen, wenn sie heute auch teilweise schwinden, prinzipiell den *ganzen Lebenslauf* in Stufenform bis ins hohe Alter bestimmen. Und in eben diesen stufenbezogenen Riten bei den Männern gelang es mir, *weibliche Symbolik* als prägende und steuernde Elemente zu finden und mir die entdeckten Symbole von den überraschten Männern des Stammes bestätigen zu lassen.

Die Selbstdeutung und die kulturelle Repräsentanz des *Männer-Zusammenhalts*

wird durch *weibliche* Ikonen und Ideale gefestigt. So unangemessen der Vergleich auch sein mag, ich musste an die in vielen katholischen Männerorden ausgeprägte Marienverehrung denken, ausgedrückt besonders im Marienhymnus am Schluss der „Complet“, im Nachtgesang der Mönche.<sup>6</sup>

Die im kulturellen Symbolismus vorgenommene System-Integration der Frau als Ikone in der Männergruppe, kehrt bei der systemischen Zusammenführung im realen sozialen Leben des Dorfes in der Erziehung von Kindern und Jugendlichen wieder. Einerseits herrscht eine enorm intensive Bindung des Säuglings und Kleinstkindes an die Mutter. „Bindung“ gibt es sogar im engen Wortsinn durch *Tücher*, die das Kind bei der Arbeit der Mutter und selbst beim festlichen Frauentanz des Dorfes an den Körper der Mutter *festmachen*. Andererseits herrscht als systemerhaltendes Gegen-Moment die geradezu abstrakte Strenge und Distanz der männlich-väterlichen Clan-Führung und Dorfherrschaft. Nähe und Unnahbarkeit gehen eine soziale Koalition ein.

Die Verteidigung (und als Voraussetzung hierzu) die „Verwöhnung“ des Kindes durch die Mutter, diente dazu, kulturelle Entwicklung der Sesshaftigkeit aus der Frühstphase des Menschen in der nacheiszeitlichen Erfindung des Ackerbaus zu ermöglichen. Aber die Verwöhnung musste durch konterkarierende „stabilisierende Normierungen“ eingehegt werden.<sup>7</sup> Das war die Rolle der patriarchalischen Autorität. Sie war notwendig, um überhaupt Traditionen zu schaffen. Doch wer war imstande, diese Grenzziehungen und Normierungen auch bei Spannungen durchzuhalten? Peter Sloterdijk hat dies in einer bemerkenswerten Passage zusammengefasst:

„Darum ist es kein Zufall, wenn die frühen Kulturen fast ohne Ausnahme gerontokratische Züge aufweisen: Die unaufhaltsame Infantilisierung der Anthroposphäre ließ sich evolutionär nur durch eine komplementäre Presbyterisierung kompensieren. Weil überall die Mutter-Kind-Sphäre den vorantreibenden subversiven Realitätsfokus bildete, lag es im Interesse der Gruppen, dessen Eigensinn überall durch eine Pflege der Ältesten-Autorität auszubalancieren. In der Alten Welt gelten die Ältesten als regierungsfähig, weil sie unfähig sind, ihre Meinung zu ändern; am Altersstarrsinn hängt anfangs das Gewicht der Welt. Erst die Moderne hat die gerontokratischen Klammern um die Kulturtreibhäuser gesprengt und sich auf das Abenteuer einer Verjugendlichung der Zivilisation fast ohne Reserve eingelassen –bis hin zur Ebene normativer und logischer Orientierungen.“<sup>8</sup>

An diesem „Ausbalancieren“ zwischen Muttersorge und Alt-Männer-Kontrolle kann man einen *Systemeffekt* feststellen. Das System *beruht* hier und oft auch anderswo, auf der *Regelung durch gegenstrebende Kräfte*. Der generalisierende Blick Sloterdijks kann aus meinen ethno-soziologischen Studien in Westafrika 1975–1995 im Prinzip bestätigt werden. Ich musste allerdings feststellen, dass die Frau-Mann-Polarisierung *allein* die Stabilisierung *nicht* gewährleisten kann. Es ist zusätzlich eine Erklärung nötig. Sonst

ist die Herausbildung von *Sicherheit* in einer für die – seit Urzeiten – bedrohten Kleinstgesellschaften der Clans und Dörfer, ob in Afrika, Asien oder dem indianischen Amerika, nicht verständlich. Überlebensnotwendige *soziale Dichte*, Zugehörigkeit und interne wechselseitige Loyalität zwecks Sicherung der Gemeinschaft muss in ihrer Entstehung „erklärt“ werden.

Ich sehe diese Dichte und Loyalität nach der Ablösung von der Mutter (paradigmatisch erforscht bei den Bambara durch unsere Expeditionen in den Jahren 1975–1995)<sup>9</sup> in den *Kinder- und Jugendgruppen*. Diese Gruppen werden schließlich zu den solidaritätsgenerierenden Initiationsgemeinschaften *innerhalb* des Kontrollsystems durch die Alten. Das Senioritätsprinzip regiert die Gruppen, Clans und Dörfer. Die Gemeinschaften berücksichtigen und festigen das Senioritätsprinzip. Sie geben ihm emotionale Substanz.

Dabei handelt es sich um Kohortengruppen zwischen 10 und 30 Individuen mit einer relativ mild ausgeprägten internen Führungsstruktur. Innerhalb dieser Gruppen von Jungen entwickelt sich durch Abenteuer, Mutproben, gemeinsame Lernprozesse, „Scherzbeziehungen“, die Aggressivität und Prestigewettstreit fingieren, eine enorme emotionale Dichte von Klein-Kollektivitäten. Erst diese Dichte hält das System zusammen.

Mit Ausnahme der meist armen und rigoros geführten dörflichen Strukturen kommen diese Führungsstrukturen bei historisch späteren Entwicklungen der frühen Hochkulturen Babyloniens und Ägyptens, der griechischen und römischen Antike, nur mehr in viel stärker spezialisierter Form vor. Wir finden sie im sportlichen, militärischen oder politischen Kontext der Jugendkulturen Athens. In Rom beginnt dann deutlich das *Elternprinzip* in der Familie zu dominieren.

Dieses Elternprinzip trug so lange, bis es, wie Peter Sloterdijk richtig sieht, von einer allgemeinen „Juvenilisierung“ zumindest von den Rändern her geschmälert wird und ihr schließlich zum Opfer fällt. Die Wirkung der Familie wird heute so auf wenige Sozialisationsjahre eingengt. Sie hat auch mit der Dauer-Konkurrenzierung durch TV, Internet und Computerspielen bei den Kindern zu rechnen. Die begründen früh relativ einsam ihre eigene Welt.

Die heitere und lockere und doch so verbindliche Geschwisterlichkeit in den traditionellen stammesgesellschaftlichen Kohorten-Gruppen schwindet schon mit der Entstehung der Hochkulturen. Sie wird vom vorderasiatisch-europäischen Familiensystem zurückgedrängt. Die Geschwister-Rivalitäten, stammesgesellschaftlich durch das System der Geburtenabfolge als Hierarchie im Sinne des Senioritätsprinzips geregelt und teilweise entgiftet, beginnen sich in den frühen Hochkulturen in den Vordergrund zu drängen. Und in der bürgerlichen Welt wird die Rivalitätsdynamik vom bevorstehenden „Ernst des Lebens“ bestimmt und gesteigert und für die Erfolgs-Karriere

genutzt. Aufstieg wird alles. Der Konkurrenzdruck fördert ihn. Geschwister sind Konkurrenten.

So kann man, Schritt für Schritt, die Augen immer beobachtend offen, zu Systemkonzepten kommen, die Erklärungswert haben. Aber diese Systeme sind alle *historischer* Natur. Diese Einsicht darf durch keinen Generalisierungswahn welterklärungssüchtiger Soziologen oder formalistischer System-Hohepriester in den Hintergrund gedrängt werden.

Die Wendung, die aus der Einsicht in die postmoderne Welt heraus notwendig wird, vermag zur *Neuschaffung einer philosophischen Anthropologie* führen. Da können *Zusammenhänge zwischen Subjekt und Zeit* hergestellt werden. Wird eine solche philosophische Anthropologie mit historisierendem Hintergrund entworfen, kann aus ihr auch eine Art „guidance“ für wissenschaftliche Beobachtung und Forschung abgeleitet werden.

### 3. Orientierungsfigur Wilhelm Dilthey (1833–1911)

Als Ausgangspunkt für seine differenzierte guidance für die modernen Gesellschaften mögen die Ideen und Thesen Wilhelm Diltheys dienen. Er war auch lebensgeschichtlich für mich wichtig und ist es heute noch.

Warum gerade Dilthey? Wie kann ich die Konzentration auf diesen einen Autor aus meinen „anthropologischen Vorgegebenheiten“, der für mich autobiographisch fassbaren Erfahrung heraus erklären? Hier ist wieder ein Beitrag zur Studie N = 1 fällig, zur biographischen Selbstreflexion, analog zu dem Selbstportrait von Subleyras auf der Rückseite der Darstellungen seiner Werke.

Ich verdanke die Hinführung zu Dilthey meinem Lehrer, dem Philosophen Alois Dempf (1891–1982). Er war es, der mich in den Studienjahren 1947–1949 in die Geschichte der Philosophie einführte. Er vermochte deren Weg in der europäischen Neuzeit besonders fesselnd nachzuzeichnen. Von Dempf bekam ich auch die großen Versuche vermittelt, Weltgeschichte philosophisch zu deuten. Dempf sah sich in gewisser Weise als Nachfolger, „Sohn“ Wilhelm Diltheys. Ich fühlte mich als Enkel des großen Historikers und Lebensphilosophen.

Dempf war ein großer mächtiger Mann, der, mit einigen vorbereiteten Zetteln zur Vorlesung kam und dann eineinhalb Stunden lang in rhetorischem Fluss seine Geschichte der Welt- und Gesellschaftsdeutungen frei heraus erzählte. Dabei durchmaß er, oft mit langen Schritten, und wenn er sich über Probleme erregte, geradezu heftig, die (wie jene des Wiener Burgtheaters) *breite Bühne* des Auditorium Maximum des Universitätsgebäudes auf der Wiener Ringstraße. Es kam aber auch vor, dass Dempf abrupt stehen blieb und ins Publikum zu zeigen begann. Das geschah, wenn ihm et-

was Neues einfiel, das er besonders hervorzuheben wünschte. So ließ er seine Hörer an seinen Einfällen teilnehmen.

Gegen Schluss einer langen Vorlesung türmte er nochmals die von ihm bei einem Philosophen oder großen Wissenschaftler des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jh.s als besonders wichtig erkannten Gedanken wie aus Stein gehauene Stücke auf. Das war so bei seiner Schilderung von Max Weber, bei Max Scheler oder eben Wilhelm Dilthey. Dann war er fertig. Ein Reflexionsdrama war zu Ende. Und er selbst wirkte erschöpft. Man kam dann wie benommen aus dem Hörsaal heraus. Ich gehörte zu diesen Benommenen, und ich hatte das Gefühl, etwas *erlebt* zu haben: Gedanken und Geschichte.

Es ging Dempf um *seine* Ordnung, Gegenüberstellung und Deutung des Zusammenhangs der großen Figuren der Philosophiegeschichte. Diese Figuren wurden gezeigt, wie sie Licht in Ungelöstes getragen, aber auch Ungelöstes aufgeworfen hatten und um dessen Bewältigung rangen.

Das, was mich Dempf gegenüber trotz meiner Begeisterung für seine Vorführungen etwas zurückhaltend werden ließ, das war, dass er *allen* Philosophen etwas abgewinnen wollte. Es kam im Grunde kaum zur Zurückweisung oder Widerlegung einer der vielen dargelegten Positionen. Philosophie erschien Dempf als großes *Welttheater*, das man nur verstehen konnte, wenn einem ein *Durchblick* und der Aufbau einer *Typologie der Denkbemühungen* gelang. Dort schien er seine Sicherheit zu gewinnen. Ich suchte eine andere Form von Sicherheit. Ich wollte mehr als Aussagekraft von historisch-vergleichenden Konstruktionen. Aus dem Chaos des Krieges und der Todfeindschaften heraus gerettet, suchte ich Orientierung und diese für mich.

Dempf ging es, wie er es auch selber formulierte, um eine *Philosophie der Philosophie*. In gewisser Weise knüpfte er dabei an den Spätidealismus Franz von Baders an und er schuf Typen von Philosophie. Mich ließ dies unbefriedigt. Ich sah nicht, dass er an einer Verankerung seiner *eigenen* Position arbeitete. Genau das wäre mir, aus Krieg und Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, so wichtig gewesen: eine *Position*. Aber es sollte die meine sein. Es dauerte ein Leben lang, ehe ich sie zu finden begann.

Elemente für eine Position erbrachte im Gegensatz hiezu der im Höhenflug des Vergleichs philosophischer Positionen weit weniger faszinierende, nüchterne damalige Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der Pädagoge Richard Meister. Er bemühte sich, einen *Kulturbegriff* zu entwickeln. Er machte sehr deutlich, dass, wie vielfältig Gedanken (und Gefühle) auch sein mögen, sie immer von *konkreten Personen* ausgehen und ihre Wirkung wieder auf solche konkreten Personen ausüben. Er entwarf einen kulturtheoretischen Kreislauf von Objektivierung und Resubjektivierung.

Wie trocken und dürr auch die Begriffswelt von Meister gegenüber den farbigen Erkenntnisbahnen von Alois Dempf sich ausnehmen mochte, Richard Meister hatte mir vermittelt, dass es dynamische Verhältnisse und dass es bestimmbare Strukturen

von Kultur gab. Er stützte sich dabei auf Hans Freyer und Arnold Gehlen. Anders als im „Leben in der Natur“ gehen diese Verhältnisse von personalen Zentren oder von Gruppen von Menschen aus, nach selbstgeschaffenen, wenn auch in oft unüberschaubaren Prozessen entstandenen *Regeln*. Oder sie bauen sich in Sippen und Stämmen auf, so verstand ich es später in Afrika, sei es in Nomadengruppen und verschieden davon bei Sesshaften, schließlich in Dörfern und Städten. Die Regeln verfestigten sich und bestimmen die Personen und deren Verhältnisse zueinander.

Hinter eine solche Soziologie der Verankerung von Denk- und Vorstellungswelten in *Subjekten* (Personen), das vermittelte mir Richard Meister, und deren Stützung durch Symbolisierungen und gegenständlich fassbare Symbolwelten, konnte ich nie mehr zurückgehen. Ich verstand *menschliches Leben als symbolschaffend und symbolbestimmt* und *dadurch* auch sozial verbunden.

Als Soziologe wurde ich durch den steten Verweis auf Personen als Handlungs- und Gestaltungsträger kein Anhänger Emile Durkheims, und bei aller Bewunderung und allem Einbau seiner Gedanken aus der „Deutschen Ideologie“ in die meinen, z. B. bei der Rezeption des Begriffs der Arbeitsteilung zur Erklärung der Phasenbildung im Lebenslauf, nicht einer der Jünger von Karl Marx. Im „Positivismusstreit“ der 70er Jahre geriet ich auch nicht in Gefahr, mich auf die Seite der Dialektik Theodor W. Adorno's zu schlagen, trotz der großen intellektuellen Faszination, die Adorno durch die „Minima Moralia“, seine Hölderlin-Interpretation oder die „Dialektik der Aufklärung“ auf mich ausübte.

Bei aller Hilfe zur theoretischen Klärung durch Richard Meister blieb bei mir der Eindruck einer universellen europäischen Ideen- und Geschichtsdeutung besonders haften, den ich von Alois Dempf empfangen hatte. Dempf hatte mich zu dem Wunsch geführt, *Wurzeln für Ideen wie für Verhalten von Menschen immer an mehreren Stellen*, in mehreren historischen Epochen und Denkwelten zu suchen. Der *Vergleich* dieser Wurzeln wurde mir wichtig, allerdings um aus der Vielfalt auch zu *Gemeinsamkeiten* von Gedanken zu gelangen.

Dempf verdanke ich, dass er mich durch seine bunten Gemälde mit der Deutung von Geschichte bekannt machte und so mit Wilhelm Dilthey. Ich bin von da an immer wieder zu Dilthey „zurückgekehrt“. Ich tue dies auch hier und heute.

Ausgangspunkt für Dilthey war das geschichtliche Leben des Einzelnen. Daher muss die Forschung sich auf dessen *Einzigartigkeit* richten. Und Leben muss „aus ihm selber“ verstanden werden. Jedes Leben hat seinen eigenen Sinn.<sup>10</sup> Wo Sinn herkommt, das bleibt offen. Das ist eine Absage an die klassische Metaphysik und Ethik und deren kritische Umdeutung durch Kant und die Kantianer, Zeitgenossen des Berliner Historikers Dilthey zwischen 1875 und 1910. Dilthey verfügte intellektuell über einen weiten Horizont des Einblicks in die Ausprägungen der Metaphysik im Lauf der europäischen Geschichte. Er war einer der umfassend blickfähigen großen Gelehrten,

wie Theodor Mommsen, Ferdinand Gregorovius, Leopold Ranke, Adolf von Harnack, Ernst Troeltsch und Max Weber. Seine Zuwendung zum konkreten Menschen machte Dilthey zum Antimetaphysiker. Er setzte sich aber auch von der naturwissenschaftlichen Sichtweise ab. Geisteswissenschaften sah er als Gegenstück zu den Naturwissenschaften und insgeheim auch als Erbe der Metaphysik.

Nur das (in heutiger Sprache) „empathische“ Verstehen kann zum Leben des Menschen und seiner darin zu bewältigenden Aufgaben zurückführen.<sup>11</sup> Eine solche Rückführung zielt auf eine „Menschenkunde und Theorie der Lebensführung“.<sup>12</sup> Leben wird von Dilthey nicht autistisch als „Ego-Trip“ gesehen. Der seelische Verlauf des Erlebens solle im Kontext „zum umgebenden Leben in seiner konkreten Realität dargestellt werden.“<sup>13</sup> Grundlage bei all dem bleibe, den geheimnisvollen „Wurzeln des Gemüts“ des jeweils einzelnen Menschen nachzugehen.<sup>14</sup>

Wie kann diese Grundhaltung Diltheys heute in einer postmodernen Wissenschaftstheorie sich auswirken? Lassen sich daraus auch Folgerungen für die Umformung von Zugängen oder gar Methoden von Sozial- und Kulturwissenschaften ziehen?

Zwischen 1907 und 1909 kristallisierte Wilhelm Dilthey in Berlin einen sowohl für die Entstehung der Phänomenologie als auch, daraus folgend, der Existentialphilosophie Martin Heideggers grundlegenden Gedanken heraus. Dilthey wollte zeigen, dass das *Subjekt sich in Erlebnissen konstituiert*. Erleben ist nach Dilthey „ein Stück Lebensverlauf“. Erlebnisse bilden Einheiten im Fluss der Zeit. In diesem Fluss erhalten sie ihre „Bedeutung“. Die erste kategoriale Grundbestimmung des Lebens sei überhaupt seine *Zeitlichkeit*. Ausgehend vom Erlebnis (als durch Bedeutung erfülltes Zeitkonglomerat) lässt sich dann – in der Einheit des Bewusstseins – ein Zusammenhang im Subjekt herstellen. Dieser Zusammenhang erlaubt es, die Erlebnisse auf ein „Selbst“ zu beziehen.<sup>15</sup> Aus den Erlebnissen sind uns auch erlebbare menschliche *Beziehungen* und so eben der Gesamtzusammenhang unseres Lebens gegeben.

Edmund Husserl wird später von „Lebenswelt“ sprechen. Dieser Begriff machte Karriere in der Soziologie, allerdings ohne bedeutende Konsequenzen für die Forschung selber. Irgendjemand wies einmal über 15 Bedeutungen dieses Begriffs aus dessen Verwendung in der „Fachliteratur“ der Soziologie nach.

Dilthey zufolge können wir das Leben selbst nicht objektivierend erfassen. Es wird uns aber durch eine Art innerer Teilnahme *zugänglich*. Dilthey spricht deswegen von „Innewerden“<sup>16</sup>. Dieses – wie die darauffolgende Tätigkeit des „Verstehens“ – konstituiere die Geisteswissenschaften, die aus besonderen Voraussetzungen des Erlebens und Nacherlebens hervorgehen.

Der von Dilthey eingeführte Begriff des Verstehens wurde in den letzten Jahrzehnten auch von Wissenschaftstheoretikern wie Paul Feyerabend, der in den Naturwissenschaften geschult war, neu aufgegriffen. „Verstehen“, sagte er, werde oft durch ein „Un-

*deutlichwerden* der Dinge erreicht, durch einen Prozess, in dem sich das, was deutlich sichtbar schien, in ungewisser Ferne verliert<sup>17</sup> Eine solche Auffassung gibt dem Probieren ohne „allgemeingültige Grenzbedingungen oder Kriterien konventioneller, apriorischer oder empirischer Art“ eine neue Berechtigung. Dabei geschehe die Erfindung von Regeln *nach den Umständen*, ohne dass sie dabei zu allgemeingültigen Modellen erhoben werden müssten. Dieses Vorgehen habe sich „auch in den Entdeckungen der modernen Physik bewähren“ können.<sup>18</sup>

Selbst für die naturwissenschaftlichen Entdeckungen macht Feyerabend *subjektbedingte Ausgangspunkte* geltend: „Das Allgemeine wissenschaftlicher Prinzipien, Theorien und Gesetze ist niemals rein ‚objektiv‘ sondern *stark anthropologisch gefärbt*.“<sup>19</sup> Es kommt also aus der ganz speziellen Ecke eines Subjekts. Da taucht vor mir wieder das Gesicht des Malers Subleyras auf, sein Blick, mit dem *er* (und nur er) die Welt sieht. Der Maler zeigt sich in seiner nur ihm eigenen „anthropologischen Färbung“.

Das Erfinden von „Regeln und Umständen“ bedarf einer Art zusätzlicher Kreativität. In ihr erscheinen Wissenschaften und Künste nicht prinzipiell voneinander getrennt.<sup>20</sup> Die Anregungen von Feyerabend sollten keineswegs als ein Verzicht auf Kompetenz missverstanden werden. Auch Vorerfahrungen, Erprobtes und dessen Integration in die jeweils neue Forschungs-Situation mit ihren Lösungsanforderungen verlieren nicht an Wert. Sie sind ja in der „anthropologischen Färbung“ ohnehin mit enthalten.

Die Notwendigkeit des Erfindens von Regeln und Umständen kann ich aus eigenen Untersuchungen in den noch sehr stark von ihrem traditionellen nomadischen oder sesshaften Leben und Wirtschaften bestimmten westafrikanischen Dörfern bestätigen. Die Erfindung von Regeln der Forschung für das eigene Beginnen war auch für das Verständnis von Verhalten in städtischen „Übergangskulturen“ nötig. In Afrika stehen sie unter enorm starkem Verwestlichungsdruck und strotzen vor Desorientierung.

Meine Untersuchungen in Westafrika erforderten die im Mainstream der Sozialforschung stark vernachlässigte *Beobachtung*. Sie verlangten auch die Erhebung und das Verständnis der erfassten ökologisch-ökonomischen Bedingungen, samt den aus den Vorgaben her zu entwickelnden Methoden. Der Schwenk von „Participant observation“, zu der, wie ich sie nannte, „Observing participation“, also einer *inneren Teilnahme und Hilfebereitschaft*, schien mir trotz aller Bedenken angebracht. Diese Haltung entsprach wohl auch der „anthropologischen Färbung“ (P. Feyerabend) und der moralischen Grundabsicht der Mehrzahl der Mitglieder des Forschungsteams. Die Gefahr dieser Haltung war, dass sie die „Forschungslandschaft“ im *Prozess* der Forschung verändern und die „Begehrlichkeit“ der Armen zu sehr wecken und wir diese schließlich moralisch enttäuschen würden.



#### 4. „Abrüstung“ von Erwartungen an die „Wirksamkeit“ eigener Forschung

Es war in den afrikanischen Dörfern ein sehr merkwürdiges Mitleben und Mitleiden mit der schmerzhaften Gewissheit, meist nur temporär und marginal helfen zu können. Der Hauptgrund der Anwesenheit war ja das Streben nach Erkenntnisgewinnen. Dieses Gefühl, nicht eigentlich, sondern nur kurzfristig und fast nur marginal, z. B. durch Geld für Brunnenbau, helfen zu können, begleitete mich in einem absorbierend spannenden Erkenntnisprozess bei der Feldarbeit in den Dörfern und den verschiedenen städtischen Quartieren. Was mich resignativ werden ließ, war die Zweifelhaf-tigkeit der Wirkung der eigenen Forschung. Ich erwartete gerade bei den afrikanischen Studien, sowohl im Gastland als auch in Europa, Konsequenzen zu sehen. Eine Über-schätzung meiner Arbeit?

Bei solchen Gefühlen und Gedanken tut sich ein ganzer Horizont von Fragen auf. Inwieweit können transkulturelle Forschungsergebnisse über die arme Welt die in ge-wisser Weise unabdingbare Erweiterung des Bewusstseins in Globalisierungsprozessen fördern? Wen in der reichen Welt können Berichte und „Erzählungen“, die aus diesen Forschungen hervorgehen, zu irgend einer „Berührtheit“ bringen? Es ist ja nichts mehr stark genug, um zu bewegen. Die schaurigen Fernsehbilder haben uns alle abgestumpft. Man sagte mir, dass einige der in der Hauptstadt der Republik Mali geschaffenen medi-zinisch-sozialen Einrichtungen auf die von meinem Team ausgeführten Forschungen zurückzuführen seien. Das waren Behauptungen, die mich nicht voll überzeugten. „Nachhaltige“ Supervision bzw. Begleitung solcher Einrichtungen in Afrika erscheint empfehlenswert. Wer aber soll das bezahlen bzw. organisatorisch tragen? Die Wissen-schaftsfonds tun es nicht. Die staatlichen und nichtstaatlichen Organisationen gehen ihre eigenen Wege.

Soll man sich daher mit dem in der eigenen Entdeckungsarbeit fragmentarisch Ge-bliebene(n) als einer Episode im Forscherleben zufrieden geben? „Die Demut in mir zu er-wecken, muss ich mich demütigen“, sagt die Marschallin in Hugo von Hofmannsthal's „Rosenkavalier“, geschrieben wenige Jahre vor Ludwig Wittgensteins Tagebucheintra-gung über die Notwendigkeit, das „Gebäude des eigenen Stolzes“ abzutragen.

Sehr eindringlich spricht Karl Acham im Hinblick auf die Drittwelt-Armut von den *schwerwiegenden inneren Wahrnehmungsdefiziten im reichen Norden*. In der sozia-len und politischen Wahrnehmung verweigern wir uns dem wachsenden Anspruch auf gleichen Konsum und gleiche Niederlassungsfreiheit der Afrikaner. „Man muß feine Ohren haben, um das ferne Donnerrollen historischer Umbrüche hinter unserer laut-starken Betriebsamkeit und dem Geräusch der von uns in die Welt gesetzten Novitä-ten und Moden vernehmen zu können.“<sup>21</sup>

Was also tun mit moralisch unaufgebbaren, in der Realität aber von einem selber aufgegebenen Projekten als Beitrag zu Veränderungen für die arme Welt? Die Stimme des Intellekts ist leise, schrieb Sigmund Freud. Sie ist nicht nur leise, sondern auch schwach. Und sie verklingt, kaum dass sie gesprochen hat.

Man muss wohl den Auftrag des Historikers und Demographen Arthur E. Imhof unter dem Motto „Sis humilis“ (sei bescheiden) ernstnehmen.<sup>22</sup> Nur so kann man sich zu einer Distanz zum eigenen Tun durchringen, das unter Prämissen von „Veränderung“ unternommen wurde. Man muss seine Grenzen, vielleicht sogar sein Scheitern erkennen. Dabei hilft vielleicht die (resignative) Einsicht, dass, wenn sich „die Geschichte des eigenen Lebens als Episode in den Rahmen ... historischer Erzählungen fügt“, dies schon das Höchste sei, was „die Intellektuellen zur Unterstützung der Moral“ beizutragen vermögen.<sup>23</sup>

Gehört also das „Abrüsten“ von Erwartungen auch zur kritischen Konsequenz von Forschung? Zum Weg zu einer gereiften Selbstbeurteilung? Wie kritisch war der Maler Subleyras im 18. Jh. seinen eigenen Porträts gegenüber? Subleyras schaut zweifelnd – selbstzweifelnd – den Betrachter an. Was habe ich mit all dem, was ich tat, geleistet? Konnte ich mein Überleben „rechtfertigen“?

Hatte nicht auch Odo Marquard mit seinem Stichwort des „Abschieds vom Prinzipiellen“ den Weg zur Abrüstung einer, sei es durch Kirchen, Ideologien oder auch Aufklärung geharnischten Welt der Herausforderung des Individuums gewiesen?<sup>24</sup> Werden von der Abrüstung aus für den Wissenschaftler und für den „Menschen“ neue Einsichten möglich? Solche Einsichten könnten dazu beitragen, die verbreitete Entfremdung der Wissenschaftler von sich selbst durch ihre „Gegenstände“ zu lockern. Abrüstung erhöht auch den Respekt vor den Leistungen anderer.

Es ist sehr wichtig, dass das Ich (so unbestimmbar es auch bleiben mag), sich zu seiner „anthropologischen Färbung“, zu der „Ecke“ bekennt, aus der heraus es emotional und intellektuell den Problemzugang fand und findet. So wird diesem Ich eher klar, wo seine Grenzen des Erkennens und der Bewältigbarkeit von Problemen liegen. „Bohr wußte“, schreibt Feyerabend über den neben Einstein vielleicht bedeutendsten Atomphysiker des 20. Jh.s, „daß unser Denken immer unabgeschlossen ist, und das wollte er offenlegen und nicht verschleiern. Er wußte auch, daß jede Lösung, jedes sogenannte ‚Ergebnis‘ nur ein Übergangsstadium auf unserer Suche nach Erkenntnis ist.“<sup>25</sup> Man kann in diesem Sinn wohl auch dem Satz Peter Sloterdijks zustimmen, dass das „philosophische Leben“ sich nur dadurch rechtfertigen lässt, „daß es zu einem Selbstversuch des Erkennenden gerät“.<sup>26</sup>

Bei einer Rücknahme vieler Prämissen, bei der „Abrüstung“, wie ich sie hier schildere und vertrete, sollte kein wissenschaftstheoretischer Agnostizismus entstehen. Vielmehr zeigt sich, dass aus einer philosophischen Grundhaltung der Selbstrücknahme

heraus für die Wissenschaft vieles überhaupt erst möglich wird. Die Abrüstung führt zu Selbstbegrenzung, Selbstkritik und Erhöhung der Selbstverantwortung. All dies ist leichter gefordert als (in sich selbst) durchgeführt. Die Wissenschaft hat dies alles aber bitter nötig, durch die Fülle ihrer technologischen und informatischen Möglichkeiten, die eine Totalität vorspiegeln, heute mehr denn je.

Nach einem nicht unbeträchtlichen Rückzug des von Friedrich Hegel vor etwa 180 Jahren schon intendierten Kulturstaates, gerät die Wissenschaft heute in den Griff wirtschaftlicher Mächte. Damit sind keineswegs nur die Firmen gemeint, die mit Hilfe ihres „sponsoring“ für das eigene Wachstum Entwicklungen (der Wissenschaft) ebenso fördern, wie sie es für sportliche Leistungen tun. Eine generelle Tendenz der Ökonomisierung? Die Wirtschaft macht eben Reklame mit Olympiasiegern, Krebsforschern und Pflegern von Alzheimerkranken, um ihre Produkte abzusetzen. Das gehört zu ihrer Dynamik, wo die Grenzen liegen sollten, ist oft schwer zu bestimmen.

Karl Acham zeichnet die Entwicklung zur Ökonomisierung historisch nach: „In der Tat brachte das Zeitalter der Weltkriege für die Geschichte eine Akzentverlagerung: von der Politik zur Ökonomie, von Problemen der Herrschaft zu Problemen der Produktion und Finanzierung. In diesem Zusammenhang meinte bereits Max Weber, daß auf allen Gebieten die ökonomische Betrachtungsweise im Vordringen sei ...<sup>27</sup> Der Staat sei zum Betrieb verkommen, Machtfragen verwandeln sich – so Acham – in *Geldfragen*. Der Markt erscheine geradezu als Modell des Zusammenlebens schlechthin. So hat es der Berliner Althistoriker Alexander Demandt charakterisiert: „Was Jahwe, Zebaoth und Allah mißlang, hat Mammon geschafft mit dem Fetisch Ware und dem Katalysator Geld. Das Schaufenster weckt mehr Andacht als jede Monstranz, das Heilsverlangen richtet sich auf den Besitz, der Versandkatalog ist eine Heilige Schrift, der Supermarkt wird zum Modell des Paradieses“.<sup>28</sup>

Das sind Töne, die noch schärfer sind als sie Theodor W. Adorno in seiner Polemik gegen die „Tauschgesellschaft“ entwickelte. Es haben sich auch die Verhältnisse verschärft. Die wirtschaftliche Kompetenz, die Managementfähigkeit, „Drittmittel“ einzuwerben, wird in der Wissenschaft z. T. wichtiger als die forschende. Vor Jahren hieß es schon: „Publish or perish“. Jetzt gibt es ausgefeilte Punktesysteme, nach denen Publikationen bewertet, d. h. skalenmäßig erfasst werden, um einen Börsenkurs des Wissenschaftlers auszuweisen. Wichtig wird: „Finance yourself or perish.“

Zu all dem kommt dann noch die Selbstversklavung unter kollegialem Konkurrenzdruck. Auch da drängt der Marktwert sich ganz nach vorne in die Wissenschaften. „Vielen genügt es schon, ihre Kollegen zu besiegen und so ihr Ansehen in kleinen autistischen Kreisen zu erhöhen.“<sup>29</sup> Nein, das genügt heute nicht mehr, dazu muss auch noch die mediale „Sichtbarkeit“ kommen, um zu „siegen“.

## 5. Notwendige Polarisierung von Philosophie und Wissenschaft

Empfiehl sich der Versuch einer Renaissance der Geisteswissenschaften mit ihrer „Innerlichkeit“ (Dilthey) des Verstehens? Kann der Versuch erfolgreich werden? Und wenn, dann wie? Plausibel aber wohl etwas zu pragmatisch (und streng auf seiner Linie der Kompensation als Heilmittel) kämpfte Odo Marquard für die Geisteswissenschaften. Die exakten Wissenschaften machen die Geisteswissenschaften nicht überflüssig, sagte er, „sondern allererst nötig“. Der Erfolg der exakten Wissenschaften steigere den Bedarf an Geisteswissenschaften.<sup>30</sup>

Dilthey hatte den geisteswissenschaftlichen Denkbeginn mit der Konzentration auf die Historizität menschlichen Lebens angesetzt. Erst die *fundamentale Beachtung der Geschichtlichkeit* erlaube es, das Leben als Prozess von Bedürfnissen und als *Schöpferkraft* zu sehen.

Ein Zwischenschritt geschah durch die von Dilthey beeinflusste Phänomenologie Edmund Husserls. Sie wurde gefolgt von der durch Martin Heidegger ins Werk gesetzten *Umformung der Phänomenologie zur Existential-Ontologie*. So entstand Heideggers Beharren auf einer Zäsur zwischen Philosophie und Wissenschaft. Er führte einen trennenden Schnitt zwischen der Wissenschaft und dem was er als „Denken“, als Erschließungsprozess seiner neuen Seinsphilosophie darzustellen suchte.

Ist der Schnitt zwischen „Denken“ und Wissenschaft heute beizubehalten? Ist er möglich und sinnvoll in einer alle Lebensgefühle und Bewusstseinsbereiche durchdringenden „sekundärwissenschaftlichen Welt“ (Ulrich Beck)? *Kann* man da Philosophie und Wissenschaft überhaupt noch voneinander trennen? Oder fordert andererseits nicht gerade diese Sekundärverwissenschaftlichung eine neue Form von (gezielter) Abstinenz, ja temporärer Zurückweisung von Wissenschaft in verschiedenen Lebenshaltungen, die durch Philosophie gestützt werden können? Mir erscheint eine solche Trennung phasenweise unabdingbar nötig.

Edmund Husserl hatte ein Aussetzen des Wissenschaftsgebrauchs für seine fundamentale Selbstreflexion der „Phänomenologie“ unter dem Begriff der „Epoché“ verlangt. Epoché war in der Antike ein Begriff der Skeptiker gewesen. Bei Husserl heißt er gezielte „Ausklammerung“ von Wissenschaft zur philosophischen Selbstfindung mittels eigener Introspektion. Diese Ausklammerung (Epoché) sollte zu einem Neuanfang von Philosophie führen. Und sie führte auch dazu – in der Existentialphilosophie.

Bei Heidegger ist der Schritt zum „Denken“ eine Wendung zu einer fundamental neuen Lebenshaltung. Heidegger fordert damit eine radikale *Zukehrung des Erkennens auf das Leben*. Denken ist als Rückzug zur „eigentlichen“ inneren Daseinsentfaltung durch eine (wenn auch von ihm nicht näher bestimmte) meditative Öffnung gedacht. Denken müsse sich einem potenziell „ankommenden“ Sein zuwenden. Ankommen

und Unverborgenheit sind die Grunderfahrungen des Selbst, die durch das objektlose „Denken“ entstehen. Das „Eigene“ könne nur erreichen, wer zu warten versteht, bis es „zugeschickt“ wird.<sup>31</sup>

Kann man sich damit in der heutigen Welt behaupten? Oder ist es gerade diese Rücknahme zwecks Öffnung auf ein „Jenseits“ von Konsum und Stress, die Erleichterung ja Stärkung verspricht?

Was bedeutete Heideggers brüske, verstörende, vor einem halben Jahrhundert in der Aufbaurasanz Mitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg hinausgeschleuderte Aussage „Die Wissenschaft denkt nicht“?<sup>32</sup> Heideggers Rede hatte die Intention eines selbsternannten prophetischen Sprechens. Aus dem Schmerz des Untergangs des alten Europa 1919 sollte ein *fundamentaler Mentalitätswandel* entstehen. „Besiegte Erde schenkt uns die Sterne“ war dann 30 Jahre später nach „totalen“ Zerstörungen der Schlusssatz von Ernst Jüngers „Strahlungen“ (1949), seinen Kriegstagebüchern, gewesen.

Heidegger wollte die „Sterne“ zur Abwehr des Heraufkommens von einer auf Wissenschaft gestützten, zunehmend umklammernden Machbarkeit „anrufen“. Heideggers „Denken“ sollte zu Sorge, Gelassenheit, Gewähren, Ankommen-Lassen führen. Der Philosoph aus dem Schwarzwald wollte der Wissenschaft einen *ausschließlich* lebensbestimmenden Platz verwehren. Wird sie sonst durch die verschiedensten Bündnisse mit der Macht, z. B. der Wirtschaft, nicht unaufhaltsam zur allumfassenden gesellschaftlich-kulturellen Steuerung? Und engt damit den Menschen und Menschlichkeit bis zur Entstellung ein? Billigt man wissenschaftlicher Rationalität die einzige Form von Daseinserhellung und Steuerung zu, wird man von ihr gleichzeitig vereinnahmt und voll vereinnahmt. Das führt schließlich zum Verlust von Freiheit.

Die Beziehung der Wissenschaft zum Denken sei nur dann als eine echte und fruchtbare anzusehen, „wenn die Kluft, die *zwischen* den Wissenschaften und dem Denken besteht, sichtbar geworden ist und zwar als eine unüberbrückbare“. Es gebe von den Wissenschaften zum Denken „keine Brücke, sondern nur den Sprung. Wohin er uns bringt, dort ist nicht nur die andere Seite, sondern eine völlig andere Ortschaft“.<sup>33</sup>

Wo ist diese andere Ortschaft? Wenn ich heute diesen Sätzen Martin Heideggers aus der Zeit vor 50 Jahren nachsinne und mich frage, was heute Wissenschaft und Philosophie trennen mag und sollte, dann kann ich dabei auf meine Erfahrung mit dem Zen-Buddhismus zurückgreifen.

Diese Erfahrung soll der Erläuterung der philosophischen Position durch Beispiele aus der Lebensführung mit Hilfe von Zen-Praktiken dienen. Meine Absicht ist, fernöstliche Daseinspraktiken in den Erkenntnis- und Handlungskreislauf der späten Moderne zur Integration zu empfehlen, teils zum besseren Verständnis und zur Neubelebung der europäischen Mystik und Meditation, von der frühchristlich-byzanti-

schen Theorie und Praxis bis zur spanischen Mystik des 17. Jh.s. In der Fremdheit des Ostens sich selbst zu finden, bedeutet auch die eigenen Wurzeln neu zu entdecken und sich aus diesen zu nähren.

## 6. Denken und Meditieren

Zusammen mit einem japanischen Kollegen und Freund hatte ich dazu mehrere Wochen lang in einem japanischen Kloster Gelegenheit bekommen. Dieser Aufenthalt führte mich zu einem späteren Studium des Shōbō-genzō, des monumentalen Werks des Meisters Dōgen. Man mag ihn in seinem geistigen Umfang mit Moses Maimonides oder vielleicht sogar mit Thomas von Aquin vergleichen.

Meister Dōgen zitiert den chinesischen Zen-Meister Yakusani aus der Tang Zeit (618–906). In tiefer Meditation sitzend wurde Yakusani von einem Schüler angesprochen: „Fest sitzend wie ein Fels, was denkst du?“ fragte der Schüler. Der Meister antwortete: „Ich denke an etwas, das völlig undenkbar (fu-shiryō – worüber-man-nicht-denken-kann) ist.“ Der Schüler: „Wie kannst du über etwas nachdenken, was völlig undenkbar ist?“ Meister: „Durch ein nicht-denkendes Denken (hi-shiryō – Denken-das-kein-Denken-ist).“

Dieses nicht-denkende Denken geht nach dem Zen-Buddhismus als objektloses in die Leere. Aus dieser heraus wird der Meditierende – ohne die Tiefen des eigenen Seins „erforschen“ zu müssen – zu sich selbst geführt.<sup>34</sup> Die Radikalität des „Nicht-Denkens“ erlaube ihm dies.

Bei Heidegger bleiben diese in der buddhistischen Meditationslehre des Fernen Ostens vielfach erarbeiteten Kommentare aus. Im Unterschied zum Buddhismus liegt bei ihm – unausgesprochen – eher die europäische Mystik zugrunde. Man mag das Bild von der „Nacht der Gottheit“ aufrufen, wie es in der Tradition der spanischen Mystik z. B. bei Juan de la Cruz entstand. Man kann Heidegger deswegen auch als Theologen einer sich verhüllenden und entziehenden Gottheit interpretieren. Sie entzieht sich, weil die „Frömmigkeit“ der Zuwendung des Menschen in der Sorge *fehlt* und weil die menschliche Deutungskraft verloren ging. Heidegger zitiert eine den Verlust dieser Kraft beklagende Zeile aus Friedrich Hölderlins Gedicht Mnemosyne: „Ein Zeichen sind wir, deutungslos ...“<sup>35</sup>

Max Scheler hatte, knapp ehe 1927 „Sein und Zeit“ von Martin Heidegger erschien, als Katholik seine Kirche verärgert, da er vom „werdenden Gott“ zu sprechen begann. Dies geschah zu einer Zeit, als es in Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch“ schon Verse gab, wonach der Mensch in Glaube und Ritus Gott *beistehen* müsse, damit auch Gott sich entfalten könne, zu *werden* vermöge.

Bei Heidegger liegt ein Wechsel vom persönlich gedachten Gott zur Gottheit vor. Die Gottheit bleibt in der Spannung des Sich-Eröffnens und Sich-Verbergens. Sie kann durch „Schickung“ und „Zuschickung“ rätselhaft wirksam werden. Es vollzieht sich ein ahnendes Wechselverhältnis zwischen dem Menschen und dem geheimnisverhüllten großen Anderen.<sup>36</sup> Um dafür offen, rezeptiv zu werden, *müsse sich der Mensch vor seiner eigenen Ungelassenheit hüten*, schreibt Peter Sloterdijk in seiner Heidegger-Auslegung. Erst nach der *Überwindung der Selbstbehauptung* könne der Mensch dem Sein, das sich in seine Hut gibt, entsprechen.<sup>37</sup> Nur durch Einschränkungen in der Selbstbehauptung könne die Natur mit ihren inneren ökologischen Zusammenhängen gerettet werden. Aber wie kann man, in einer entfesselten Wettbewerbsgesellschaft, den Anspruch auf Selbstbehauptung zurückzunehmen? Oder liegt gerade im Aufgeben dieses Anspruchs auf Selbstbehauptung die Freigabe zur Ichfindung? Gerade in *differenzierten* Fragen werden sich gangbare Wege finden lassen.

Sind wir mit Heidegger am Endpunkt der Entwicklungen in den Geisteswissenschaften angelangt? Sie begannen mit der Konzeption von „Leben“ bei Wilhelm Dilthey. Wir wissen, „daß wir das Wesen dieses Lebens selbst nicht erfassen können“<sup>38</sup> schrieb Dilthey. Bei Husserl erfolgte die Einladung zur Epoché, zur Selbstsuche und Bewusstseinsforschung bei Ausklammerung der Ergebnisse vor allem psychologisch-objektivierender Forschung. War dies im ersten Jahrzehnt des 20. Jh.s durch die Ausklammerung (Epoché) von Wissenschaft eine Verweigerung von Aufklärung? Oder eine Befreiung aus dem von der Wissenschaft des späten 19. Jh.s noch verschärften Prokrustesbett der Aufklärung?

Liegt nicht in der Epoché eine Art Selbstbefreiung von den vorfabrizierten (durch Forschung rational plausibel gemachten) Erklärungen? In einer, wenn auch anderen Weise hatten Adorno und Horkheimer in ihrer im Exil in Kalifornien während des Zweiten Weltkriegs verfassten „Dialektik der Aufklärung“ die Selbstfesselung durch Wissen angeprangert.

Wir haben es im intellektuellen Gefolge von Husserl bei Heidegger mit einer verschärften Warnung vor Festlegungen von außen her zu tun, welche durch die wissenschaftliche Bewusstseinsanhäufung verstärkt werden. Das Netzwerk des Wissenskäfigs werde nur noch enger. Das Subjekt kann sich nur selber durch radikale Befreiung, durch existenzielle Selbstvergegenwärtigung seiner „Geworfenheit“ und Endlichkeit – sein „Vorlaufen zum Tode“ – zur Daseinsentschlossenheit durchringen.

Heidegger warnt vor der Gefährdung des Wichtigsten, nämlich der *inneren Hellhörigkeit des Menschen auf das jeweils Notwendige*. „Denn eines nur ist notwendig“ (Lk 10,42), kann man als Schlüsselsatz der christlichen Tradition, wenn auch nicht konform mit Heideggers Heroismus, hier anrufen, als einen Satz der Hingabe an innere Achtsamkeit und Bereitschaft für die Gottespräsenz. Gerade in diesem Satz des

Neuen Testaments trifft sich das Prophetische mit dem Mystischen und weist auf den „Frieden der Seele“. Er entsteht dem Arzt Lukas zufolge aus Offenheit und „Hören können“.

Das „Dunkle“, wovon Heidegger spricht, und wohin der Sprung führt, ist *nicht das Beliebige*, sondern das in seinen Augen *Notwendige* des Existenz-Werdens des „Daseins“. Es ist sicher kein „Forschungsprojekt“. Es kann sich, aus einer ganz anderen Perspektive her gesehen, um einen Grundbedarf des Unbewussten und um eine Gestaltfindung durch ein Ahnungsvermögen handeln. Aus dem Dunklen kommt, können wir heute folgern, was sich erst klären muss, die Liebe, die sinnliche wie die geistige Zuwendung. Sie ist nötig, um zum Notwendigen zu finden.

So sehr man das aus alteuropäisch-humanistischer Sicht bedauern mag, haben wir es mit dem von Heidegger geforderten „Sprung ins Dunkle“ um einen Abschied vom rationalen abendländischen Kontrollanspruch und dessen erkennendem „Erfassen“ zu tun. Dieser Anspruch war schon im Ausspruch des delphischen Orakels im Kern enthalten, als es verlangte: „Erkenne Dich selbst“. Das große (west)europäische Paradigma vom Primat des Erkennens in allem und jedem wird nun seit Nietzsche, Dilthey und durch Heidegger radikal in Frage gestellt. Unbegrenztes „Self-screening“ durch die geballte Kraft der Wissenschaften von der Neurologie über die Psychoanalyse bis zur Soziologie, wird in seiner Beschränktheit einsehbar.

Der neue Satz, der Gegen-Satz zum „Erkenne dich selbst“ mag lauten: „Rette Dich selbst“. Zu diesem Rettungsvorgang dient die Hinführung zur Selbst-Innewerdung. Aus ihr leiten sich Schutz, Achtsamkeit und die Zubilligung von Achtbarkeit gegenüber jedem anderen Menschen ab.<sup>39</sup> Selbstrettung und Fremdrettung sind, wenn sie wirklich *Rettung* sein wollen, nicht voneinander zu trennen.

Welche grundsätzliche Abwägung im Hinblick auf Heideggers Zweiteilung in forschende Rationalität und philosophisches „Denken“ ist heute angemessen? Es erscheint mir richtig, diese Zweiteilung aufrecht zu erhalten und nicht zu verwischen.

Für die Zweiteilung spricht letztlich wohl auch, dass sie sich schon bei der Menschwerdung, bei der frühen Entwicklung des homo sapiens, abzuzeichnen begann. In der Herausbildung von kohärenten Kulturstrukturen der nacheiszeitlichen „Revolution“, der Herausbildung von Weidewirtschaft und schließlich Ackerbau, kam es zu den ersten entscheidenden Grenzziehungen zwischen profan und sakral. Im heiligen Hain, der einzigen verbliebenen Schatteninsel weit und breit, durften wir nicht unsere Zelte aufschlagen, als wir 1984 in jenes afrikanische Dorf kamen, wohin wir dann durch zwei Jahrzehnte hindurch immer wieder zurückkehrten.

Die frühe Kulturentwicklung des homo sapiens hatte beides zur Voraussetzung: *Neugier und deren entschiedene Begrenzung* durch Gebote und Verbote, sowie deren sakrale Institutionalisierung. Das Profane und Erkundbare wurde vom Sakralen und



letztlich Verborgenen schon früh getrennt. Die Strafen der Übertretung waren hoch. Auch die Friedenspropheten, wie jener aus Nazareth, bekämpften die Durchmischung. Jesus trieb die Geldwechsler mit der Peitsche aus dem Tempel.

Gehen wir noch weiter in die Frühgeschichte der Menschheit zurück, so finden wir das Inzestverbot als Element der Kulturbegründung. Es ist auch ein Indiz für die frühe Ahnung der Notwendigkeit von Grenzziehung. Es war die beschränkende Norm, welche Vielfalt der Wahl und Erweiterung des sozialen Lebens erlaubte und ermöglichte.

Alle frühen, uns aus den Stammesgesellschaften noch deutlich bekannt gewordenen Normen, enthalten Tabu-Vorschriften. Diese legen für die Notwendigkeit der *Meidung*, der „Enthaltung“ Zeugnis ab. Das Tabutier wird von der Bejagung ausgeschlossen. Diese „Epoche“ hält auch bei extremer Nahrungsmittel-Knappheit. Es muss ein Spalt aus der Nützlichkeit heraus offen bleiben, damit Normen entstehen können, die Leben durch Regeln ordnen. Was man (durch Tabu) schont, damit kann man sich dann auch identifizieren. Lässt sich z. B. die ägyptische Götterwelt von daher besser verstehen?

Gewöhnt an die Meidung des Anschauens seines Tabutieres berichtete mir vor einigen Jahren ein altgewordener Philosophieprofessor vom Lyceum in Bamako, der Hauptstadt der Republik Mali, wie er als höherer Schüler durch eine Exkursion in den ohnehin kargen Zoo plötzlich mit seinem Tabu-Tier, dem Elephanten, konfrontiert wurde, den er ja nicht sehen sollte. Bei seiner Erzählung mir gegenüber vermittelte sich noch der Schock des Adoleszenten über den Tabu-Bruch.

Ich versuche noch eine weitere Begründung für die Zweiteilung von Wissenschaft einerseits und „Denken“ der Philosophie andererseits. Distanz und Gelassenheit bieten Voraussetzungen für reife Entscheidungen. Gelassenheit und Geduld sind nötig für die bedrohte innere Kontinuität des Subjekts.

Im Unterschied zu dem von Neugier angetriebenen Verhalten führen Distanz und philosophische Gelassenheit – bei aller äußerlichen Bewegtheit im Sturm des Lebens – zu Ruhe und Selbstübereinstimmung. Daraus kann Kontinuität entstehen. Motivationsklärung und die verschiedenen Formen von wissenschaftsgestützten Reflexionen über den Menschen mögen im Vorfeld behilflich sein. Die Kernhandlung von Entscheidung kommt in gewisser Weise aus dem Nichts. Sie ist immer ein „Sprung ins Dunkle“.<sup>40</sup>

## 7. Das Ich und seine Ungewissheit

Einen solchen Sprung muss das Ich wagen, auch wenn es nach Freud nie „Herr im eigenen Haus“ sein kann. Heute bekommt dieses „unbehauste“ Ich mehr und mehr Entscheidungen aufgebürdet. Es strebt dann auch selber zusätzlich nach Erweiterung von Optionen und macht sich dadurch das Leben noch schwerer.

Je mehr *Globalität*, desto mehr *Entscheidungen*. Das Ich wird unsicher und gerät zusätzlich unter den Außendruck von ins „Ungeheuerere“ wachsenden Beeinflussungen und Optionen. Der Entscheidungsraum wird weit aufgerissen: von der Sexualität bis zu den Fernreisen, Antiquitäten und Delikatessen. Das wird verstärkt durch stets neue Informationen und professionell gestaltete Überredungen von Märkten und Moden. Die Fähigkeit zum (temporärem) radikalen *Entzug*, zur existenziellen Epoché, stützt dieses Ich, wenn es sich dazu ent-schließen, er-schließen kann. Heißt das Meditation, Askese oder beides? Und wie sind diese heute realisierbar?

Die durch Kirchen und politisch-ideologische Orientierung vorgegebenen Chancen der Zugehörigkeit zu meditativ-rituellen und asketisch orientierten Systemen werden aus vielen Gründen geringer. Umso weniger kann sich das Ich auf eine ihm empirisch verwertbare Außenstützung zur mehr oder minder unbesehen übernehmbaren Innenstärkung verlassen.

Dilthey hatte diese Situation schon vor einem Jahrhundert ahnend herankommen gesehen. Es bedürfe nach Auflösung der Dogmen „einer Form derselben, die aus Besinnung entspringt. Anders seien Krankheit, Tod, Verkennung usf. nicht zu ertragen.“<sup>41</sup>

Man muss heute diese Aussagen nur noch radikalieren. Es zeigen die Befunde der Sozialforschung, recht gelesen, unter der Decke verwöhnungsorientierter Konsumwelt und mancher Lebensillusionen, enorme und anhaltende Spannungen und Unge-löstheiten in der Alltagswelt. Besinnung angesichts „Ungewissheit und Wagnis“ (Peter Wust) verlangt die Emigration aus der zweckrational-erfolgsgesteuerten Push-Gesellschaft. Eine solche Emigration ermöglicht Selbsthilfe, Rettungsversuch, um psychisch überleben zu können. Im Sinne des oben vorgegebenen Stichworts „Rette Dich selbst“ sind Entwicklungschancen zu gewinnen. Nur wer sich selber zu „retten“ imstande ist, vermag auch anderen Menschen geistige und psychische Überlebenshilfe zu geben.

Je stärker die Unerfassbarkeit des Ich eingesehen und dessen Steuerungsschwäche zugestanden wird, desto dringender wird der Überstieg von der Reflexionsphilosophie in die Entfaltung der Besinnungskapazität. Sie führt zu einer Philosophie der „Lebensermöglichung“ durch Selbststrettung, so wirksam gestützt diese „Autarkie“ (Aristoteles) und „Selbstsorge“ (Michel Foucault) im Liebes- und Sozialbezug auch sein mag. Im Spätwerk Freuds werden die Grenzen der Sicherung des Ich vor dessen Überwältigung durch „Hochfluten der Triebsteigerung“ ausgeführt. Freud bezweifelt, dass die durch eine Psychoanalyse aufgebauten „Dämme“ auch langfristig standhalten können.<sup>42</sup> Eine Garantie gebe es da nicht. Was und wer soll „bändigen“, Dämme festigen und somit *Lebensführung* ermöglichen? Ist wirklich die „Triebsteigerung“ soziologisch das Hauptproblem? Sind es nicht Hilflosigkeit-Beindrängungen, Ratlosigkeit, Zwänge und Hemmungen? Enttäuschte, verlorengegangene Antriebe?

In einer Studie über Michel Foucault formulierte Georges Canquihem die Unerfassbarkeit des Ich. „So wird das *Ich denke*, anders als das cartesianische *Cogito*, gesetzt als ein Ansich, das für sich nicht zu werden vermag. Das *Ich* (Je) kann sich nicht als *Ich* (Moi) erkennen.“<sup>43</sup> Wie soll es da auch Herr im eigenen Haus sein? Oder gar „bändigungs-fähig“?

Was verheißt uns der „Sprung ins Dunkle“ und in das Nichtüberschaubare und Noch-nicht-Gewesene? Könnte das „Hoffnung“ heißen? Bei diesen Überlegungen kann man sich auf den Psychiater Ludwig Binswanger stützen. Man müsse die „Quelle seiner philosophischen Gedanken in sich selber finden“. Nur so könne man „die *Angst* des Daseins überwinden, *sich* in der allgemeinen Vernunft *zu verlieren*.“<sup>44</sup> Aber wenn das Selbst von der Konsumwelt und den durch sie aufgestachelten Wünschen zutiefst irritiert wird? Braucht es nicht auch „allgemeine Vernunft“?

Vielleicht lässt sich ein Weg des „Rette dich selbst“ durch Zuflucht bei der *Gelassenheit* andeuten. Man könnte diesen Weg das *Sich-Anvertrauen* an das eigene Unbekannte und im Prinzip auch *an das in sich Unerforschte* nennen. Vielleicht sind „Nichts“ und „Leere“ im Sinne buddhistischer Auffassungen mögliche Erfahrungsbereiche zur Erneuerung und gesteigerten Handlungs- und Leidensfähigkeit des Ich. Man muss sich *lassen* um sich (neu) zu fassen. „Kehre Dich ab, auf daß Du zugekehrt werdest“ schrieb im 14. Jh. Meister Eckhart im Buch der „Göttlichen Tröstungen“.

Für den vor wenigen Jahren verstorbenen japanischen Zen-Meister Shuryu Suzuki war ein solches „Lassen“ durch das Durchschreiten des „Tors der Leerheit“ gegeben. Eine solche Durchschreitung schaffe Kontinuität im Ich. Wahres Sein komme aus dem „Nichts“.

In der als Hilfe bei der Lebensführung gedachten Zen-Literatur finden wir zu Formulierungen, die vielen Darstellungen von Heideggers Denken nach 1945 nahekommen. Dabei liegt dieser in Japan seit mehr als einem Jahrtausend ausgearbeiteten Philosophie der Lebensführung, welche die Praxis der Meditation inkludiert, kein Quietismus oder eine prinzipielle Philosophie des Rückzugs aus der Welt zugrunde. „Es ist leicht“, schreibt Shuryu Suzuki, „Ruhe im Nichtstun zu haben, aber es ist schwer Ruhe in der Aktivität zu finden. Doch Ruhe in der Aktivität ist die wahre Ruhe.“<sup>45</sup>

## 8. Ermutigung zur Kreativität

Kreativität ist eine solche Aktivität, die aus der innersten Ruhe kommt, sich in ihren höchsten Formen aus der „Leere“ herausbildet. Unter Kreativität wird die Schöpferkraft, die Fähigkeit verstanden, etwas, ein Werk, hervorzubringen. Und diese Fähigkeit wird vor allem dem Künstler und dem Erfinder zugeschrieben. Kreativ, so wird

dann zugestanden, können auch wissenschaftliche, soziale und politische Problemlösungen sein. Ist Kreativität auf größerer sozialer Breite einforderbar? Durch Bildung zu fördern?

Der Kreativitätsbegriff lässt zu wenig erkennen, dass, auch wo es nicht zu den großen orientierenden und kulturstiftenden Werken, Aussagen, Gestaltungen von Kunst, Wissenschaft, Medizin und Entdeckungen kommt, menschliches Kreativitätspotenzial vorhanden ist. Es besteht ja darin, „den vorherrschenden Stil, Dinge wahrzunehmen, also den Denkstil einer Gemeinschaft in bestimmter Weise zu ändern“.<sup>46</sup> Noch weniger wird vielleicht gesehen, dass Kreativität auf breiterer Basis geweckt, gefördert und ausgeformt werden kann. Allerdings muss Erziehung hierzu kreativ sein. Die eine Kreativität weckt die andere.

Nicht einer naiven Unterschätzung der Kreativität in ihren höchsten Hervorbringungen in Kunst, Philosophie und Wissenschaft soll das Wort geredet werden und der Verwischung der Grenzen zwischen Dilettantismus und Kunst. Eine Sondierung der Kreativität in „breiterer soziologischer Perspektive“ erscheint heute sinnvoll. Das verlängerte Dasein eröffnet Möglichkeiten und Chancen von Metamorphosen, inneren Veränderungen. Sie haben dann äußere Konsequenzen für den einzelnen Menschen, falls er die Chancen wahrzunehmen und zu ergreifen vermag.

Die „Individualisierung“ in der „Risikogesellschaft“ (Ulrich Beck) macht die Ausgliederung aus genormten Sozialverbänden und Strukturen nötig. Sie wirft die Einzelnen auf deren eigene Fähigkeiten zurück. Der Mensch muss in Grundfragen heute selber Orientierung suchen. Es wird ihm auferlegt, sich mit mühsamen Anstrengungen zu eigenen Kriterien und Lösungsansätzen des Daseins durchzuringen. Das verlangt Kreativität.

Vor über 50 Jahren wurde der von Arnold Gehlen in die Diskussion gebrachte philosophisch-anthropologische Begriff des Menschen als „Mängelwesen“ viel beachtet. Darunter verstand man die im evolutionären Entstehungsprozess des Menschen gegenüber seiner Umwelt und der Bedrohung durch reißende oder sonst ihn gefährdende mächtige Tiere auffallende „Unspezifität“. Denn der Mensch war weder durch ein Raubtiergebiss noch durch einen besonders schnellen Bewegungsapparat oder besondere Klimaresistenz ausgezeichnet. Er musste also – nach Gehlen – alle diese Mängel um seines Überlebens willen *kompensieren*. Die Kompensation sei seine Konstituierung gewesen. Der Daseinserfolg des Menschen als erdbherrschender Spezies sei – so Gehlen – auf die Kompensation der *Mängel* zurückzuführen. Die „Plastizität“ und Anpassungsfähigkeit des Menschen und die soziale Selbstorganisation durch entlastende Institutionen habe ihn aus seiner Schwäche als Mängelwesen gerettet.

Peter Sloterdijk hat diese Konzeption Arnold Gehlens vehement kritisiert. Er spricht mit Recht von der „Mängelwesen-Fiktion“ und der Abwegigkeit, „die Urszene

der Menschenbildung als den Auftritt eines lebensunfähigen Geschöpfes zu schildern".<sup>47</sup> Man müsse für den Menschen vielmehr den Charakter der *symbolfähigen Spezies* hervorkehren und somit einer dadurch alle anderen Spezies übertreffenden Fähigkeit zur Gestaltung und Selbstgestaltung. Diese Gestaltungen, möchte ich hinzufügen, vermag der homo sapiens bei allem Scheitern und aller Außenbestimmung aus seiner individuellen Kreativität heraus zu leisten. Das gilt im Guten, d. h. im Kooperativen, Konstruktiven wie im Bösen, nämlich den zerstörerischen, radikal singularisierenden und sozial, ideologisch und politisch destruktiven Tendenzen.

Kreativität als „Wahrnehmungsänderung“, wie Karl Acham vorschlug, bedeutet die Fähigkeit des Menschen, jeweils *neue* Lösungsversuche, meist mit *neuen* geistigen, aber auch operativen, handwerklichen und technischen Mitteln, aber immer *unter neuen Perspektiven*, ausfindig zu machen. Für individuelle und soziale Kreativität, auch in der Lebensführung, sind für den Großteil der Menschen in verschiedenen Phasen des Lebenslaufs innere Änderungen von Motivationen und auch von Gestaltungsprinzipien nötig. Denn für Neues sind eben auch neue *Wege* erforderlich.

Unverarbeitetes Wissen und der unkontrollierte Wunsch nach mehr Information, gereizt z. B. durch manisches Zeitungslesen, Internet-Surfen, und/oder vielstündiges, wenig selektives Fernsehen – drei Stunden täglich bei der erwachsenen Bevölkerung in Österreich –, können Kreativität ersticken. Ohne Informationsaskese ist die für schöpferisches Handeln nötige Reduktion von Komplexität nicht zu leisten. Zu viel zu wollen und zu viel *wissen* zu wollen, erstickt Kreativität. Die Konsumwelt macht uns zu einer Sammler- und Ankäufergesellschaft. So retten wir uns aus dem Stress.

Aus all dem sehen wir, dass die philosophische Epoché auch für die Beeinflussung der Lebenswelt ihren kritischen Sinn zu haben vermag. So wie der „Sprung ins Dunkle“ für das „Denken“ seine Bedeutung hat, kann aus dem philosophischen „Rückzug“ Kraft erwachsen. Aus der Abkehr kann Zukehr entstehen, (Meister Eckhart) und dadurch Wachstum, Reifung.

Ich blicke nochmals auf die Augen von Subleyras, wie sie mich aus seinem Selbstporträt in der Wiener Akademie der bildenden Künste anschauen. Vielleicht wandelten sich – im Sinne meiner eigenen Selbstspiegelung – die Katastrophen, aus denen ich kam, zur Suche nach Epoché, nach Distanz und bringen auch die Ermutigung zum „Sprung ins Dunkle“. Überstandenes treibt an zu Wachstum und Reifung. Wenn es zur „Abrüstung“ dient, ändert es die eigene Weltsicht, engt ein und öffnet zugleich: „Eines nur ist notwendig“ (Lk, 10, 42). Konvergenzen im Bereich des Notwendigen zu suchen, wird zur großen Aufgabe einer neuen Weltkultur.

## 9. „Bestrebungen zur Weisheit“ (I. Kant)

Mit Hilfe der Wissenschaft fordern wir die Dinge heraus. Wir stellen das Lebendige, selbst die Reaktionen und Einstellungen des Menschen, wie der Jäger das Wild stellt. Kunst und Dichtung hingegen sprechen *von den Dingen selbst*. Sie lassen die Dinge, die Natur, den Menschen, in einer ganz anderen Weise erfahrbar werden. Die Philosophie, wenn auch nicht jede, vermag dies. „Wir sind so an die alten Entgegensetzungen von Vernunft und Leidenschaft, von Geist und Leben gewöhnt, daß uns die Vorstellung von einem *leidenschaftlichen* Denken, in dem Denken und Lebendigkeit eins werden, einigermassen befremdet“, schrieb Hanna Arendt.<sup>48</sup>

Das Ende der traditionellen Philosophie ist des Denkens neuer Beginn. Es ist nicht mehr ein Denken *über*, sondern ein in Erfahrung-Bringen, ein Zugänglich-Machen durch Nachsinnen, Übersicht gewinnen. Es ist ein „Eindringen“ und sich selber nachgehendes Nachfühlen als ein ständiger Prozess. „Philosophie ist“, laut Immanuel Kant, „für den Menschen Bestrebung zur Weisheit, die jederzeit unvollendet ist.“<sup>49</sup>

Die schöpferischen Akte der „Bestrebung zur Weisheit“, wie Kant sie nennt, werden im späten Leben besonders wichtig. Das heißt meist *Neues entdecken*, „anderwärts“ als bisher, aber auch verstärkt „innerwärts“. Wissenwollen in der Wissenschaft und im Denken sind, wie wir weiter oben auseinanderlegten, zwei verschiedene Absichten und zwei verschiedene Wege: „vom gelehrten Gegenstand – zur gedachten Sache“.<sup>50</sup>

Das Thema der *Vergänglichkeit* ist ein Urthema des Menschen. Heute wird es eher erst im späten Leben zugänglich. Die menschheitsgeschichtlich frühe, unübersteigbare Erfahrung der Vergänglichkeit wird in verschiedener Weise gegenwärtig, so als Schmerz über den Verlust eines Freundes, eines geliebten Menschen. So ist es Fürst Gilgamesch – nach dem Epos im 11. vorchristlichen Jahrhundert – ergangen, dem nach dem Tod von Enkidu, seinem Freund, dass bei ihm *der Wunsch nach eigener Unsterblichkeit* aufkommt. Fast besitzt er sie schon, die Pflanze Unsterblichkeit. Durch eine kleine Müdigkeit, der er sich hingibt, verliert er sie. Durch Tabubruch verlieren sie auch Eva und Adam, die Unsterblichkeit, konnten einer Verlockung nicht widerstehen.

Das Alter lehrt uns die unaufhebbare *Mischsituation des Menschen*. Sie besteht einerseits darin, in allem vom Körper abhängig zu sein und von ihm in die Begrenztheit und damit in den Tod gerissen zu werden. Das Alter lehrt bei Hellhörigkeit und Aufmerksamkeit aber auch die mit einiger Wachsamkeit erfahrbare Veränderlichkeit des Daseins. Es lässt dessen Plastizität erfahren. Es erlaubt Erneuerungschancen wahrzunehmen, zur *Erwartung an sich selbst* zu machen:

- durch eigene *Deutung*,
- *Filtrierung* durch den zielbewussten Geist,
- erworbene *Geduld*,

- *zerbrochenes Ungestüm*,
- durch Schmerz und *Niederlagen*, die erlitten wurden.

Das Alter wird so zur neuen Entdeckungszeit: „Denn der Anfang ist auch ein Gott, solange er unter Menschen weilt, rettet er alles.“<sup>51</sup>

Alles anfangende Denken kann gleichzeitig eine *Retractatio* – Augustinus (354–530) – sein, eine Rücknahme des vorher Gedachten, früherer Lebenshaltungen. Durch Rücknahme ist das Denken, was es im Grunde sein sollte: *Erschließung im Sinne einer Metamorphose*, einer Verwandlung. Zum Verwandeln gehört ein Anfang. Auch im Alter ist „ein Gott“ bereit, über solchem Anfang zu wachen.

Die Kräfte der Wiederherstellung von Ordnung, der Neg-Entropie (Erwin Schrödinger), nehmen beim Menschen die Form einer Erfindungskraft an. Sie sind nicht nur restitativ, wiederherstellend, fähig, durch Kompensation auszugleichen. Die Kräfte schweifen viel weiter aus als bei jedem anderen Lebewesen. *Der Mensch kann sinnvoll nur mit Fiktionen überleben*. Schon Nietzsche erkannte deren Triebkraft.

In der Natur liegt die Negentropie in ihrer *Wiederherstellungsfähigkeit* von Ordnung und Wiedergewinnung von Funktionen des Organismus und in der Fortentwicklung durch evolutionäre Kräfte. Beim Menschen ist es in Übersteigerung des Natürlichen, das ihn trägt, teils sogar „animiert“, der *Augenblick*. Es sind die Situationen, in denen wir dem Augenblick Dauer verleihen (Richard Meister), die „evolutionäre“ Wirkung haben, oder Anstöße hierfür bieten.

Es ist die Gestaltung der Veränderlichkeit, die zählt. „Thou shouldst have been wise before thou hadst become old“, ist das harte, an König Lear gerichtete Wort. Lear hat die Veränderung vom Herrscher zu jenem Menschen versäumt, der seine Herrschaft abgegeben hat; er fand nicht zu einer neuen Rolle.

Wir wissen heute: *nicht die bloße Aktivität ist es, die erfüllt*. Wir folgen der Einsicht des Aristoteles, dass Glück nicht bloßes Tätigsein ist, sondern aus *Handeln* hervorzugehen vermag, aus dem Paradoxon des Ruhe erreichenden Handelns. Und dieses Handeln, wie Hannah Arendt darlegte, ist sinnbezogen, zielorientiert und entscheidungsmächtig. Es muss immer weiter gehandelt werden, um glücklich zu *werden*. „Ripeness is all. Come on.“ So lautet das ermutigende Wort des Sohnes an den blinden alten Vater, den Grafen Gloucester in Shakespeares König Lear, als dieser am Rand der Klippe steht, um sich hinabzustürzen. Und er rettet ihm das Leben: „Geh weiter statt zu stürzen.“

Durch Spiegelungen im eigenen (früheren) Leben entsteht eine Differenz, die dynamisierend wirkt. Man kann durch den Spiegel gar nicht bleiben, wer man war. Das führt zur Transformation von *Leben* und *Erleben*. Bei allen Änderungen sind Spiegelungen nötig. Sie verlangen Reflexionen, wie Bert Brecht sie empfiehlt:

„Lass Dir nichts einreden,  
sieh selber nach!  
Was Du nicht selber weißt,  
weißt Du nicht.  
Prüfe die Rechnung.  
Du musst sie bezahlen!“

So verstehen wir auch die Notwendigkeit der Selbstdurchsetzung. Biologisches Leben ist ein ständiger Umwandlungs- und Verwertungsprozess von Umwelt. Der Stoffwechsel ist eine unabdingbare Lebensvoraussetzung. So ist es auch geistiger Wandel für den Menschen, Transformation von *Leben* in *Erleben*. Der geistige „Stoffwechsel“ verlangt Vergegenwärtigung und *Kultur*, wie wir es in der Darstellung der Gedanken Diltheys bereits angedeutet fanden. Beim Menschen ist Leben ein Prozess der Erfahrung und der Erfahrungs-Aneignung, ein geistiger Umwandlungsprozess.

Wo ist Sicherheit? Nur in der Verwandlung. Täglich muss man die Welt und sich selbst mit neuen Augen anschauen. Fällt das Weizenkorn in die Erde und stirbt es, so trägt es tausendfach Frucht. Solches „Sterben“ bedeutet Neugeburt. „Wer aus Geist geboren wurde, ist wie der Wind. Der weht, wo er will; man kann ihn hören. Doch woher er kommt und wohin er geht, das weiß keiner“ (Jo 3,8).

Die Langlebigkeit verlangt eine neue Anthropologie. Sie kann nicht – Gefahr der Gerontologie – in der Aufmerksamkeit liegen, nur den zugewachsenen Lebensabschnitt zu betrachten.

Die Traditionen haben Richt-Linien geschaffen. Es bleibt die Aufgabe, sich aus Denken zu erfahren; in der Erfahrung und *aus ihr heraus* zu sich hinzudenken, ohne daraus ein fixiertes *Selbst* zu konstruieren. Je länger wir leben, desto eher verstehen wir die Unabschließbarkeit unseres Daseins. Dessen Stückwerkcharakter mag der schönste Beweis dafür sein, dass es konsequent gelebt wurde.

Erfüllt kann man es erst nennen, wenn man Pindar (518–446 v. Chr.) zuzustimmen vermag, was er in seiner 8. Pythischen Ode, selber schon hoch über 70 Jahre, am Schluss des Preisgedichtes für den jungen Athleten Aristomenes schrieb:

„Der Du nur einen Tag  
lang dauerst, wer bist Du,  
wer bist Du nicht, Traum  
eines Schattens, Mensch?“

Dieser untrügliche Geist der Antike wirkt hinein bis in den 55 n. Chr. von Paulus nach dem Glück eines Aufenthalts (in der an Kulte und Traditionen reichen Stadt Korinth) verfassten Brief.



Während, wie Paulus schreibt, „Liebe bleibt“ (I. Cor. 12,8) – womit er über die Antike hinausgeht – sieht er doch mit dem kritischen Blick antiken Denkens die Lebensvergänglichkeit. Jetzt könne er „nur aus Teilen heraus“ erkennen, „im Spiegel“, sodass alles „in Rätselhaftigkeit“ verbleibe.

Die Hoffnung treibt ihn, den Juden Paulus, allerdings zu der Annahme, dass „dann“ (jenseits des jetzigen Lebens) er in der selben Weise erkennen werde, wie er (jetzt schon) „sich erkannt“ weiß, erkannt von dem Gott, von dem er sich geschaffen glaubt (I. Cor. 13, 12). Das Gott-Mensch-Gott-Wechselspiel hebt letztlich die Schattenhaftigkeit, die Pindar sah, das bloß gespiegelte Erkennen auf. Sie wird aufgehoben in dem, was die „neue Kultur“ Glaube nennt, den Entwurf eines vorausseilenden Vertrauens.

Noch ein Blick auf die Wissenschaft: Im Dasein, dem „vorläufigen“, bleibt die Wissbegier, bleiben die Fragen, die „niemals aufhören“, die uns belästigen, wie Immanuel Kant in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Kritik der reinen Vernunft“ 1781 schrieb. Diese Fragen treiben ständig auf ein Verhältnis von Erfahrung (des Außen) und der Vernunft, einem Verfahren des „Innen“ hin.

So wie dieses Verhältnis zur Wissenschaft letztlich „unerfüllt“ bleibt, stückhaft, so ergeht es, wenn man Hans Jonas folgt, dem streng sich prüfenden Menschen mit seinem Verhältnis zur Moral. Die „Sorge des Selbst um sein eigenes Wie muß immer unbefriedigt, ja vom Zweifel geplagt bleiben.“ Zu groß sei die „endlose Verschlagenheit des zu sich selbst emanzipierten Subjekts“.<sup>52</sup>

Vielleicht können wir heute noch weiter gehen als Paulus im Ersten Korintherbrief in der Mitte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Wir müssten statt von „Wissensstückwerk“ auch von *Wissensverwirrung* und erhöhter *Selbsttäuschung* sprechen.

## 10. Persönliche Erfahrungen inmitten von Wissenschaft

An den Schluss will ich einige Fragen über meine „persönlichen Erfahrungen“ an mich selber stellen: über Wissenschaft, Lebensdeutung, lebensbestimmende Handlungen und Letztüberzeugungen.

Den Wissenschaften muss ich es danken, dass ich, innerhalb ihrer Vorgaben und Zielsetzungen, Vergnügen an *Entdeckungen* und Lösungskapazität finden konnte. Das sind beglückende Belohnungen.

Die Wissenschaften erlauben es ja, ein *Spielfeld* zu betreten und sich innerhalb der Spielfreude in einem gewissen Maße auch bewähren zu können.

Mehr und mehr sind mir – bei meinen persönlichen Voraussetzungen – allerdings

auch die *Gefahren* bei diesem Spiel bewusst geworden. Man muss achtsam sein, sonst verfällt man dem Spielteufel. Die Gefahren in diesem Spielbetrieb der Wissenschaft liegen in Labyrinthen der Selbstfesselung und der Veräußerlichung durch das Spiel. Ich möchte drei solcher Labyrinth benennen.

Ein erstes Labyrinth ist, in der Sorge um mangelhafte Berücksichtigung bereits gefundener Ergebnisse und in der Angst, sich Versäumnisse in der Kenntnis von Fremdmeinungen nachsagen zu lassen, *sich in der Fachliteratur zu verlieren*. Statt *selber* auf den Eigenergebnissen zu bestehen, geriet auch ich immer wieder in Versuchung, in der Anhäufung von Fremdergebnissen und Schlussfolgerungen anderer, den *Ausbau der eigenen Position zu vernachlässigen*.

Mir fehlt jedoch bis heute eine klare Antwort auf die Frage, wo die Grenzen des Versuchs zur Erfassung von Fremdmeinungen liegen. Mit dem zunehmenden Wachstum der für die eigene Fragestellung wichtig erscheinenden Fachliteratur wird die Grenzziehung zwischen sich und den anderen heute noch schwieriger. Lässt man sich in diesem Dilemma der Unbewältigbarkeit emotional hängen, gerät man in Gefahr entweder depressiv oder gleichgültig zu werden.

Die Computertechnologie, die das Spielfeld ins Quasi-Unendliche erweitert, verschärft gerade durch ihre „Zugriffsmöglichkeiten“ die Situation, die zu selbstverschuldeter Überhäufung führen kann. Eine Flucht vor sich selber? Vor dem Risiko einer eigenen Positionsnahme?

Wer mit dem Gebot der Zunft, alles „Einschlägige“ zu berücksichtigen, aufgewachsen ist, hat es schwer, sich im nachhandwerklichen Universum der „Abberufbarkeit“ entsprechend zu behaupten. Informationsüberfluss hat ja überhaupt neurotisierende Wirkung.

Ein zweites Labyrinth sehe ich in der gerade für die Soziologie nötigen Entfaltung von multidisziplinärer Grundeinstellung. Sie bringt eine gewisse Selbstgefährdung der intellektuellen Position mit sich, durch zu geringe Urteilsfähigkeit über die vom eigenen „Fach“ her gesehenen „Nachbarfächer“. Der Weg zwischen dem Inseldasein in seinem „Fach“ und dem Kompetenzverlust bei der Einbeziehung von Einsichten, ja Methoden anderer Fächer, die man für notwendig hält, wird zunehmend schwieriger.

Hat man allerdings lange in einer Fragestellung in einem Fach gedacht und geforscht, wächst das Bedürfnis zum Überschreiten der Fachgrenzen. Ich bin diesem Bedürfnis gefolgt und habe ihm auch Anerkennungs-Wünsche innerhalb der eigenen Disziplin geopfert. Kollegiale und fachliche Anerkennung ist immer noch eher *innerhalb* der Grenzen eines Faches zu gewinnen als durch multidisziplinäre Integrationsversuche. Man gerät leicht ins Niemandsland. Die heute immer notwendiger werdenden Überschreitungen von Fachgrenzen werden in der Zunft weitaus weniger belohnt.

Ein drittes Labyrinth ist jenes der Praxisbeziehung oder besser: „Praxis-Beziehbar-

keit“ der eigenen Forschung. Hier ist der Erfolg in einem gewissen „Öffentlichkeitswert“ gelegen. Auch die intrinsische Befriedigung, etwas für *das reale gesellschaftliche Leben*, seine Defizite und Veränderungsmöglichkeiten *geleistet zu haben*, ist eine Belohnung. Aber die Anwendungsbeziehung ist ein ebenso schwankender wie unübersichtlicher Boden. Die Kooperationen mit „Praktikern“, Beamten, Politikern, sowie den Medien, sind unberechenbar.

Abschließend möchte ich zu allen drei Labyrinthen die Beobachtung hinzufügen, dass mir im Lauf der Zeit gegenüber der Außenbewertung und dem extrinsischen Erfolg die *intrinsische* Belohnung, besonders der *Selbstübereinstimmung mit dem eigenen Tun*, viel wichtiger wurde. Ich glaube dies als Phänomen einer *inneren Ablösung*, als einen Schritt in die sehr späte Freiheit auffassen zu können. Die einmal erzielten Erfolge gehen in der Wissenschaft im Gewühl der neuen Erfolge von Anderen rasch unter. Die Wissenschaft hat im Großen und Ganzen ein kurzes Gedächtnis.

War ich früher bei der Durchsicht wissenschaftlicher Studien auf Gebieten, in denen ich gearbeitet und publiziert hatte, darauf aus, mich zitiert zu finden, so ist die Auffindung der Berücksichtigung meiner Arbeiten zu einem viel geringeren Lustgewinn herabgesunken. Allerdings gefällt mir immer noch die Beziehung zu einschlägigen Veranstaltungen, also zum laufenden Prozess, wenn auch nur mehr flankierend, und mit Vorliebe praxisbezogen.

Rückblickend frage ich mich, ob ich meine Tätigkeit in der Wissenschaft, dort wo sie mir am ehesten eine gewisse Anerkennung brachte, als einen selbstgewählten Erfüllungsbereich ansehen kann oder mehr oder minder gezogen wurde.

Ich war lange auf der Suche nach Fragestellungen in Philosophie und Wissenschaft, von der Religionsgeschichte, der Glaubens- und Dogmenentwicklung zur philosophienahen Wissenssoziologie, von der Wohn- und Stadtforschung bis zur Familiensoziologie, der Jugendforschung und der Gerontologie, dies seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Jahrzehnte später kam durch Feldforschung zur Sippenstruktur und lebensbestimmenden Kultur in Stammesgesellschaften die Ethnosoziologie hinzu. Heute befasst mich besonders die Alternsphilosophie. Die Schwenks hatten inhaltliche wie persönliche Gründe.

Rückblickend kann ich bei mir *keine geradlinige Zielbewusstheit* bei der Themenwahl von Forschungen feststellen. Es mischten sich bohrendes *Wissensbedürfnis* über eine Frage mit Einflüssen lebensgeschichtlicher Veränderungen. Die waren oft verbunden mit Veränderungen in emotionalen Grundbeziehungen. Sie gaben den Verlagerungen meiner Interessen neue Richtungen.

Meine Abenteuerlust spielte in meiner Themenwahl eine nicht unbeträchtliche Rolle. Mag sein, dass die tragischen und lebensbedrohenden Abenteuer als ganz junger Mensch im Soldatenkleid nach Fortsetzung unter anderen Vorzeichen verlangten; daher die vie-

len von Abenteuern erfüllten Reisen und Forschungsaufenthalte in Asien und über mehr als zwei Jahrzehnte in Afrika.

Manches sowohl an Erworbenem als auch an Prestige-Chancen musste ich preisgeben, weil ich nicht im Mainstream der Erfolgssuche innerhalb einer Karriere blieb. So setzte ich in den 60er Jahren viel Zeit und Energie für den Aufbau einer kleinen niederösterreichischen Landwirtschaft von 15 ha ein, wobei besonders dem 9 ha großen Wald mein Herz gehörte. Ich glaube – auch in der rückblickenden Bewertung – heute zu sehen, dass mir diese „Abwege“ wichtiger waren (und sind) als etwa ein (damaliger) Bucherfolg.

Man muss sich allerdings auch selber misstrauen, ob nicht gerade in der rückblickenden Bewertung die „Macht des Faktischen“ sich der Interpretation bemächtigt. Diese Macht zieht sogar eine Bewertung, die vom Geschehen dadurch eine gewisse Unabhängigkeit erlangt, dass sie 25 bis 30 Jahre zurückliegt, in ihren Sog. Wie ich an Hand der Warnung von Hans Jonas vor Selbsttäuschung in der moralischen Bewertung eigener Handlungen zu zeigen suchte, so muss man auch einem eingeschlagenen Weg gegenüber in der Bewertung vorsichtig sein und bleiben.

Sehr eigenartig und erstaunlich nachwirkend sind die „außerwissenschaftlichen“ Gratifikationen, die ich am Rande von Wissenschaft in Freundschaften gewann. Ich beziehe mich da auch auf Freundschaften mit eher gleichartigen afrikanischen Männern. Diese Einverständnisse und Vertrauensverhältnisse über Grenzen völlig verschiedener Kulturen hinweg, gehören für mich zu den kostbaren humanen Erfahrungen. Weder die Freunde noch ich mussten dabei Grundlagen der jeweils eigenen Kultur innerlich preisgeben. Ich war zwar sehr enttäuscht, als ich beim Vorspielen einer mir wichtigen Schubertsonate vom Kassettenrecorder bei den Fremden im Busch nur hilflose Blicke erntete, aber für die Beziehungen zu diesen Freunden hatte das keine negativen Folgen.

Ein wenig von diesen Erfahrungen versuchte ich in dem „am Rand von Wissenschaft“ geschriebenen Buch „Baobab, Geschichten aus Afrika“ (Opladen 1997) festzuhalten, nachdem ich in dem Band „Die Schnüre vom Himmel“ (Wien 1992) ethno-soziologische Grundlagen und theoretische Versuche aus meinen Forschungen zu vermitteln gesucht hatte.

In Ostasien waren es eine Liebe und die mich persönlich tief berührende Begegnung mit dem (Zen-)Buddhismus gewesen, wodurch ich, ohne meine Wurzeln im Christentum preiszugeben, einen verunsichernden aber doch auch fruchtbaren Freiraum gewinnen konnte. In Afrika waren es über zwanzig Jahre hinweg entwickelte und erfahrene Begegnungen und geheimnisvolle und unverständliche Freundschaften, die mich beglückten. Sie haben die merkwürdige Eigenschaft, wie durch magische Kräfte im Gedächtnis eingelagert, sich nicht nur zu erhalten, sondern sich auch *mental weiter zu entwickeln*.

Hat Wissenschaft, haben aus ihr gewonnene Einsichten, einen Einfluss auf meine eigene Lebensorientierung oder Lebensführung zu gewinnen vermocht? Eher umweglich, kaum jemals direkt. Massive und eher triviale Daten, z. B. über Ernährung und die Notwendigkeit der Bewegung des eigenen Körpers, haben mich unmittelbar beeinflusst. Ergebnisse der Altersforschung konnten mir peinliche Eigenerlebnisse, z. B. der Vergesslichkeit, wie zur Entlastung bestätigen.

Erst sehr spät habe ich die frühen, vor einem halben Jahrhundert gemachten Erfahrungen mit einer eigenen mehrjährigen Psychoanalyse fruchtbar machen können. Es waren und sind dies folgenreiche neue Selbstentdeckungen hinsichtlich des Verhältnisses zu den eigenen Eltern. Besonders bedeutsam war jenes zum Vater, und den lebenslangen Auswirkungen dieses Verhältnisses samt seinen Blockaden auf die eigene Lebensführung. Heute sehe ich, wie die Folgen des Vaterverhältnisses zu einem für mich schwer zu ertragenden eigenen psychischen Spannungsfeld von Zwängen und Unterwerfungen einerseits und Aufbegehren andererseits führten. Mit zunehmender Einsicht beginnen da langsam Lockerungen. Es entsteht – nach Jahrzehnten – eine innere Befriedung. Sie ist nicht unabhängig von gegenwärtigem Lebensglück.

Solche Späterfahrungen mit den Folgen einer „Verständigung über sich selbst“ haben einen tragischen Kern. Sie erklären *nachträglich* Versäumnisse, Fremd- und Selbstschädigungen in emotionalen Schlüsselbeziehungen. Der tragische Kern liegt darin, dass die Geschehnisse mit irreversiblen Folgen längst über mich und die involvierten Personen hinweggegangen sind. Wer oder was kann da trösten? Wissenschaft sicher nicht.

In der Auslegung wissenschaftlicher Befunde, so in der „Späten Freiheit“ 1983 und in „Altern als Erlebnis“ 1989, und in anderen fachlichen Publikationen, hatte ich Auffassungen zur *Veränderbarkeit im Lebenslauf* dargestellt. Ich hatte behauptet, dass die gesteuerte Veränderung der eigenen Psyche und der engeren und weiteren Umwelt zugute komme, ja sogar als Fruchtbarkeit des späten Lebens anzusehen sei.

Heute sehe ich zusätzlich die Irreversibilitäten des gelebten Lebens aus der Begrenztheit eigener Selbstmächtigkeit. Mängel an Selbstmächtigkeit als Strukturdefizite bilden eine Art tragischen Kernbereich der Persönlichkeit. Wenn dieser Kernbereich erkannt und einbezogen wird, muss er nicht in Depressivität ausufern. Er kann auch Milde und Nachsicht anderen Menschen und sich selbst gegenüber nach sich ziehen.

Aus einigen hier auswählend wiedergegebenen Zeilen der „Terzinen über Vergänglichkeit“ von Hugo von Hofmannsthal (1874–1929) lässt sich etwas von diesem Gefühl der Irreversibilität und Ohnmacht sich selber gegenüber „herauslesen“.

„Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,  
Und viel zu grauvoll, als daß man klage:  
Daß alles gleitet und vorüberinnt.“

Und daß mein eigenes Ich, durch nichts gehemmt,  
Herüberglitt aus einem kleinen Kind  
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.“

Wenn man so wie ich am Entstehen und am Aufbau einer größeren Familie beteiligt war und durch eine zweite Ehe in eine andere Familie hineinzuschauen und hineinzuwirken herausgefordert war, wird das Gewicht der Vergänglichkeit, „das keiner voll aussinnt“, noch schwerer.

Die Folgen betreffen dann ja *nicht nur die eigene Person*, sondern die Menschen, die sich als Partnerinnen einem anvertrauten und die als Kinder durch die eigene Väterlichkeit mit allen ihren Kompetenzen und Schwächen bestimmend beeinflusst wurden.

Familie enthält neben den Beglückungen ein gewaltiges Störungspotenzial, sowohl jenes, das auf einen selber wirksam wurde, als auch das, welches man als Last geballt weitergibt. Die Fähigkeiten zur sogenannten „Aufarbeitung“, wobei schon der Begriff die Dramatik und die Grenzen der Steuerbarkeit verschleierte, sind psychodynamisch limitiert. Die „Aufarbeitungen“ kommen oft nur stark verzögert und dadurch in mancher Hinsicht viel zu spät zur Wirkung.

Indem ich wissenschaftliche Einsichten bewusst mit eigenen Erfahrungen mische, will ich trotz dieser Schilderung vom Scheitern an einem Grund-Satz von Paul Valéry (1871–1945) festhalten. „Produktives Leben“, schrieb Valéry, indem er diesen Begriff unter Anführungszeichen setzte, heiße „das Bestreben, aus dem Vorgegebenen etwas Anderes zu machen – (und so [vielleicht], daß man aus sich selbst einen anderen macht).“

Die lebensbestimmenden (inneren) Handlungen müssen dabei wohl primär den Verzicht auf prinzipielle Schuldzuweisungen an andere Menschen, Verhältnisse und Umstände beinhalten, ohne dabei Analysen und immer neue Fragen an sich selbst aufzugeben.

## 11. Lebenslange Liebe der Antike

Vielleicht ist es wahr, dass man manches mit einer Geschichte besser vermitteln kann als mit Begriffen. Meine hier am Schluss zu erzählende Geschichte zieht sich über fast siebenzig Jahre hin. Sie begann in meiner Kindheit und führt herauf bis in die letzten Tage. Sie nahm durch Zufall eine Wendung zu einem vorläufigen Schlusspunkt.

Meine Geschichte erzählt etwas von meiner Liebe zur griechischen Antike. Sie ergab Wirkungen auf mein Leben, zugleich belehrte mich die Antike immer wieder erneut im Denken.

Mein Vater hätte es gerne gesehen, dass ich nach der Volksschule die Realschule besuche. Mein Lehrer, ein musischer Mensch, der sehr schön die Geige spielte, war ein gewisser Fremdkörper in der Schule in einem Wiener Arbeiterbezirk, die ich zusammen mit vielen armen Kindern ab 1931 besuchte.

Der Lehrer setzte sich gegenüber meinem Vater durch. Trotz eines langen Schulwegs wurde ich in das Elisabeth-Gymnasium im bürgerlichen Wiener Bezirk Wieden geschickt. Mit zehn Jahren begann ich dort Latein und mit dreizehn Griechisch zu lernen. Diese Sprache mit ihren fremdartigen Schriftzeichen fing sehr rasch an, mein Herz zu erobern. Sie tat es vollends, als ich mit sechzehn Jahren bereits Homer in seiner Sprache zu lesen begann.

Als wir einen jungen Griechisch-Professor bekamen, der nicht nur Vokabel und Grammatik prüfte, sondern manchmal eine ganze Stunde lang über den Trojanischen Krieg erzählte, begann ich mich für die durch seine Erzählung über Ilias und Odyssee nahe gebrachte antike Welt zu begeistern.

Ich frage mich heute zwar, angesichts willkürlicher Kriege der einzigen Weltmacht, die sich diese Kriege leisten kann, mit welchem Recht – die Rückholung der Helena konnte es allein ja nicht gewesen sein – das griechische Expeditionsheer eigentlich Troja belagerte und es schließlich eroberte. Aber damals, als ganz jungem Menschen, beeindruckte es mich, wie standhaft die Griechen gewesen waren, als sie, bei der Belagerung Trojas bis auf die Schiffe zurückgedrängt, um ihr Leben und um die Chance ihrer Heimkehr kämpften. An einer solchen Kultur der bis zum Letzten sich verteidigenden Männer, dachte ich, müsse etwas Großartiges sein. Und die Sprache, in der Homer das erzählte, floss wunderbar und bewegend dahin. Es gab eine Einheit zwischen dem Fluss der Verse und dem Inhalt, den sie schilderten.

Eines Tages blieb unser Griechisch-Professor weg und wir erfuhren, dass er habe einrücken müssen. Am Ende des Schuljahres erhielten wir eine Feldpostkarte und wenige Monate später kam – formell durch den Direktor in der Klasse mitgeteilt – die Nachricht, er sei, wie es damals hieß, „im Osten gefallen“. Das war 1941.

Zwei Jahre später musste ich selber einrücken. Wenn ich schon das ganze Unheil auf mich nehmen müsse, so dachte ich, dann doch in der Kultur, die mich durch Sprache, Kunst und Dichtung so tief beeindruckt hatte. Ich lernte rasch und intensiv Neugriechisch, absolvierte eine Dolmetscherprüfung und fand mich kurz darauf sozusagen als Sprach-Soldat in der Nähe von Athen.

So geriet ich in die Mühlen von Okkupation, Brückensprengungen, Überfällen, Verrat, Bestechung, Hunger und Verzweiflung rundum. Bemüht in diesem Chaos zu überleben, habe ich mich damals zu wenig nach dem „Recht“ einer solchen Besatzung gefragt, deren Teil ich selber war. Ich verbiss mich ins Überleben. Und ständig dachte ich daran, wie ich würde heimkehren können.

Ich lernte immer schneller das neue Griechisch und als bei einer Straßenkontrolle eine junge Griechin dadurch auffiel, dass sie viele Briefe mit sich trug, wurde ich gerufen, um zu klären, welcher Art diese Briefe seien. Sie gab an, dass sie aus ihrer Verwandtschaft aus einem abgelegenen Dorfe stammten. Sie kamen tatsächlich aus einem solchen Dorf, aber stammten keineswegs von irgendeiner Verwandtschaft, sondern von einem in den Bergen versteckten Partisanenkommando und enthielten Anweisungen an verschiedene Kontakteute in Athen zum Waffennachschub in die Berge.

Damit wäre eigentlich schon das Schicksal der jungen Frau besiegelt gewesen. Ich kann nicht sagen, dass ich mich in dieses Mädchen mit langem blonden Haar verliebte. Aber sie beeindruckte mich durch eine Mischung aus Unschuld, Mut, und wie sehr rasch erkennbar war, Bildung und Wissen. Sie gefiel mir als Mensch. Das bewog mich dazu, dem Regimentskommandeur, einem jungen Oberst, nahezu legen, sie nur vorderhand festzuhalten und ihr Wissen über ihre Kontakte für uns nutzbar zu machen. Ich wollte sie geschont, oder besser: gerettet sehen.

Das Sicherheitsproblem trat da bei mir zurück. Ich bot ihr ganz einfach einen Deal an: unseren Verzicht auf eine Auswertung der beschlagnahmten Briefe und auf die Erpressung von Nachrichten von ihr über ihre Auftraggeber und Kontakteute. Ich sicherte nach Rücksprache mit dem Oberst auch einen Verzicht auf Aktionen unsererseits in den Bergen und in Athen zu. Sie müsse ihrerseits eine völlige Stilllegung ihrer bisherigen Kontakte versprechen, sich als Kurier-Person zurückziehen und sich zur Kontrolle für uns sichtbar halten.

Ich hatte Glück. Sie überlegte und willigte ein. Es ging schließlich um ihr Leben. Es stellte sich heraus, dass sie als Tänzerin in der Oper von Athen auftrat. Die junge Frau beeindruckte den Regimentskommandeur, den jungen Oberst, und ich wurde zum Liebeskurier zwischen ihm und ihr. Ich weiß nicht, wie weit das Verhältnis ging. Mag sein, dass es bei einer Schwärmerei des Obersten blieb. Aber sie trafen einander mehrmals heimlich in Athen.

Ich lernte ihren Vater, einen Schriftsteller und Theatermann kennen, der mich beim Abzug der deutschen Armee aus Griechenland unbedingt verstecken wollte. Sie unterstützte diesen Plan. Ich zögerte. Dann verließ ich verließ Athen im allerletzten Augenblick, als schon englische Vorkommandos in die Stadt einrückten.

Die Liebe zu Griechenland habe ich mitgenommen. Meine Bildung, mein Aufnehmen der Kultur der Antike war durch die Besatzungssituation 1944 im Land selber sehr beschränkt gewesen. „Das Land der Griechen mit der Seele zu suchen“, konnte nicht gelingen. Es blieb also ein starker Wunsch aufgespeichert, dieses Rätsel der Humanität, wie Goethe und Hölderlin und die vielen englischen Dichter des 18. Jh.s und die Generationen von Wissenschaftlern danach es wahrgenommen hatten, für mich zu entschlüsseln.



Damit komme ich zu der wissenschaftlich-philosophischen Konsequenz der erlebten Erfahrung. Acht Jahre nachdem ich im Herbst 1944 mit einem der letzten mit Soldaten und Gerät vollbeladenen und unterwegs von U-Booten gejagten Schiff Athen verlassen hatte und bei der Landung in Saloniki nur mit knapper Not bei einem alliierten Bombenangriff im brennenden Hafen zwischen explodierenden Treibstofftanks dem Tod entkommen war, fand ich ein Stück Griechenland wieder. Nicht durch eine Ferienreise geschah dies, dazu wäre ich 1952 zu arm gewesen, sondern durch ein postdoktorales Stipendium der Rockefeller Foundation, New York, an der Universität Harvard, Massachusetts.

Ich habe ihn schon in meinem Bericht „Frühe Erfahrungen – späte Einsichten“ erwähnt, den eindrucksvollen Menschen und Denker, der selber ganz in der griechischen Antike zu leben schien: Werner Jaeger. Was ich in Athen 1944 verlassen hatte, konnte ich 1952 in einem Seminarraum der Harvard University in Gemeinschaft mit nur wenigen Hörern wiederfinden.

Wie zu einer Taufe wurde ich eingetaucht in das Becken des Denkens einer sehr vergangenen und doch gegenwartsfähigen Welt. Waren sie in meinem Philosophiestudium Namen und Schemata gewesen, wurden sie nun zu fast erlebbaren Figuren: Platon und Aristoteles. Anschaulicher noch als sie der damals noch junge Raffael in seiner großen Darstellung der „Schule von Athen“ 1508–1511 in den Stanzen des Vatikans gemalt hatte.

Jetzt vermochte ich platonisches Denken mit der Akropolis, die ich als 18-Jähriger kennen gelernt hatte, durch die Parallelgedanken über Architektur, Gottesfurcht und Ideenlehre zu verbinden. Durch Werner Jaeger begann ich zu begreifen, was mich heute sagen lässt: *Alles Gestalten bedarf der Ideale*. Und diese Ideale, seien sie nun wie Halbgötter in der Schönheit von Athleten oder Göttinnen, wie in der griechischen Kunst des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts vergegenwärtigt, müssen gelernt werden.

Alle Kultur ist Erziehung. So dachten die Griechen. Sie kannten keinen Begriff von dem, was wir heute Kultur nennen. Erst die Römer, das hochgekommene Bauernvolk, die sesshaften Landwirte, die mit der Pflege des (vorhandenen) Ackers vertraut waren, kannten von Anbeginn das „*agrum colere*“. Es war das Bebauen des Feldes, woraus ihr Kulturbegriff, der erste europäische, erwuchs. Erziehung, nach dem höchsten Denken der Griechen, ist keine Kultivierung, sie ist ein freier Prozess, einer, der durch Strenge befreit. Dazu muss freilich Begeisterung, muss Eros treten.

Eros ist das Geheimnis von „*Paideia*“, der Heranbildung zur inneren und äußeren Tüchtigkeit, zur „Tugend“ von Kindheit an. Eros führt zur Gestaltwerdung von Menschlichkeit durch das Heraufkommen und Heraufholen von Selbstmächtigkeit in den langen Prozessen des Strebens nach Exzellenz. Eros zieht als die immer wieder durchbre-

chende Schöpferkraft ein Feuer aus dem Menschen heraus, was ihm Wachstum ermöglicht. Platon war kein „Idealist“. Und Sokrates war es noch viel weniger gewesen.

Aristoteles, über den Werner Jaeger Jahrzehnte hindurch forschte, trat in dem kleinen Seminarraum in Harvard als eine ganz andere Figur zu Tage. Jaeger war wie ein Zauberer. Er stellte an Aristoteles den Naturforscher heraus, der die erste Analytik Europas entwarf, welche wissenschaftliche Klassifikation ermöglicht – und nicht umgekehrt.

Was mir bis heute als Konzeption der Antike wichtig blieb und was ich als Grundgedanken in verschiedenen Kontexten zu entfalten suchte und weiter zu suchen bemüht bin, ist die aristotelische Konzeption von *Energie*.

Auf einem ganz anderen Weg als Platon hat Aristoteles, wie das Genie des 25-jährigen Raffael es in den Stanzen des Vatikan bildhaft zu vergegenwärtigen verstand, seinen Weg zu einem Begriff des Göttlichen begangen. Gott ist nach Aristoteles nicht Natur, sondern, in heutiger Umschreibung: Bündelung von Energien.

Nur so ist die für Jahrhunderte europäischen Denkens folgenreich gewordene Formel vom „Unbewegten Bewegter“ zur Bezeichnung der Gottheit zu verstehen. Aus der Ruhe stammt die Energie. Sie ist in der Natur, ist aber auch als Kraft der Verwandlung, der Metamorphose im Bereich des Geistigen ausschlaggebend.

Vielleicht hat die europäische Philosophie zu sehr in Vorstellungen des „Bewältigens durch Energie“ gedacht, als im Denken des Aristoteles grundgelegt war. Denn schließlich stellte Aristoteles die Ruhe über die Bewegung. Das Schauen setzt Beschaulichkeit, setzt *Muße* voraus. Erst aus der schauenden *Muße* kann das entscheidungsfähige *Handeln* hervorgehen, das – wie die großartige Analyse von Hannah Arendt zeigte – kategorial hoch über jeder Form von „Tätigkeit“ zu verstehen ist.

Wohin führt meine Geschichte nach dem Studium bei Werner Jaeger weiter? In die Erinnerung an die junge „antike“ Griechin, der ich mit Naivität das Vertrauen schenkte, dass sie sich nach ihrer Freilassung nicht zu einer Planung eines Überfalls auf unsere Zentrale bereit finden würde, die sie ja durch das mit ihr geführte Verhör kennen gelernt hatte. Sie war ebenbürtig den kultischen weiblichen Statuen der Korenhalle auf der Akropolis. Sie wird heute, wenn sie noch lebt, eine „alte Frau“ sein, aber doch auch in mir gegenwärtig als Figur des Idealen. Ich gab sie nicht preis und sie hat niemanden verraten. Sie hat dadurch ein Stück Frieden gespendet.

Das letzte Stück meiner Geschichte liegt in der Wanderung vom „Eros“ zur „Energeia“, zu einer neuen Deutung des aristotelischen Energiebegriffs für eine „Philosophie des Lebens“. Als Gegenstück zu einer sozialwissenschaftlichen Grundauffassung erscheint mir heute eine solche Philosophie geradezu unabdingbar. Mehr Spekulation hatte Sir Karl Popper von der Wissenschaft gefordert. Ich habe das selbst von ihm gehört.

## 12. „Morphosis“ – Formgewinnung

Vor kurzem, im September 2004, fiel mir beim Suchen nach einem anderen Buch ein vor Jahren erworbener Band von Werner Jaeger in die Hände, ein Band, den ich gekauft, aber nie gelesen hatte. Er enthält, das habe ich nun herausgefunden, eine Schrift, in der Jaeger, spät im Leben, den Versuch unternahm, durch das Studium eines spätantiken Autors, nämlich des Gregor von Nyssa (335–394) den *Energiebegriff unter der Voraussetzung christlichen Glaubens* weiter zu verfolgen.

Gregor von Nyssa lebte als verheirateter Mann, als ein durch die griechische Philosophie in seinem Denken geprägter einflussreicher Bischof in der kleinasiatischen Stadt Nyssa. Im großen kirchlichen Streit um die Frage, ob man dem „Geist“ die Rolle und volle Würde einer „göttlichen Person“ zubilligen solle, engagierte er sich. Gregor wurde zum „Vorkämpfer“ einer göttlichen Rolle des Geistes. Das personale Vater-Sohn-System sollte nach seiner Meinung eine entscheidende theologische Erweiterung erfahren. Das war er seiner klassisch-griechischen Bildung schuldig. Aber es gab noch einen anderen Grund dafür. Geist wurde im Neuen Testament als „Beistand“ bezeichnet.

Es mag merkwürdig erscheinen, dass ich am Schluss meiner „Nachlese“ über Soziologie, Sozialwissenschaften und Philosophie eine aufs erste für die heutige Gesellschaft mit drängenden Problemen der Individualität und Solidarität auf eine anscheinend kaum relevante Urgeschichte christlicher Dogmenentwicklung zurückgreife.

Ich tue dies einerseits aus einem persönlichen Grund. Ich will zeigen, dass die Kontinuität bzw. das Wiederaufgreifen von einmal behandelten Fragen, einmal gefundene „Lieben“, wie meine Beziehung zur griechischen Antike, lebensgeschichtlich ihren eigenen Reiz hat. Eine solche Kontinuität kann Wirkung in der Art einer Selbstbelebung entfalten, analog zu einer Eigenblutinfusion.

Noch wichtiger an meiner Geschichte, meiner persönlichen Wanderung vom Gymnasiasten zum Emeritus, ist die folgende Argumentation: Man kann, ohne auf die Vorsokratiker zurückzugreifen und von deren Interpretation her die Seinsphilosophie zu stärken, wie dies Martin Heidegger tat, Neuerungen für eine philosophisch-spirituelle Position im 21. Jh. durch Rückbezug auf die *Spätantike* gewinnen. Und dieser Rückbezug lässt sich gesellschaftsphilosophisch auf Aktualitäten der postmodernen Strukturen und Situationen beziehen.

Wie das? Gregor rückt den Energiebegriff wieder an eine zentrale Stelle. Aber er fügt ihm den Gedanken der „Morphosis“ zu, der inneren Formgewinnung des Menschen.<sup>53</sup> „Philosophisches Leben“, so schrieb Gregor, sei ein Leben der vollen Menschwerdung mit dem Ziel der „Vollendung“ durch Gestaltgewinnung.

Darin ist die „göttliche Immanenz“, die Allgegenwart der Gottheit in der Welt gelegen,<sup>54</sup> dass sie (gegenüber Heidegger) dem Dasein nicht nur „Geworfenheit“ zu-

schreibt, sondern auch eine Entwicklung nach dem Maß spiritueller Kräfte.<sup>55</sup> Aber dazu, das ist das zentrale Element der „Lebensphilosophie“ des Kirchenvaters Gregor von Nyssa, braucht der Mensch – besonders der postmoderne, können wir hinzufügen – einen „Synergos“, einen (wie ich übersetzen möchte) „Mitwirker“. Sonst bleibt er „geworfen“. Gregor baute die christliche Idee ein, dass der Mensch beistandsbedürftig sei. Wie glaubwürdig, überzeugend und identisch konnte im 4. Jh. ein Bischof mit sich selber sein ...

Erziehung ist als lebenslanger Prozess, als Hilfe bei der „Morphosis“, der Gestaltfindung und Gestaltwandlung im Lebensprozess und seinen verschiedenen Stufen aufzufassen. Die Gestaltfindung bedarf der „Mitwirker“. Zur „Stärkung“ und „Festigung“ (Epheserbrief 3,16) ist *Geisteskraft* erforderlich. Das wieder bedeutet, dass die antike Vorstellung von Energie, des *Lebendigerhaltens* und *Verlebendigens* von Körper und Seele, eines *Helfers* bzw. einer Helferkraft von *besonderer Stärke* und Art bedarf. Der als „dritte göttliche Person“ in die Dogmatik hineingekämpfte Geist war genau diese Helferkraft, der „Beistand“ im Sinne des Neuen Testaments.

Allein aus sich heraus, wenn auch gestützt auf Natur und Seelenkraft, vermag der Mensch nicht zur Gestaltfindung und zur Vollendung (Teleiosis) zu gelangen. Er braucht – und das ist der Überraschungseffekt des Kirchenvaters – einen Beistand und „Stärker“. Ohne eine Kraft, die durch verschiedene Menschen, Mitmenschen, Helfer, Liebende, ihm zuzukommen vermag, ist keine „Entwicklung“ möglich. Diese Kraft ist zu identifizieren. Gregor glaubte sie in der ergänzenden dritten göttlichen Person, dem heiligen „Pneuma“ zu finden, das gleichzeitig Beistand ist.

Gregor hat das antike Denken folgerichtig mit der Idee der Gotteskraft (dem Wehen des Geistes) des Judentums verbunden. Gregor wurde dadurch zu einem intellektuellen Globalisierer, der es verdient, in der Krise europäischer Spiritualität im 21. Jh. zu Hilfe gerufen zu werden. Das sollte nicht in „antiquarischer“ Absicht, die Nietzsche in seiner Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Geschichte“ verurteilte, sondern aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus geschehen.

Sie alle, die hier Beschriebenen, hatten und haben in meiner Geschichte ihre Rolle: der Lehrer, der mich ins Gymnasium empfahl, der Griechisch-Professor, der irgendwo in Russland blieb, wo seine junge Kraft und Fähigkeit zur „Paideia“ ausgelöscht wurde, der Glanz der Akropolis, die junge Partisanin, Meister Raffael, der Gräzist Werner Jaeger und schließlich der Kirchenvater Gregor von Nyssa. Ich bin allen verpflichtet und fühle mich von ihnen beschenkt, in den Metamorphosen des Lebens, im Versuch Denkschritte zu setzen.

## Anmerkungen

- 1 Helmut Schelsky, Soziologie, wie ich sie verstand und verstehe, in: Rückblicke eines „Anti-Soziologen“, Westdeutscher Verlag Opladen, 1981, 73–74
- 2 Friedrich Tenbruck, Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder die Abschaffung des Menschen. Verlag Styria, Graz – Wien – Köln, 1984
- 3 a. a. O. 238
- 4 Leopold Rosenmayr, Saulia sucht eine sanfte Zweitfrau, in Baobab, Geschichten aus Afrika, Leske und Budrich, Opladen, 1997, 139–148
- 5 a. a. O. 180
- 6 Über die „Norwendigkeit“ der symbolischen Überhöhung der Mutter, siehe Peter Sloterdijk, Sphären III, Schäume, Suhrkamp, Frankfurt am Main, 774
- 7 a. a. O. 757
- 8 Peter Sloterdijk, Sphären III, a. a. O. 758
- 9 Heide Rosenmayr-Reinisch, Armut erzeugt nicht nur Hunger. Frühe Mutter-Kind-Beziehung bei den Bambara. In: L. Rosenmayr (Hrsg.), Jung und Alt im afrikanischen Kulturwandel. Empirische Studien zum Veränderungspotential im Entwicklungsprozeß. Teil II (FWF-Projekt Nr. P 4423-Soz), Wien: 1995, 211–228
- 10 Wilhelm Dilthey, Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Gesammelte Schriften, VII. Band, Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1927, 199
- 11 „Was der Mensch sei, sagt ihm nur seine Geschichte“, Wilhelm Dilthey, Gesammelte Schriften, Bd. 8, hrsg. von B. Groethuysen, Leipzig – Berlin 1931, 224
- 12 Wilhelm Dilthey, Bd. 5, XLI
- 13 Wilhelm Dilthey, Bd. 5 a. a. O. LIV
- 14 Wilhelm Dilthey, Bd. 5 a. a. O. XXIV
- 15 a. a. O. 1927, 195
- 16 a. a. O. 192
- 17 Paul K. Feyerabend, Über Erkenntnis, Campus Verlag, Frankfurt – New York, 1992, 122
- 18 a. a. O. 203
- 19 a. a. O. 197
- 20 a. a. O. 208, 91–92
- 21 Karl Acham, Über das Neue, Philosophisch-soziologische Betrachtungen, in: Theophil Antonicek (Hrsg.), Kreativität und Gesellschaft, Bruckner-Symposium 2000, Linz, 2004, 30
- 22 Arthur E. Imhof, „Sis humilis“. Die Kunst des Lebens als Grundlage für ein besseres Sterben, Böhlau Verlag, Wien – Köln – Weimar, 1993
- 23 Richard Rorty, Freud und die moralische Reflexion, in: Solidarität oder Objektivität? Philipp Reclam, Stuttgart, 1988, 69
- 24 Odo Marquard, Abschied vom Prinzipiellen, Philosophische Studien, Philipp Reclam, Stuttgart, 1982
- 25 Paul Feyerabend, a. a. O. 87
- 26 Peter Sloterdijk, Sphären III, Schäume, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2004, 205
- 27 Karl Acham, Über das Neue, Philosophisch-soziologische Betrachtungen, in: Bruckner-Symposium Kreativität und Gesellschaft, hrsg. v. Theophil Antonicek et al., Linz, 2004, 28
- 28 Alexander Demandt, Endzeit? Die Zukunft der Geschichte, Berlin, 1993, 188
- 29 Paul Feyerabend, a. a. O. 209

- 30 Odo Marquard, *Narrare necesse est*, in: *Philosophie des Stattendessen*, Philipp Reclam, Stuttgart, 2000, 61
- 31 Peter Sloterdijk, *Nicht gerettet*, a. a. O. 71
- 32 Martin Heidegger, *Was heißt Denken?*, in: *Vorträge und Aufsätze*, Günther Neske, Pfullingen, 1954, 135
- 33 Martin Heidegger, a. a. O. 134
- 34 Vgl. hierzu Toshihiko Izutsu, *Philosophie des Zen-Buddhismus*, Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1979, 111
- 35 Martin Heidegger, a. a. O. 137
- 36 Vgl. dazu auch verschiedene Interpretationsversuche ähnlicher Art in einem sehr sorgfältigen Neuverständnis Heideggers: Peter Sloterdijk, *Nicht gerettet – Versuche nach Heidegger*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2001
- 37 Peter Sloterdijk, *Nicht gerettet*, a. a. O. 70–71
- 38 Wilhelm Dilthey, a. a. O. 195
- 39 Vgl. dazu auch den Exkurs über Respekt (an Stelle von „Toleranz“) bei Karl Acham, a. a. O. 28
- 40 Martin Heidegger, *Was heißt Denken*, a. a. O. 141
- 41 Wilhelm Dilthey, Bd. 5, a.a.O. XXIII
- 42 Sigmund Freud, *Die endliche und die unendliche Analyse*. *Gesammelte Werke*, 16. Band (aus den Jahren 1932–1939), S. Fischer Verlag, 3. Auflage, Frankfurt am Main, 1968, 71
- 43 *Der Tod des Menschen im Denken des Lebens*, Georges Canquihem über Michel Foucault, Michel Foucault über Georges Canquihem, hrsg. von Marcelo Marques, Edition diskord, Tübingen, 1988, 43
- 44 Ludwig Binswanger, *Drei Formen mißglückten Daseins*, Max Niemeyer, Verlag, Tübingen, 1956, 64
- 45 Shuryu Suzuki, *Zen Geist Anfänger Geist*, Theseus Verlag, 11. überarbeitete Auflage, Berlin, 2002, 53
- 46 Karl Acham, a. a. O. 15
- 47 Sloterdijk, *Sphären III*, a. a. O., 705
- 48 Hannah Arendt, *Martin Heidegger ist achtzig Jahre alt*, in: *Menschen in finsternen Zeiten*, Serie Piper, München, 2001, 171
- 49 Immanuel Kant, *Ges. Schriften* 3121, 6; *Opus postumum*, Erste Hälfte, *Convolut I–VI*, Walter de Gruyter & Co., Berlin – Leipzig, 1936
- 50 Hannah Arendt, a. a. O., 168
- 51 Platon, *Gesetze*, 115
- 52 Hans Jonas, *Materie, Geist und Schöpfung*, Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt am Main, 1. Auflage, 1988, 29
- 53 Werner Jaeger, *Gregor von Nyssa's Lehre vom Heiligen Geist*, aus dem Nachlass hrsg. von H. Dörries, E. J. Britt, Leiden, 1966, 2
- 54 a. a. O. 104
- 55 a. a. O. 111

**Leopold Rosenmayr**  
**Auswahl aus dem Schriftenverzeichnis**

*Bücher*

- Geschichte der Jugendforschung in Österreich 1914–1931. Wien: Österreichisches Institut für Jugendkunde 1962.
- Familienbeziehungen und Freizeitgewohnheiten jugendlicher Arbeiter. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1963.
- Die junge Frau in der Industriegesellschaft. Eine soziologische Studie über Arbeiterinnen und Angestellte und ihre Belastung in Beruf und Familie. Wien: Sozialwissenschaftliche Gesellschaft 1969.
- Jugend. Bd. 6, Handbuch der empirischen Sozialforschung (hrsg. von René König). 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Enke/dtv 1976.
- Familie und Alter. Bd. 7, Handbuch der empirischen Sozialforschung (hrsg. von René König). Stuttgart: Enke 1976.
- Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußt gelebten Lebens. Berlin: Severin & Siedler 1983.
- Älterwerden als Erlebnis. Herausforderung und Erfüllung. Wien: Atelier Verlag 1988.
- Felicitat a la Vellesa. Una aportació de la ciència per a la vida quotidiana (hrsg. von Obra Social), Gerontologia i Societat, Bd. 3. Barcelona: Premia de Mar 1988.
- Die Kräfte des Alters. Wien: Atelier Verlag 1990.
- Altenhilfe. Ein soziales Anliegen der Jahrhundertwende. Wien: Edition Atelier 1991.
- Die Schnüre vom Himmel. Forschung und Theorie zum kulturellen Wandel. Wien: Böhlau 1992.
- Streit der Generationen. Wiener Vorlesungen. Wien: Picus 1993.
- Der Lebenskampf. Aggression und Versöhnung. Wien: Edition Atelier 1995.
- Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996.
- Baobab. Geschichten aus Afrika. Opladen: Leske und Budrich, 1997.
- Le Baobab. Histoires vécues d'Afrique. Paris: L'Harmattan 1998.

*Bücher zusammen mit anderen Autoren*

- Umwelt und Familie alter Menschen (mit Eva Köckeis). Soziologische Texte 21. Neuwied, Berlin: Luchterhand 1965.
- Kulturelle Interessen von Jugendlichen (mit Eva Köckeis und Henrik Kreutz). München: Juventa. Wien: Gebrüder Hollinek 1966.
- Die junge Frau und ihre berufliche Zukunft. Soziale Mobilität und Einstellungen zur Arbeit. Eine soziologische Studie über verheiratete Arbeiterinnen und Angestellte in Österreich (mit Anton Amann, Josef Grafinger, Max Haller, Johann Handl, Wolfgang Holzinger, Maria Katharina Strolz, Maximiliane Szinovacz. Wien: Sozialwissenschaftliche Gesellschaft 1969.

- Barrieren im beruflichen Aufstieg. Studien über die junge Arbeitnehmerin im Spannungsfeld von Beruf, Haushalt und Familie (mit Max Haller und Maximiliane Szinovácz), in: Bundesministerium für soziale Verwaltung (Hrsg.), Schriftenreihe zur sozialen und beruflichen Stellung der Frau, 2, 1973, 7–54.
- Rollenerwartungen der weiblichen Jugend. Eine empirische Untersuchung über Erwartungen und Dispositionen weiblicher Jugendlicher in Österreich (mit Henrik Kreutz). Wien: Österreichischer Bundesverlag 1973.
- Einführung in die Jugendsoziologie. Theorien – Methoden – empirische Materialien (mit Klaus R. Allerbeck). Heidelberg: Quelle und Meyer 1976.
- Der alte Mensch in der Gesellschaft (mit Hilde Rosenmayr, unter Mitarbeit von Anton Amann, Josef Hörl und Gerhard Majce). Reinbek: Rowohlt 1978.
- Youth and Society (mit Klaus R. Allerbeck). London: Sage Publications 1979.
- Jahresringe – Altern gestalten. Sozialwissenschaftliche Forschungen aus Österreich (mit Gerhard Majce und Franz Kolland). Wien: Holzhausen 1996.

#### Herausgeber

- Die menschlichen Lebensalter – Kontinuität und Krisen (Hrsg.). München, Zürich: Piper 1978.
- Politische Beteiligung und Wertwandel in Österreich (Hrsg.). Einstellungen zu Politik und Demokratieverständnis im internationalen Vergleich (mit Beiträgen von Anselm Eder, Inga Findl, Kathleen Stoffl, Elfi Urbas). Reihe Wiener sozialwissenschaftliche Studien, Band 1. München: R. Oldenburg Verlag 1980. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1980.

#### Herausgeber zusammen mit anderen

- Roscoe C. Hinkle und Gisela J. Hinkle, Die Entwicklung der amerikanischen Soziologie. Eine Geschichte ihrer Motive und Theorien (übersetzt und hrsg. gemeinsam mit Hilde Rosenmayr). Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1960.
- Soziologie – Forschung in Österreich. Methoden, theoretische Konzepte, praktische Verwertung (hrsg. gemeinsam mit Sigurd Höllinger). Wien, Graz, Köln: Böhlau 1969.
- Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie (hrsg. gemeinsam mit Klaus R. Allerbeck). München: Juventa 1971.
- Political Action. Mass participation in five western democracies (hrsg. gemeinsam mit Samuel H. Barnes, Max Kaase, Klaus R. Allerbeck, Barbara G. Farah, Felix Heunks, Ronald Inglehart, M. Kent Jennings, Hans D. Klingemann, Alan Marsh). Beverly Hills: Sage Publications 1979.
- Vieillir en Afrique (hrsg. gemeinsam mit Claudine Attias-Donfut). Paris: P.U.F. 1994
- Hoffnung Alter – Forschung, Theorie, Praxis (hrsg. gemeinsam mit Franz Böhmer). Wien: WUV Universitätsverlag 2003.

#### Artikel

- Zur Emigration europäischer Wissenschaftler nach den USA, in: Die Warte, 49, 1953.
- The Sociology of Religious Phenomena in Germany and Austria since Max Weber, in: The American Catholic Sociological Review, June, 1954, 141–160.



- Die Freizeit in der modernen Gesellschaft, in: *Soziale Welt*, 4, 1955, 297–310. Housing and Family in the City of Vienna: A Report on Current Research, in: *Transactions of the Third World Congress of Sociology*, Bd. 7, New York 1956, 61–64. Die Wiener Familie der Gegenwart. Ergebnisse soziologischer Forschung und deren Bedeutung für die psychische Hygiene, in: *Wiener Zeitschrift für Nervenheilkunde und deren Grenzgebiete*, 4, 1957, 337–369.
- „Stadt ohne Nachwuchs“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2, 1958, 292–297. Der alte Mensch in der sozialen Umwelt von heute, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 4, 1958, 642–657.
- Der Wiener Geburtenrückgang im Lichte soziologischer Forschung, in: *Internationaler Bevölkerungswissenschaftlicher Kongress Wien 1959*. Wien: 1959, 317–328.
- Gesellschaftsbild und Kulturkritik Martin Heideggers, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, 1, 1960, 1–38.
- Selected Problems of the Family in Urban and Rural Austria, in: *International Journal of Comparative Sociology*, 1, 1960, 89–102.
- Soziale Schichtung, Bildungsweg und Bildungsziel im Jugendalter, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 5, 1961, 268–283.
- Die Ursprünge der Lehre von drei Typen und Entwicklungsstadien der Menschheit, in: *Naturordnung. Festschrift für Johannes Messner*. Innsbruck: Tyrolia-Verlag 1961, 244–264.
- Role and Role Image of the Austrian Woman, in: *International Social Science Journal*, 1, 1962, 157–165. Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter (mit Eva Köckeis), in: *Soziale Welt*, 3, 1962, 214–229.
- Propositions for a Sociological Theory of Ageing and the Family (mit Eva Köckeis), in: *International Social Science Journal*, 3, 1963, 410–426.
- Austrian Sociology – Past and Present, Notes on Some Historical Trends and Present Research Activities, in: *Social Sciences Information*, 1, 1965, 85–101.
- Der neue Unterrichtsgegenstand Sozialkunde, *Sozial- und wirtschaftskundliche Schriftenreihe*, 1, 1965, 5–35.
- Ergebnisse, Aufgaben und Ziele der Soziologie an der Wiener Universität, in: *Universität Wien (Hrsg.), Aufgaben der Universität Wien in Gegenwart und Zukunft. Aufsätze zur 600-Jahrfeier*. Wien: Verlag der Österreichischen Hochschulzeitung 1965, 86–98.
- Intimität auf Abstand (mit Eva Köckeis), *Die Familienbeziehungen alter Menschen*, in: *Hochland*, 3, 1966, 236–247.
- Vorgeschichte und Entwicklung der Soziologie in Österreich bis 1933, in: *Zeitschrift für Nationalökonomie*, 1–3, 1966, 268–283. Erschienen auch in: W. Weber (Hrsg.), *Einheit und Vielfalt in den Sozialwissenschaften*, Festschrift für Alexander Mahr. Wien, New York: Springer Verlag 1966.
- Soziologische Forschungsarbeit in Österreich von 1950 bis 1965. Ein Sammelbericht über empirische Untersuchungen und Bemerkungen über Desiderata, in: Th. Mayer-Maly, A. Nowak, Th. Tomandl (Hrsg.), Festschrift für Hans Schmitz. Wien, München: Herold 1966, 194–215.
- Max Scheler, Karl Mannheim und die Zukunft der Wissenssoziologie, in: A. Silbermann (Hrsg.), *Militanter Humanismus. Von den Aufgaben der modernen Soziologie*, Festschrift für René König. Frankfurt am Main: S. Fischer 1966, 200–231.
- Hauptprobleme der Alterssoziologie (Unter besonderer Berücksichtigung der Familienbeziehungen bejahrter Menschen), in: Max Graf zu Solms und Karl-Heinz Pähler (Hrsg.), *Civitas Gentium, Schriften zur Soziologie und Kulturphilosophie, Familie und Gesellschaft*. Tübingen: J. C. B. Mohr 1966, 195–234.

- L'aventure humaine, *Encyclopédie des sciences de l'homme*, in: *La jeunesse*, 4: *L'homme et les autres*. Paris: Ed. de la Grange Batelière 1967, S. 166–175. Deutsche Ausgabe: *Das menschliche Wagnis*, 4: *Der Mensch und seine Umwelt*. Genf: Kister 1967, 166–175.
- Über das wechselseitige Verhältnis von Empirie, Theorie und Praxis, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 3, 1967, 440–453.
- Sport as Leisure Activity of Young People. Report About Research Conducted in Austria, in: *International Review of Sport Sociology*, 2, 1967, 19–32.
- Towards an Overview of Youth Sociology, in: *International Social Science Journal*, 2, 1968, 286–315.
- Eltern und Gleichaltrige als Faktoren sozialen Einflusses bei Jugendlichen und „jungen Erwachsenen“ (mit Henrik Kreutz), in: Gerhard Würzbacher (Hrsg.), *Die Familie als Sozialisationsfaktor*, Band III, *Der Mensch als soziales und personales Wesen*. Stuttgart: Enke 1968, 201–247.
- Family Relations of the Elderly, in: *Journal of Marriage and the Family*, 4, 1968, 672–679.
- Hauptgebiete der Jugendsoziologie, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 2. Stuttgart: Enke 1969, 65–171.
- Soziologie des Alters, in: René König (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Band 2. Stuttgart: Enke 1969, 306–357.
- Das wechselseitige Verhältnis von Empirie, Theorie und Praxis, in: Leopold Rosenmayr und Sigurd Höllinger (Hrsg.), *Soziologie, Forschung in Österreich. Methoden. Theoretische Konzepte. Praktische Verwertung*. Wien, Köln, Graz: Verlag Hermann Böhlau Nachf. 1969, 31–42.
- Die Institutionalisierung der soziologischen Forschung in Österreich, in: Leopold Rosenmayr und Sigurd Höllinger (Hrsg.), *Soziologie, Forschung in Österreich. Methoden. Theoretische Konzepte. Praktische Verwertung*. Wien, Köln, Graz: Verlag Hermann Böhlau Nachf. 1969, 47–73.
- Über den Ideologiebegriff, in: Leopold Rosenmayr und Sigurd Höllinger (Hrsg.), *Soziologie, Forschung in Österreich. Methoden. Theoretische Konzepte. Praktische Verwertung*. Wien, Köln, Graz: Verlag Hermann Böhlau Nachf. 1969, 149–167.
- Jugend als Faktor sozialen Wandels, Versuch einer theoretischen Exploration der Jugendrevolten, in: Friedhelm Neidhardt (Hrsg.), *Jugend im Spektrum der Wissenschaften, Beiträge zur Theorie des Jugendalters*. München: Juventa 1970, 203–228.
- Cultural Poverty of Working Class Youth, in: Peter Townsend (Hrsg.), *A Concept of Poverty*. London: Heinemann 1970, 165–183.
- Zur theoretischen Neuorientierung der Jugendsoziologie, in: Klaus R. Allerbeck und Leopold Rosenmayr (Hrsg.), *Aufstand der Jugend? Neue Aspekte der Jugendsoziologie*. München: Juventa 1971, 229–268.
- The Pluridimensionality of Work Commitment. A Study of Young Married Women in Different Social Contexts of Occupational and Family Life (mit Max Haller), in: *Human Relations*, 6, 1971, 501–518.
- Introduction: New Theoretical Approaches to the Sociological Study of Young People, in: *International Social Science Journal*, 2, 1972, S. 216–256. Introduction: Nouvelles orientations théoriques de la sociologie de la jeunesse, in: *Revue Internationale des Sciences Sociales*, 2, 1972, 227–271.
- The Elderly in Austrian Society, in: Donald O. Cowgill und Lowell D. Holmes (Hrsg.), *Aging and Modernization*. New York: Appleton-Century-Crofts 1972, 183–196.
- Altern und Alter (mit Hilde Rosenmayr), in: *Die moderne Gesellschaft (Reihe „Wissen im Überblick“)*. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1972, 363–380.
- La juventud como factor de cambio social, in: *Revista del Instituto de la Juventud*, 6, 1973, 47–76.

- Über Vorläufer und Pioniere einer Zusammenarbeit zwischen Statistik und Soziologie in Österreich, in: Heimold Helczmanowski (Hrsg.), Beiträge zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1973, 37–44.
- Die Revision der These vom generellen Leistungsverfall im Alternsprozess, in: Karl Fellinger (Hrsg.), Aktivitätsprobleme der Alternenden. Eine psychosomatische Studie. Basel: La Roche 1974, 101–123.
- The Underdeveloped Position of Women in Industrial Society, in: Social Change, Journal of the Council for Social Development, 2, 1974, 4–14.
- Stadt und Gesellschaft, in: Wolf Frühauf (Hrsg.), Wissenschaft und Weltbild, Festschrift für Hertha Firnberg. Wien: Europaverlag 1975, 323–355.
- Soziologie auf der Suche nach konkreter Praxis. Ein Beitrag zur Selbstprüfung einer Wissenschaft, in: H. Baier (Hrsg.), Freiheit und Sachzwang, Beiträge zu Ehren Helmut Schelskys. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag 1977, 23–68.
- The Family – A Source of Hope for the Elderly?, in: Ethel Shanas und Marvin B. Sussman (Eds.), Family, Bureaucracy and the Elderly. Durham, N. C.: Duke University Press 1977, 132–157.
- Lebensalter, Lebensverlauf und Biographie, in: Grete Klingenstein, Heinrich Lutz und Gerald Stourzh (Hrsg.), Biografie und Geschichtswissenschaft, Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, Bd. 6. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1979, 47–67.
- Der Eingriff der Sozialforschung in die Praxis, in: Ursula Lehr (Hrsg.), Interventionsgerontologie. Darmstadt: Steinkopff 1979, 128–147.
- Durch Praxisrelevanz zu neuem Theoriebezug? Prolegomena zur Revision des Selbstverständnisses der Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1, 1981, 1–49.
- Kunstabstrich und „Massenästhetik“, in: Heine v. Alemann (Hrsg.), Soziologie in weltbürgerlicher Absicht. Festschrift für René König zum 75. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag 1981, 68–89.
- Wider die Harmonie-Illusion, Praxisbeziehung als Herausforderung zur Neubestimmung der Soziologie (mit Beispielen aus Lebenslauforschung und Sozialgerontologie), in: Ulrich Beck (Hrsg.), Soziologie und Praxis. Soziale Welt – Sonderband 1. Göttingen: Otto Schwartz 1982, 27–58.
- Biography and Identity, in: Tamara K. Hareven und Kathleen J. Adams (Hrsg.), Aging and Life Course Transitions: An Interdisciplinary Perspective. New York, London: Guilford Press 1982, 27–53.
- Les étapes de la vie, in: Communications, Le continent gris. Vieillesse et vieillissement, no. 37, 1983, 89–103.
- Reduced Pragmatic Solidarity: Multigenerational Relations within the Extended Family in View of Social Policy Measures, in: James E. Birren, Joep M.A. Munnichs, Hans Thomae und Maurice Marois (Hrsg.), Aging: A Challenge to Science and Society. Bd. 3, Behavioural Sciences and Conclusions. London: Oxford University Press 1983, 134–155.
- Sociology – Decyphering „Zeitgeist“, Creating Consciousness or Cooperation to „Solve Problems“? In: B. Holzner, K.D. Knorr und H. Strasser (Hrsg.), Realizing Social Science Knowledge. The Political Realization of Social Science Knowledge and Research: Toward New Scenarios (A Symposium in Memoriam Paul F. Lazarsfeld). Wien, Würzburg: Physica-Verlag 1983, 125–146.
- Lebensalter und Kultur. Ein Versuch vergleichender Soziobiologie und Soziologie, in: Christoph Conrad und Hans-Joachim von Kondratowitz (Hrsg.), Gerontologie und Sozialgeschichte. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen 1983, 35–57.
- Gerosoziologie, in: Wolf D. Oswald, Werner M. Herrmann, Siegfried Kanowski, Ursula M. Lehr und Hans Thomae (Hrsg.), Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1984, 176–183.

- Sozialgerontologie, in: Wolf D. Oswald, Werner M. Herrmann, Siegfried Kanowski, Ursula M. Lehr und Hans Thomae (Hrsg.), *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1984, 436–443.
- Changing Values and Positions of Aging in Western Culture, in: James E. Birren and K. Warner Schaie (Hrsg.), *Handbook of the Psychology of Aging*. New York: Van Nostrand Reinhold 1985, 190–215.
- Die gesellschaftliche Stellung der Älteren als Problem der Kultur, in: R. Muth, M. Halbhauer und L. Auinger (Hrsg.), *Das Alter aus der Sicht der Wissenschaft*. Innsbruck: Kommissionsverlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1985, 65–95.
- Wege zum Ich vor bedrohter Zukunft. Jugend im Spiegel multidisziplinärer Forschung und Theorie, in: *Soziale Welt*, 3, 1985, 274–298.
- Freiheit durch Kritik, in: Norbert Leser (Hrsg.), *Heer-Schau. Briefe an und über Friedrich Heer*. Wien: Böhlau 1985, 90–133.
- On Freedom and Aging, in: *Journal of Aging Studies*, 4, 1987, 299–316.
- Alter und Jugend. Historische Ideen, soziale Realisierung, in: Hilmar Hoffmann (Hrsg.), *Jugendwahn und Altersangst*. Frankfurt: Athenäum 1988, 41–89.
- More than Wisdom, A Field Study of the Old in an African Village, in: *Journal of Cross-Cultural Gerontology*, 3, 1988, 21–40.
- Die Schnüre vom Himmel. Über Alte und Ahnen bei den Bambara in der Region von Ségou, in: *psychosozial* 6/34 1988, 63–88.
- Erlebte Soziologie-Geschichte in Österreich ab 1945 (Subjektive Ansichten eines Beteiligten), in: Josef Langer (Hrsg.), *Österreichische Soziologiegeschichte*. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1988, 281–316.
- Jugend als Spiegel der Gesellschaft? Zur Deutung neuer österreichischer Forschungen, in: Herbert Janig, Peter C. Hexel, Kurt Luger, Bernhard Rathmayr (Hrsg.), *Schöner Vogel Jugend, Analysen zur Lebenssituation Jugendlicher*. Linz: Universitätsverlag Rudolf Trauner 1988, 4–35.
- Soziologie und Natur. Plädoyer für eine Neuorientierung, in: *Soziale Welt*, 1/2, 1989, 12–28.
- Ist „Handeln“ ein zentrales Thema der Soziologie? Lazarsfelds Beitrag zu einer psychosozialen Entscheidungstheorie, in: Wolfgang R. Langenbacher (Hrsg.), Paul F. Lazarsfeld. *Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung*. München: Ölschläger 1990, 156–174.
- The Position of the Old in Tribal Society. Report from a Field Study in West Africa, in: M. Bergener, J. Ermini, H.B. Stähelin (Hrsg.), *Challenges in Aging. The 1990 Sandoz Lectures in Gerontology*. London, New York: Academic Press 1990, 25–51.
- Philosophie des Alterns und des Alters (Gerontophilosophie), in: Wolf D. Oswald, Werner M. Herrmann, Siegfried Kanowski, Ursula M. Lehr und Hans Thomae (Hrsg.), *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer 1991, 403–416.
- Sozialgerontologie, in: Wolf D. Oswald, Werner M. Herrmann, Siegfried Kanowski, Ursula M. Lehr und Hans Thomae (Hrsg.), *Gerontologie. Medizinische, psychologische und sozialwissenschaftliche Grundbegriffe*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer 1991, 530–538.
- Sexualität, Partnerschaft und Familie älterer Menschen, in: Paul B. Baltes und Jürgen Mittelstraß (Hrsg.), *Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung*. Berlin, New York: Walter de Gruyter 1992, 461–491.
- Jenseits von Fügsamkeit. Über das Streben nach Exzellenz in Gesellschaften des subsaharischen Westafrika, in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW)*, Band 120, 1990, 113–149.

- Aggression: Chancen und Risiken interpersonaler und sozialer Konfliktlösungen, in: H.-J. Möller u. H.M. van Praag (Hrsg.), *Aggression und Autoaggression*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer 1992, 153–170.
- Philosophie des Alterns und des Alters (Gerontophilosophie), in: H.-D. Klein u. J. Reikerstorfer (Hrsg.), *Philosophia perennis. Erich Heintel zum 80. Geburtstag*. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 1993, 489–509.
- Künftige Aufwertung des höheren Alters? in: Martina B. Güntert-Dubach und Ruth A. Meyer Schweizer (Hrsg.), *Alternativen. Brüche im Lebenslauf*. Publikation der Akademischen Kommission der Universität Bern. Bern: Haupt 1995, 61–79.
- Theorie und Praxis – Bemerkungen aus der Altersforschung, in: Themengebiet 1994 „Alter“, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung 1995, 179–203.
- Eros und Liebe im Alter, in: Margret Baltes und Leo Montada (Hrsg.), *Produktives Leben im Alter*. Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 1996, 258–289.
- „Vor Greisengrau steh auf“, Alte Menschen im Spiegel der Geschichte und der Kulturen, in: Altern (Funkkolleg, Studienbrief 1, Studieneinheit 2). Deutsches Institut für Fernstudienforschung: Universität Tübingen 1996, 1–56.
- Harter, unsicherer Anfang, in: Christian Fleck (Hrsg.), *Wege zur Soziologie nach 1945, Autobiographische Notizen*. Opladen: Leske und Budrich 1996, 99–140.
- Kulturwandel und Generationenkonflikt im subsaharischen Afrika. Dorfstudien und Umfragen unter ländlicher und städtischer Jugend in Mali, in: Ernst Ebermann und Karl E. Thomanek (Hrsg.), *Chancen & Risiken der Entwicklung Subsahara-Afrikas. Beiträge zu den Ringvorlesungen des Afro-Asiatischen Instituts Wien und des Instituts für Völkerkunde der Universität Wien*. Wien 1996, 167–186.
- Mein „Sinn“ ist nicht dein „Sinn“, Unverbindlichkeit oder Vielfalt - Mehrere Wege zum Singletum (gem. m. F. Kolland), in: Ulrich Beck (Hrsg.), *Kinder der Freiheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, 256–287.
- Psychoanalyse und Altersforschung, in: Hartmut Radebold (Hrsg.), *Altern und Psychoanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1997, 21–40.
- What Can the Generations Offer Each Other? – Doubts and Hopes for the Coming Century, in: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hrsg.), *Conference Document, International Expert Meeting Aging in Europe: Intergenerational Solidarity – A Basis of Social Cohesion*, Hofburg – Wien, 16. November 1998, 1–28.
- Relations entre générations et changement social, in: *Retraite & Société*, Paris 24/1998, 73–85.
- Über Generationen (aktueller Datenbezug und sozialpolitische Praxisrelevanz), in: Christoph Behrend und Peter Zeman (Hrsg.), *Soziale Gerontologie – Gedenkschrift für Margret Dieck*, Sonderdruck von „Sozialpolitische Schriften“, Heft 76, 1998, Berlin, Duncker & Humblot, 17–50.
- Generationen – Zur Empirie und Theorie eines psycho-sozialen Konfliktfeldes, in: Martin Teising (Hrsg.), *Altern: Äußere Realität, innere Wirklichkeiten*. Westdeutscher Verlag: Opladen 1998, 17–44.
- Die Bedeutung der Beziehungen zwischen Alt und Jung für die Gesellschaft, in: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hrsg.), *Konferenzbericht zur Internationalen Fachkonferenz Altern in Europa: Generationensolidarität – eine Basis des sozialen Zusammenhalts*, Wien, 16. November 1998, 26–30.
- Über Generationen (Begriffe, Datenbezug und sozialpolitische Praxisrelevanz), in: H. Löffler u. E. W. Streissler (Hrsg.), *Sozialpolitik und Ökologieprobleme der Zukunft – Festsymposium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften anlässlich ihres 150jährigen Jubiläums*, 14.–16. Mai 1997, Wien 1999, 19–65.

- Alt und jung – Gegensatz oder Ergänzung?, in: Gerhard Naegele und Rudolf-M. Schütz (Hrsg.), Soziale Gerontologie und Sozialpolitik für ältere Menschen – Gedenkschaft für Margret Dieck. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, 157–169.
- Was Hänchen nicht lernt, kann ein alter Hans immer noch lernen, in: Susanne Becker, Ludger Veelken, Klaus P. Wallraven (Hrsg.), Handbuch Altenbildung – Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen: Leske und Budrich 2000, 445–456.
- Erinnern bewahrt vor Verschwinden, in: Konrad P. Liessmann (Hrsg.), Die Furie des Verschwindens. Über das Schicksal des Alten im Zeitalter des Neuen. Philosophicum Lech. Wien: Zsolnay Verlag 2000, 143–175.
- Soziokulturelle Aspekte der Aggression im Alter, in: R.D. Hirsch, J. Bruder u. H. Radebold (Hrsg.), Handeln statt Mißhandeln (HSM). Aggression im Alter, 2000, 125–138.
- Sonderfall Österreich, in: H. Sahrer (Hrsg.), Soziologie als angewandte Aufklärung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, 51–57.
- Zwischen Sippe und Modernität – Feldstudien über das Generationenverhältnis im afrikanischen Kulturwandel, in: Martin Kohli und Marc Szydlík (Hrsg.), Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen: Leske und Budrich 2000, 179–202.
- Alt und Jung im afrikanischen Kulturumbruch (Erfahrungen und Ergebnisse von Studien in Dörfern des Sahel von 1983–97), in: Michael Benedikt, Reinhold Knoll und Kurth Lüthi (Hrsg.), Über Gesellschaft hinaus. Kulturosoziologische Beiträge im Gedenken an Robert Heinrich Reichardt. Klausen-Leopoldsdorf: Synergiea 2000, 4–9.
- Soziologie: Forschung im Gesellschaftsbezug. Einige persönliche und fachliche Erfahrungen mit Methodenpluralismus und Praxisrelevanz, in: Menschen Märkte Meinungen. 50 Jahre Fessel-GfK. Wien: Edition Atelier 2000, 47–76.
- Über das Neue in Gesellschaft und Kultur, in: Ludwig Huber (Hrsg.), Wie das Neue in die Welt kommt. Phasenübergänge in Natur und Kultur. Wien: WUV 2000, 269–282.
- Neue Daten und Thesen zur Generationenfrage – Österreichische und europäische Befunde, in: SWS-Rundschau, 40. Jahrgang, Heft 3/2000, hrsg. von der Sozialwissenschaftlichen Studiengesellschaft (SWS), Wien 2000, 229–248.
- Altern aus soziologischer Sicht, in: Franz Böhmer (Hrsg.), Was ist Altern? Eine Analyse aus interdisziplinärer Perspektive. Historisch-anthropologische Studien. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2000, 51–80.
- The culture of aging. Individual and societal models in historico-sociological perspective, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Nr. 34, Steinkopff-Verlag, 2001, 2–8.
- Die soziale Situation der älteren Menschen nach kulturellen Gesichtspunkten, in: Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), Ältere Menschen – Neue Perspektiven. Seniorenbericht 2000: Zur Lebenssituation älterer Menschen in Österreich. Wien 2001, 534–565.
- L'image de la vieillesse à la naissance de l'Europe (Abstrakt auch in Englisch: The Image of Old Age at the Birth of Europe), in: Retraite et Société. Caisse Nationale D'Assurance Vieillesse. Images de la vieillesse, numéro 34, octobre 2001, 11–27.
- Weisheit des Alters in der Stammesgesellschaft. Aus ethnosozologischen Untersuchungen in Westafrika seit 1982, in: Anzeiger der phil. hist. Klasse, 136. Jahrgang, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2001, 5–42.

- Sozial organisierte Hygiene im Entwicklungsprozess afrikanischer Städte, in: Marie France Chevron, Christoph Reinprecht, Gaoussou Traoré (Hrsg.), Umwelt und Urbanität in Westafrika. Beiträge zur Müllverwertung und Abfallproblematik. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel/Südwind 2002, 156–162.
- Soziologie und Demographie – Verschiedene Wege, komplementäre Ziele, in: G. Feichtinger, R. Gisser, J. Kytir (Hrsg.), Demographie im interdisziplinären Kontext. Festschrift 25 Jahre Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 2002, 13–20.
- Eine neue Kultur des Alterns, in: F. Karl und Kirsten Aner (Hrsg.), Die „neuen Alten“ revisited. Kasseler Gerontologische Schriften, 28 (2002), 155–160.
- Zwischen Sippe und Modernität. Feldstudien zum Generationenkonflikt im Entwicklungsprozess Westafrikas, in: Hiltrud Marzi (Hrsg.), Alter in Afrika – Tradition und Wandel. Ingelheim: Verlag Gebr. Kögler GmbH 2002, 63–88.
- Productivity and Creativity in Later Life, in: Stefan Pohlmann (Hrsg.), Facing an Ageing World – Recommendations and Perspectives, Beiträge zur sozialen Gerontologie, Sozialpolitik und Versorgungsforschung, Band 17. Regensburg: Transfer Verlag 2002, 119–133.
- Altern in der Großstadt – Eine empirische Untersuchung über Einsamkeit, Bewegungsarmut und ungenutzte Kulturchancen in Wien (gem. mit Franz Kolland), in: Gertrud M. Backes, Wolfgang Clemens (Hrsg.), Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen: Leske und Budrich 2002, 251–278.
- Soziologische Theorien des Alterns und der Entwicklung im späten Leben, in: Fred Karl (Hrsg.), Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie – Alter und Altern als ein gesellschaftliches Problem und individuelles Thema. Weinheim, München: Juventa Verlag 2003, 19–43.
- Hoffnung worauf? (gem. m. Franz Böhmer), in: Leopold Rosenmayr und Franz Böhmer (Hrsg.), Hoffnung Alter – Forschung, Theorie, Praxis. Wien: WUV Universitätsverlag 2003, 9–18.
- Berufliche Arbeit in einer neuen Charta des Lebenslaufs, in: Leopold Rosenmayr und Franz Böhmer (Hrsg.), Hoffnung Alter – Forschung, Theorie und Praxis. Wien: WUV Universitätsverlag 2003, 145–172.
- Entwicklungen im späten Leben: Pläne und Chancen, in: Leopold Rosenmayr und Franz Böhmer (Hrsg.), Hoffnung Alter – Forschung, Theorie und Praxis. Wien: WUV Universitätsverlag 2003, 314–330.
- Alt und Jung in einer ergrauenden Gesellschaft. Zur Neukonstituierung der Beziehungen und Verhältnisse zwischen den Generationen, in: Reinhard Neck (Hrsg.), Altern und Alterssicherung aus wissenschaftlicher Sicht. Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag 2003, 23–45.
- Humanistische Gerontologie – was ist das?, in: Eva Gösken und Matthias Pfaff (Hrsg.), Lernen im Alter – Altern lernen. Oberhausen: Athena 2003, 21–29.
- Einsamkeit, in: Eva Gösken und Matthias Pfaff (Hrsg.), Lernen im Alter – Altern lernen. Oberhausen: Athena 2003, 37–42.







boehlau

Wien Köln Weimar

**Anton Amann**

**Die großen Alterslügen**

**Generationenkrieg, Pflegechaos, Fortschrittsbremse?**

2004. 15,5 x 23,5 cm. 256 Seiten. Gb.

ISBN 3-205-77246-6

„Inszenierter Generationenkrieg? Republik der Pflegefälle? Land der Greise?“ Der Terror der Produktivität und das Trugbild des ökonomischen Nutzens sind zum Markenzeichen des gesamten Lebens geworden. Kollektive Vorurteile trauen den Alten keinen produktiven Beitrag für die Gesellschaft zu. Wären wirklich alle Menschen über 55 mit einem Schlag weg, könnte die Firma Österreich Konkurs anmelden, in jeder Hinsicht.

Die Alterspolitik stand in den letzten Jahren unter dem Diktat der Teilreparaturen (Pensionsreform) oder der Versäumnisse (Wohnbau, Verkehr etc.). Von den wohlhabenden Alten zu reden, die reicher sind als die Jungen, ist eine schlichte Lüge. Im Jahr 2001 erhielten 50 % der Männer und Frauen in der Gesetzlichen Pensionsversicherung (ASVG) in Österreich weniger als EUR 820,28. Die Vermögen werden an die Jungen vererbt und verschenkt. Der vielzitierte Generationenvertrag ist ein Reizwort ohne Tiefgang. Die Pensionsregelungen sind sowenig das ganze Leben im Alter wie das Programm schon das ganze Konzert ist.

Von einem „Land der Greise“ oder vom „Altenheim Österreich“ zu sprechen, kann wohl nur Panikmache und Katastrophentheater sein, um jene zu Sündenböcken zu stempeln, die im demographischen Wandel den Kopf vorne haben: die Alten. Die größte Aufgabe für die Zukunft besteht darin, die Alten als wichtige Kraft und unverzichtbaren Teil der ganzen Gesellschaft zu erkennen und zu akzeptieren. Heute investieren heißt, für morgen sparen. Die Kurzsichtigkeit des sozialen Denkens verhindert allerdings die langfristig sinnvollen Lösungen.

Erhältlich bei  
Ihrem Buchhändler!

[www.boehlau.at](http://www.boehlau.at)

[www.boehlau.de](http://www.boehlau.de)



bohlau

Wien Köln Weimar

**Anton Amann (Hrsg.):  
Kurswechsel für das Alter**

2000. 17 x 24 cm. 196 Seiten. Br.

ISBN 3-205-99185-0

Dass die schnelle Zeit und der rapide Wandel aller Verhältnisse das Markenzeichen unseres Daseins geworden seien, ist eine so verbreitete Darstellung, dass manche sich scheuen, es noch auszusprechen. Umso mehr verwundert es, dass einer der sich am nachdrücklichsten verändernden Bereiche, das „Alter“, so wenig zur Diskussion steht. Aufmerksamkeit erregt es in den letzten Jahren als Begleitthema zur Pensionsfinanzierung, zur Pflegevorsorge und zum Generationenkonflikt. Die ungenauen und falschen Urteile sind meist schnell gefällt. Den Alten sei es noch nie so gut gegangen wie heute, sie lebten auf Kosten der Jüngeren, sie seien unproduktiv und hauptsächlich auf Reisen, ihr Beitrag für die Gesellschaft bestehe im Beaufsichtigen der Enkel und dem, was sie früher geleistet hätten.

Die Grundfragen einer alternden Gesellschaft liegen tiefer und die Interessenkonflikte anderswo als zwischen den Generationen. Die Fragen, die hier zu stellen wären, spannen einen Bogen, der von den sozial-ethischen und gesellschaftspolitischen Prämissen eines neuen Sozialvertrages bis zu den Bedingungen psychosozialer Gesundheit im hohen Alter reicht. Vielleicht wird deshalb nicht besonnen genug über das Alter gesprochen.

In diesen Themenkreis kann das Buch jenen helfen einzudringen, denen der Zugang bisher nicht gelang, oder denen die Berichte in Zeitungen und Fernsehen keine Befriedigung verschaffen. Die Autoren und Autorinnen haben Themen des Älterwerdens zu ihrer Sache gemacht und darüber unter dem Gesichtspunkt möglicher zukünftiger Entwicklungen aus ihrer Arbeit und aus den ihnen wichtigen Perspektiven heraus nachgedacht. Dabei ist eine Fülle von Einsichten zusammengekommen, die uns zeigen, dass unsere Bilder vom Älterwerden und vom Altsein unstimmig sind, dass die politischen Konzepte geändert werden müssen. Diese Einsichten geben aber auch Anlass, darüber nachzudenken, ob wir noch eine den sich wandelnden Verhältnissen angemessene Vorstellung von Gesellschaft, Staat und Bürokratie, von Lebensplan und Selbstverantwortung, von Jugend und Alter haben. Schließlich ist zu lernen, dass alte Menschen Teil der demokratischen Gesellschaft sind, dass ihre Lebensinhalte mehr bedeuten als nicht mehr arbeiten zu müssen, und dass ihr möglicher Beitrag zu einer funktionierenden Gesellschaft der Zukunft ist noch gar nicht mit der nötigen Bestimmtheit erkannt worden ist.

Erhältlich bei Ihrem  
Buchhändler!

[www.boehlau.at](http://www.boehlau.at) [www.boehlau.de](http://www.boehlau.de)





Anton Amann  
ist Professor am Institut für Soziologie  
der Universität Wien.

Gerhard Majce  
ist Assistenzprofessor am Institut für  
Soziologie der Universität Wien.

Strenge Interdisziplinarität in der Forschung, wie sie in den Natur- und Computerwissenschaften sich etabliert hat, konnte in der Soziologie nie durchgesetzt werden. Mit der Vorstellung von mehr Interdisziplinarität wird aber doch die Hoffnung auf eine weniger beengte und damit zugleich weltoffeneren Perspektive einer Wissenschaft verbunden. In diesem Buch wird nun nicht den üblichen Kritiken nachgegangen, sondern im materiellen Sinn einem anderen Konzept gefolgt. Es gründet auf drei Perspektiven: Interdisziplinarität als wissenschaftliche Haltung dafür, dass in konsequenzenreicher Weise in verschiedenen Disziplinen in verschiedenen Sprachen über Probleme derselben Welt gesprochen wird; Interdisziplinarität als theoretisch-methodische Öffnung von Einzeldisziplinen, verbunden mit der Notwendigkeit inter- oder transkultureller Öffnung; Interdisziplinarität als besondere Form der Expertise im Verhältnis zwischen Forschung und Gesellschaft.

Anton Amann, Claudine Attias-Donfut, Ulrich Beck, Franz Böhmer, Marie-France Chevron, Josef Hörl, Malcolm Johnson, Martin Kohli, Franz Kolland, Gert Lang, Ursula Lehr, Gerhard Majce, Christoph Reinprecht, Leopold Rosenmayr, Wolfgang Schulz, Heinrich Stemberger, Robert Strodl

